ARCHIV FÜR KULTURGESCHICHTE

UNTER MITWIRKUNG VON

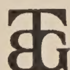
G. DEHIO · A. DOPSCH · H. FINKE · K. HAMPE
FR. KERN · O. LAUFFER · C. NEUMANN
A. SCHULTE · E. SCHWARTZ

HERAUSGEGEBEN VON

WALTER GOETZ UND GEORG STEINHAUSEN

22

ZWEIUNDZWANZIGSTER BAND



1932
LEIPZIG UND BERLIN
VERLAG UND DRUCK VON B. G. TEUBNER

Mit Genehmigung der
B. G. Teubner Verlagsgesellschaft mbH, Stuttgart
veranstalteter Nachdruck
KRAUS REPRINT LTD.
Vaduz
1965

Printed in U. S. A.

INHALT.

AUFSÄTZE.

MISZELLEN.

LITERATURBERICHTE.

ERWIDERUNGEN UND ERKLÄRUNGEN.

DIE RASSENFORSCHUNG.

VON WALTER GOETZ.

Es dürfte wohl an der Zeit sein, daß die deutsche Rassenforschung einmal tatkräftig und endgültig mit denen abrechnete, die fortgesetzt alle ernste Forschung verwirren und das große Publikum über den wahren Stand der Rassenforschung täuschen. Seitdem einer dieser Dilettanten durch politischen Klüngel Professor an einer deutschen Hochschule geworden ist, steigt die Gefahr, daß man im In- und Ausland die Ergebnisse des Dilettantismus für deutsche Wissenschaft ansieht — wir Andern wären mitschuldig, wenn wir einer solchen Entwicklung und Kompromittierung nicht rechtzeitig Halt gebieten wollten.

Denn die Folgen sind heute schon genugsam spürbar. Man behauptet nicht zu viel, wenn man von einer Krise der Rassenforschung spricht. Zwar betrifft diese Krise nicht die ernsten Forscher, wohl aber das Gesamtgebiet, auf dem von einer rührigen Schar völkischer Schriftsteller geradezu auf den Kopf gestellt wird, was von der Wissenschaft erforscht ist, und nicht nur das große Publikum, sondern auch Gelehrte, die sich mit den Rassenfragen nicht selber beschäftigen können, aber von den Ergebnissen der Forschung hören möchten, laufen Gefahr in die Hände von solchen zu fallen, die Rassenkunden des deutschen Volkes in kleinen und großen Ausgaben geschäftig auf den Markt bringen. Gesinnungstüchtige Verleger wissen diese Werke entsprechend anzupreisen, und sie wagen die Lüge zu verbreiten, daß die Gedanken des Grafen Gobineau — des Begründers des Rassendilettantismus — „zum Allgemeinbesitz der Deutschen" geworden seien und daß die deutsche Wissenschaft auf seine deutschen Nachfolger stolz sein könne. Während alle ernste Wissenschaft gegen Gobineau steht und ihn nur als den unzulänglichen Begründer einer neuen Wissenschaft anerkennt, wird von gewisser Seite der Gobineausche Rassenwahn zum Kriterium deutscher Wissenschaft und echter deutscher Gesinnung gemacht,

und die 15 Auflagen des Güntherschen Rassenbuches bezeugen jedenfalls, daß ein mit Zeitströmungen arbeitender Dilettantismus der ernsten Wissenschaft um viele Längen den Rang abläuft.

Innerhalb der ernsthaften Rassenforschung besteht allerdings insofern ebenfalls eine Krise, als so ziemlich alle älteren Anschauungen durch die Fortschritte der Forschung ins Wanken gekommen sind. Selbst der Begriff „Rasse" ist heute unsicher geworden und wird von einigen Forschern ganz abgelehnt. Die Dilettanten zeichnen sich dadurch aus, daß sie von der Rasse als etwas Selbstverständlichem und dauernd Feststehendem sprechen. Aber die einen verstehen darunter die großen Menschheitsrassen der Erde, die anderen spalten die Völker nach Rassen auf und kommen auf immer kleinere Gruppen, wieder andere setzen Volk und Rasse gleich, oder es wird von Rassenwandel in Deutschland und neuwerdenden Rassen in Nord- und Südamerika und sonst gesprochen, was natürlich der schärfste Gegensatz gegen den völkischen Rassenbegriff ist, denn die Rasse soll ja einmalig und unvergänglich sein.

Die Rasse soll „eine Gruppe mit gleichartigen körperlichen und seelischen Erscheinungen" oder eine „erbgleiche Menschengruppe" sein. Lassen sich große, Völker umfassende Gruppen aufstellen, so läßt sich noch etwas von dem älteren Rassenbegriff halten, auch wenn die alten großen Rassen der Menschheit (Weiße, Schwarze, Mongolen, Indianer, Malayen) längst überholt sind; aber der Rassenbegriff im alten Sinne wäre gerichtet, wenn sich statt großer Menschheitsrassen nur kleinere Gruppen in zahlreichem Nebeneinander innerhalb der einzelnen Völker, in Vermischung und Zersplitterung herausstellen sollten. Dann würde sich die Rassenforschung zu einer Gruppenforschung entwickeln müssen, wie es im Grunde tatsächlich schon der Fall ist, und der Begriff Rasse würde im wesentlichen nur noch heuristische Bedeutung haben. Es wird sich zeigen, daß es in der Tat gar keinen anderen Ausweg mehr gibt, als auf die Rassentheorien von einstmals zu verzichten.

Die Erforschung des Menschengeschlechts nach der Rassenseite hin ist unzweifelhaft eine große und lehrreiche Aufgabe. Die Anthropologie und die Rassenpsychologie haben dabei in erster Linie das Wort. Der Historiker darf sich hinzugesellen, denn er ist für die Auswirkung der Rasse in der Geschichte der zuständige Fachmann. Griffen doch die Aufstellungen Gobineaus tief in das

historische Gebiet ein, und Alexis de Tocqueville stellte sich mit innerem Rechte sogleich der Edelrassentheorie seines Freundes Gobineau entgegen: dann seien ja alle anderen Rassen zur ewigen Minderwertigkeit verurteilt und jede Veränderung einer Rasse im Laufe der Geschichte sei damit ausgeschlossen — nichts anderes als ein dumpfer Fatalismus bliebe dann für die ewig Minderwertigen übrig. Was Tocqueville damit sagen wollte, ist richtig: die Geschichte widerlegt Gobineaus Behauptungen auf Schritt und Tritt. Aber das ist nun gerade das Kennzeichen des Dilettantismus in der deutschen Rassenforschung geworden, daß Gobineaus Satz von der germanischen (nordischen) Edelrasse ebenso festgehalten wird wie der Glaube an die Unveränderlichkeit der Rasseneigenschaften — in dieser Edelrasse erbt sich alles Große und Echte der Menschheit von Generation zu Generation weiter fort, und neues Heil ist nur von der Stärkung dieser Rasse („Aufnordung") zu erwarten. Daß Gobineau am Ende seines Lebens 1879 die Engländer als die wahren Vertreter der germanischen Edelrasse bezeichnete, hat die deutschen „völkischen" Rasseforscher bisher noch nicht zur Kritik an Gobineaus Aufstellungen erweckt.

Dieser gesamte Glaube steht und fällt nun freilich mit der Frage, ob es überhaupt reine Rassen gibt; in zweiter Linie kommt die andere Frage, ob körperliche und seelische Eigenschaften sich als Bestandteile der Rasse dauernd in gleicher Art vererben.

Der Historiker kann den Epigonen Gobineaus den Vorwurf nicht ersparen, daß sie die geschichtlichen Tatsachen verfälschen, wenn sie von reinen Rassen sprechen oder, selbst unter Voraussetzung von Mischungen, mit Rassen operieren, als ob sie nun trotzdem rein und faßbar wären. Die Beweise sind heute erdrückend, daß alle Völker der Erde — von einzelnen Splittern in abgelegenen Gegenden vielleicht abgesehen — durch zahlreiche Mischungen hindurchgegangen sind. Die Indogermanen vor allem, aus denen die germanische (nordische) Edelrasse hervorgegangen ist, treten bereits als ein Mischvolk aus der Vorzeit in die Geschichte ein[1])

[1]) Vgl. zuletzt H. Güntert in der Festschrift für Panzer (Heidelberg 1930) und E. Weisgerber im Sachwörterbuch der Deutschkunde I, S. 573: „Eine indogermanische Rasse hat es zur Zeit der Sprachtrennung und schon lange vorher sicher nicht gegeben". — Daß S. Feist und Friedrich Braun die Germanen als ein ursprünglich nichtarisches Volk, das erst im Laufe der Geschichte indogermanisiert worden sei, ansehen, ist wohl ein allzu starker

und mischen sich immer von neuem mit anderen Völkern. Nur um die Frage könnte es sich dabei handeln, ob etwa bei aller Mischung das indogermanische und dann das germanische Element in der Vorherrschaft geblieben sei und seine großen Eigenschaften auch auf die angegliederten Teile übertragen habe, oder ob durch die Vermischung die körperliche und seelische Art der betreffenden Völker sich notwendigerweise verändert habe. Man betrachte doch die Geschichte der germanischen Völker — ihre Sprache beweist, daß sie schon in vorgeschichtlicher Zeit Mischungen erlitten haben. Sie setzen sich dann in Deutschland über keltische Bestandteile und über eine vorkeltische, uns unbekannte Rasse (Cromagnon?), nehmen später in West- und Südwestdeutschland römische Bestandteile in sich auf, vermischen sich im Alpengebiet mit einer sog. dinarischen Rasse, im Donaugebiet mit avarischen (hunnischen) Bestandteilen, nehmen seit Beginn der ostelbischen und ostsaalischen Kolonisation zahlreiche slawische und ihnen verwandte preußisch-litauische Elemente in sich auf, wobei sogar ganze Volksstämme, wie die Obotriten in Mecklenburg, durch den Übergang zum Christentum mit einem Schlage zugleich deutsch werden, d. h. seitdem als Deutsche angesehen wurden. Unablässig kommen auch in den neueren Jahrhunderten fremde Einwanderer hinzu. Italiener in Baiern und Österreich, Slawen in Österreich, Franzosen im Elsaß und im Rheinland, Holländer und Engländer am Niederrhein, französische Hugenotten in Mittel- und Norddeutschland, Wallonen im Gebiet von Stade, Polen in Ostdeutschland, Polen und Tschechen in Sachsen, Polen im Ruhrgebiet usw. Mögen diese kleineren Bestandteile nirgends bedeutungsvoll gewesen sein, so führen sie doch fremdes Blut zu und die früheren großen Vermischungen im Kleinen weiter fort. Selbst die kleineren Mischungen sind bedeutungsvoll, da die Zuwanderer oft besonders starke Persönlichkeiten auf wirtschaftlichem und geistigem Gebiete gewesen sind. Wie in Deutschland, so liegt es bei allen großen und kleineren Kulturvölkern. Die Engländer (Kelten, Angeln und Sachsen, französische Normannen), Franzosen (Kelten, Römer,

---

Radikalismus, aber sehr ernsthafte Forscher, wie z. B. Otto Schrader, haben die Möglichkeit dieser Annahme zugegeben. Neuerdings ist dann die Theorie von der Cromagnon-Rasse aufgetreten, mit der sich die Indogermanen auf deutschem Boden verschmolzen haben sollten.

Franken, Burgunder), Italiener (Etrusker, Römer, Gallier, Griechen, Ostgoten, Langobarden, Franken, Sarazenen), Spanier (Iberer, Römer, Westgoten, Araber) und andere zeigen alle dasselbe Bild. In Norwegen fällt jedem Reisenden das Nebeneinander einer blond-blauäugig-langschädligen Rasse und einer dunkelhaarig-rundköpfigen auf. Schweden ist eines der wenigen Länder, in dem sich in geschichtlicher Zeit verhältnismäßig wenig Mischungen vollzogen haben.

Gibt es aber demnach keine reinen Rassen, so darf unmöglich von einer indogermanischen Urrasse, die doch nur konstruiert werden kann, ein Werturteil über die anderen Rassen der Menschheit abgeleitet werden. Der unaufhaltsame Gang der Rassenforschung führte vielmehr bei dieser Sachlage zur Feststellung einer dauernden Vermischung der Völker und zur Annahme immer neuer, geschichtlich gewordener Rassen. Für Europa nimmt man jetzt bereits sechs oder sieben Rassen an; für die gesamte Erde sind sogar von einzelnen Forschern 150 aufgestellt worden. Mit solcher Zunahme der Rassen wird aber naturgemäß die ganze ältere Rassentheorie ebenso gefährdet oder über den Haufen geworfen wie mit der Tatsache der dauernden Rassenmischung.

Aber trotzdem sei die Kernfrage der älteren und der heutigen dilettantischen Rassenforschung noch einmal nachgeprüft, ob nämlich in der Rasse etwas Konstantes liegt, ob sich der Geist einer Rasse immer weiter gleichartig vererben kann. An körperlichen und seelischen Merkmalen muß die Untersuchung einsetzen. Es sei der Ausspruch des Bonner Historikers Fritz Kern, eines durchaus wissenschaftlichen Rassenforschers, vorausgeschickt: „In der Kenntnis der Rassenmerkmale stecken wir noch im Groben.“ Aber mit was für einer unglaublichen Sicherheit teilen die völkischen Rassentheoriker ihre Zensuren und stellen sie dauernde Rassenmerkmale fest! Wie leichtfertig hat der verstorbene Ludwig Woltmann behauptet, daß alle großen Männer Italiens und Frankreichs von der Völkerwanderung bis zur Gegenwart germanischer Herkunft seien! Überall, auch wo wir keinerlei authentische Bildnisse oder Beschreibungen besitzen, stellt er Langschädel, blaue Augen, blonde Haare fest: Dante, Leonardo da Vinci, Michelangelo, Rafael und alle anderen Italiener und Franzosen von geistigem und künstlerischem Rang sind Germanen, und es bleibt dem italienischen

und französischen Volke nichts anderes als Dankbarkeit dafür übrig, daß die nordische Rasse ihnen etwas von ihrem Überfluß an Größen abgegeben hat.[1]) Wie sehr solche in umfangreichen Büchern niedergelegten Behauptungen die deutsche Forschung im Ausland kompromittieren, liegt auf der Hand — je größer und ruhmrediger wir uns gebärden, um so kleiner sind wir in Wirklichkeit. Woltmanns Behauptungen sind in der ausländischen Wissenschaft mit Recht nicht ernst genommen, aber doch als Zeichen des „Pangermanismus" behandelt worden.[2])

Aber selbst wenn körperliche Merkmale auf germanische Abkunft hinweisen sollten (was bei dem langobardischen und fränkischen Einschlag in Italien und Frankreich durchaus möglich ist), so würden doch erst die seelischen Eigenschaften entscheiden, ob eine Rasse trotz der Vermischung mit einer Mehrheit von anderer Rasse führend und kulturgestaltend weiterlebt. Ich greife Dante heraus — kein Zweifel, daß er einer der größten Geister Italiens ist. Wir besitzen von ihm kein zu seinen Lebzeiten hergestelltes Bildnis und keine ein Bildnis ersetzende literarische Beschreibung seines Äußeren. Es ist möglich, daß seine Familie einstmals langobardischer Herkunft gewesen ist. Völlig sicher aber ist, daß Dante in seinem geistigen Dasein die Verkörperung des neu gewordenen Italiener-

---

1) Ludwig Woltmann, Die Germanen und die Renaissance in Italien, 1905; ders., Die Germanen in Frankreich, 1907. Bei der Umbettung der Gebeine Dantes 1921 hat der italienische Anthropologe Frassetto festgestellt, daß der Schädel Dantes mesokephal ist und daß der Dichter nach dem Gesamtbefund zur Mittelmeerrasse gehöre. Daß wir von Dante keinerlei originales Bildnis besitzen, daß wir von seinen Augen und Haaren nichts wissen, hat Woltmann bei seinen Behauptungen nicht beirrt. Der Schädel Rafaels ist als brachykephal festgestellt worden. Diese Mitteilungen über die Untersuchungen Frassettos und über Rafaels Schädel verdanke ich F. Heidenreich in Frankfurt a. M.

2) Ludwig Schemann bringt es in seinem Buche über „Die Rasse in den Geisteswissenschaften", S. 13 fertig, auch die großen Seiten der chinesischen Kultur „arischen" Kräften zuzuschreiben. Dieser Wahnsinn hat jedenfalls eine einfache Methode: wo in der Welt etwas Großes vorhanden ist, muß es arisch sein. Zum Glück leben auch andere Völker in dem Wahn, das auserwählte Volk zu sein — aber muß man auch in Deutschland solche Albernheiten mitmachen? Das Treiben dieser Art von Rasseforschern spricht jedenfalls nicht für die Überlegenheit der nordischen Rasse! Aber Bücher, die solche die deutsche Wissenschaft so schwer kompromittierende Anschauungen enthalten, kündigt der Verlag von J. F. Lehmann in München als eine „Großtat deutscher Wissenschaft" an!

tums ist — nicht irgend etwas Germanisches hat sich in ihm gestaltet, sondern gerade der dem Germanentum abgewandte Geist des italienischen Volkes ist in ihm lebendig: der Geist des streng papalen Katholizismus, die geregelte künstlerische Form, die südliche Leidenschaft, der antike Einschlag — es würde schwierig sein, germanische Wesenszüge an ihm zu finden, es sei denn jene, die allen Großen der Völker gemeinsam sind, germanischen und nichtgermanischen Großen. Dante gilt den Italienern als der wahre Schöpfer jenes Italienertums, das immer wieder als das Höchste der italienischen Nation erscheint, und insofern ist gerade er kennzeichnend für den Unterschied romanischen und germanischen Wesens. Könnten wir etwas über die körperlichen Eigenschaften Dantes aussagen — was für einen Zweck (außer dem rein anthropologischen) hätte es neben diesem geistigen Befund? Dante ist trotz etwaiger germanischer Herkunft Italiener im vollsten Sinne — er ist also auch bei germanischer Herkunft geistig im italienischen Volkstum aufgegangen. Selbst wenn nun ein Ausgangspunkt seiner Größe rein körperlich in der germanischen Abstammung liegen sollte, was wäre damit bewiesen? Das geistige Ergebnis ist doch ein Beweis dafür, daß die völkisch-kulturelle Entwicklung stärker ist als jeder ursprüngliche Rasseneinschlag. Derselbe Beweis ist mit gewissen Änderungen, je nach der besonderen Persönlichkeit, bei Leonardo da Vinci, bei Michelangelo, bei Rafael zu führen — sie alle sind Italiener durch und durch und nur als Italiener in ihrem innersten Wesen zu erklären. Ob wir ein Interesse daran haben, Garibaldi (wie Woltmann es getan hat) um seines langobardischen Namens willen als Germanen zu reklamieren, bleibe dahingestellt.

Auf gleiche Weise hat Woltmann seinen Beweis in Sachen Frankreichs geführt — auch hier fällt alles Große von der Völkerwanderung bis zur Gegenwart dem germanischen Anteile zu. Aber nur eine ganz leichtfertige Beweisführung kann Schlüsse ziehen, wie Woltmann es getan hat. Wenn man auf Grund von hingeworfenen Annahmen alle Italiener von Papst Gregor dem Großen an bis zu Cavour und Viktor Emanuel und ebenso alle großen Franzosen germanischer Herkunft sein läßt, so müßte doch auch, da sie alle in erster Linie Italiener mit spezifisch italienischen Eigenschaften und in gleicher Weise Franzosen waren, der Schluß gezogen werden, daß die Eigenschaften einer Rasse sich bei Ver-

mischung ändern, vielleicht sogar steigern, da doch aus germanischer Wurzel so großes Italienertum und Franzosentum hervorgegangen sein soll. Wir notieren uns hier einstweilen, daß demnach Vermischung der Rassen nicht Degeneration bedeuten muß, wie völkische Rassenforscher behaupten. Aber auch die völlige Umbildung des Germanischen ins Italienische und Französische ist von grundsätzlicher Bedeutung: das geistige Element einer Rasse wird unter gewissen Umständen ein durchaus anderes. Der germanische Einschlag würde dann in Italien und Frankreich lediglich als neue Lebenskraft ohne vorherbestimmte Gestaltung anzusehen sein. Das ist dann freilich keine Rassentheorie mehr, sondern das von den Historikern jederzeit als selbstverständlich Angenommene: daß nämlich ein junges, unverbrauchtes Volkstum ein älteres, stark verbrauchtes aufzufrischen vermag. Daß aber in solchem Falle das unverbrauchte Volk nicht immer zu siegen braucht, lehrt das Beispiel der Vandaler, deren junge Kraft durch die verbrauchte römische zersetzt und vernichtet wurde.

Kritische Betrachtung der Woltmannschen Behauptungen erweckt bereits Zweifel an der Beständigkeit der geistigen und seelischen Eigenschaften einer Rasse, selbst wenn sie als überlegene Kraft mit andern Rassen sich vermischt. Aber der volle Nachweis über Beständigkeit oder Nichtbeständigkeit der Rassenanlagen kann natürlich nur da geführt werden, wo eine Rasse eine Zeitlang relativ rein, d. h. ohne große Vermischung gelebt hat. Da wir den Beweis nur für verhältnismäßig kurze Zeiten führen können und nur für solche Völker oder Volksteile, die abseits von den großen Vermischungsgebieten lagen, so bleiben nur ganz wenige Völker für die Probe übrig. Der Beweis kann jedenfalls nicht am deutschen Volke versucht werden, da ja große Teile infolge deutsch-slawischer Vermischung ausscheiden. Nur bei einzelnen deutschen Stämmen, besonders im Nordwesten, bei Friesen und Sachsen, wäre er denkbar. Auch hier scheidet natürlich die absolute Reinheit aus, denn wir haben auch hier mindestens drei fremde Einschläge: das Urvolk (das wievielte Urvolk?), das vor den Kelten auf deutschem Boden saß, dann die Kelten, die ja auch für Niederdeutschland nachgewiesen sind, und die fremden Bestandteile, die schon bei der Einwanderung im germanischen Blute lagen. Aber an zwei Jahrtausende leben Friesen und Sachsen dann im wesentlichen unver-

mischt. Ist ihr geistig-seelischer Habitus seitdem unverändert geblieben? Die Volksgeisttheorie der Romantiker scheint wieder aufzuleben. Wer wagt heute noch ohne Einschränkungen aller Art von einem Volksgeist zu sprechen? Wer kann Bauern und Städter, Gebildete und Ungebildete auf gleiche Stufe stellen? Man kennt den Einfluß der Religion und der politischen Grenzen auf die Sprache, auf Lebensgewohnheiten und Anschauungen — die alte Stammeseinheit ist längst durchbrochen und neue Einheiten sind entstanden. Was uns heute an größeren Menschengruppen, an ganzen Völkern charakteristisch erscheint, ist zumeist das Ergebnis einer ziemlich jungen Entwicklung — der Engländer von heute ist wesentlich das Produkt der letzten drei Jahrhunderte, der Franzose das Produkt der letzten 250 Jahre. Es reichen einzelne Eigenschaften wohl bei allen Völkern in ältere Zeiten zurück, aber neue, besonders charakteristische, sind erst neuerdings geworden, z. B. der Engländer als Seefahrer und Beherrscher der Meere, als Kolonialpolitiker, als nüchterner politischer Rechner erst seit den Zeiten der Elisabeth, als Sportsmann sogar erst im 19. Jahrhundert. Der „ewige Engländer", der „ewige Franzose" — das sind Vergewaltigungen eines räumlich und zeitlich immer wieder differenzierten Zustandes. Man kann neben die Gleichheiten überall die Unterschiede stellen. Man greife nur in die Gegenwart hinein: ist der organisierende, zugreifende, herausfordernde Italiener Mussolini noch derselbe Italiener, der seit dem ausgehenden 16. Jahrh. als völlig unorganisatorisch, unentschlossen, erfolglos erschien? Wo ist das deutsche Volk der Dichter und Denker im Zeitalter der Maschine, des Massenbetriebes, der Organisation? Ist der Typus des deutschen Protestanten und des deutschen Katholiken, die oft räumlich so nahe beieinander leben und zum gleichen Stamm gehören, gleichartig oder nicht gerade in den typischen Zügen stark verschieden? Ist das typische Preußentum nicht eine Macht, die sich von ihrem Ursprungsgebiet aus auf dem Wege über Militär und Beamtentum immer weitere Kreise, bis hin nach Süddeutschland, erobert hat? So viel sei zunächst nur behauptet: die geschichtliche Entwicklung spielt gegenüber dem scheinbar für immer Angeborenen eine entscheidende Rolle.

Oder man beobachte die assimilierende Kraft neuer Erlebnisse und neuer Umgebungen. Wie rasch verändern große Städte die

Art der Zuwandernden: Berlin gleicht sich ebenso wie Paris oder eine andere Weltstadt in kurzer Zeit in Sprache, Gewohnheit und Anschauungswelt die fremden Bestandteile an; spätestens in der nächsten Generation steht anstatt schlesischer oder sächsischer oder süddeutscher Art ein ausgeprägter Berliner vor uns. Das gleiche gilt ja für jede deutsche Kulturlandschaft — die Familien der einst nach München berufenen Gelehrten oder Künstler sind längst Baiern, oft sogar Vollblutbaiern geworden, vielleicht noch mit kleinen Resten ihrer einstmaligen Herkunft, die aber nicht mehr sind als die Individualismen, die sich auch innerhalb jedes einzelnen Stammes finden. Sind die Hohenzollern noch irgendwie süddeutsch gewesen, als sie in Brandenburg-Preußen regierten oder waren sie nicht zum Typus preußischer Art geworden? Die Beispiele solcher Umwandlungen sind innerhalb Deutschlands massenhaft, über jede Stammes- und Rassengrenze hinaus. Man hat nachgewiesen, daß die Angleichung in großen Städten sich bis auf Gang und Haltung, ja selbst auf das Lachen ausdehnt. In Südbaiern wird jeder Kenner sofort heraushören, ob jemand zur bairischen Aristokratie gehört — nach rein sozialer Abgrenzung hat sich hier — und anderwärts wird es ähnlich sein — ein besonderer Tonfall in der Sprache ausgebildet, der sich nur innerhalb der Aristokratie weitervererbt.

Was innerhalb eines gleichsprachigen Landes erklärlich erscheinen könnte, vollzieht sich aber genau so zwischen sprachfremden Ländern. Die Angleichung vollzieht sich auch hier innerhalb von ein bis zwei Generationen. Und zwar nicht nur sprachlich und in den täglichen Lebensgewohnheiten, sondern bis ins Innerste hinein, in Temperament und Gesinnung. Man nehme die zahlreichen Elsässer, die Franzosen geworden sind — unter den 52 Generalen elsässischer Herkunft, die sich am Ende des Weltkriegs im französischen Heere befanden, war nichts mehr von deutscher Gesinnung, sondern eher ein Umschlag zu schärfstem Franzosentum. Solche Schärfe mag sich in der Übergangszeit erklären, aber die Kinder solcher Väter sind volle und normale Franzosen, genau so wie die Deutschamerikaner in der zweiten und dritten Generation zumeist nur noch Amerikaner, ohne irgendeinen Rest ihres einstmaligen Deutschtums sind. Es gibt mir bekannte Beispiele, wo die Kinder eines niederdeutschen — also

nicht allzu temperamentvollen — Vaters in Frankreich schon in jungen Jahren das echt französische Temperament entwickelten und z. B. im Theater in jene Stimmung des Mitspielens kommen konnten, die bei erregenden Stücken den Franzosen ergreift. Die in Deutschland lebenden Nachkommen der Hugenotten liefern den Beweis für den völligen Übergang vom Franzosentum zum Deutschtum. Oder man denke an die massenhaften Übergänge von Slawentum zum Deutschtum und vom Deutschtum zum Slawentum im deutschen Osten oder im alten Österreich-Ungarn. Führer des Deutschtums tragen polnische oder slowenische oder tschechische Namen, Führer der slawischen Völker schleppen ihren deutschen Namen weiter. Auch hier geht der Umschlag oft so rasch, daß der Sohn fremdstämmiger Eltern zum leidenschaftlichen Deutschen wird — und umgekehrt. Jedes national vermischte Gebiet zeigt diese Übergänge, und es dankt oft seine besten Führer dem verhaßten fremden Volkstum. Hierbei ist es nicht so sehr die Geschichte, die umgestaltet, sondern die zufällige Umwelt — in wenigen Jahren kann sich der entscheidende Umschwung vollziehen. Und es ist uns nicht viel damit gedient, daß der deutsch gewordene Slawe oder der französisch gewordene Deutsche noch Eigenschaften seines ursprünglichen Volkstums an sich tragen soll — ist er einmal zum andern Volkstum übergegangen, so spielen Restbestandteile nur selten eine irgendwie entscheidende Rolle. Der Krieg hat gezeigt, wie leidenschaftlich gerade Nachkömmlinge von Deutschen die Sache ihres neuen Volkstums zu führen vermögen. Und gibt es ein Volk, daß „rassiger" ist als die Franzosen, die doch ein völliges Mischvolk sind?

Es ist ein unumstößliches Ergebnis: die seelische Struktur der Menschen einer Rasse, eines Volkes, eines Stammes, einer Familie verändert sich. Und zwar liegen die Gründe in der äußeren und inneren Umwelt: sowohl die geographische Lage als auch die Einflüsse der Überlieferung, der Erziehung, des Erlebens vermögen den einzelnen Menschen oder Gruppen von Menschen zu verändern. Kein angebliches Erbteil der Rasse hält stand, wenn es sich dauernd um andere Einflüsse handelt — der germanische Langobarde wird zum Italiener, der Deutsche wird zum Franzosen, der Franzose zum Deutschen. Ob hier und da einmal ein Individuum weniger beeinflußbar ist, ändert nichts an der allgemeinen

Erscheinung. Sobald es sich um eine Mehrzahl von einzelnen handelt, wächst zwar der Widerstand gegen Beeinflussung und Umwandlung, aber nicht nur Langobarden, Westgoten, Burgunder, Franken und Normannen haben sich zu einer anderen Nationalität entwickelt, sondern die Verluste des Deutschtums in Ungarn, in der Tschechoslowakei, in den Vereinigten Staaten usw. zeigen, daß auch geschlossene Gruppen auf größerem Raum ihren geistigen Habitus in Sachen Nation und Rasse zu wechseln vermögen.

Eine weitere Frage darf hier aufgeworfen werden. Wären die Germanen als nordische Rasse der begabteste Teil der Menschheit, so bliebe es unerklärlich, warum nicht in ihrem Bereich alles überragend Große entstanden ist. Wenn Dante, Michelangelo, Leonardo usw. ihre Größe dem in ihnen nachwirkenden Germanentum verdankten, obwohl doch eine fremde Umwelt dies Germanentum bedrängte und in seiner vollen Entfaltung beschränkte, so müßte doch wohl auf rein germanischem Boden, also in Niederdeutschland und in Skandinavien, die Zahl der Dante, Michelangelos usw. entsprechend größer sein. Denn entweder ist Rassenblut und Rassenerbe der Ausgangspunkt der Größe — dann muß im Lebensbereich der „nordischen" Rasse diese Möglichkeit großer Persönlichkeiten stärker sein als irgendwo anders, oder das Genie jener Italiener ist von anderen Ursachen und nicht von ihrem Germanentum abhängig. Ein anderer Schluß bleibt doch nicht übrig. Denn wie soll man es sonst erklären, daß die Germanen in ihrer Heimat weniger fruchtbar und groß gewesen wären als in einer Fremde, die ihnen die Entfaltung ihres Volkstums erschwerte und schließlich unmöglich machte? Besaßen sie die eingeborene Fähigkeit zu so großen Künstlern, Dichtern, Staatsmännern usw. — warum brachten sie solche Genien nicht in noch viel größerer Zahl in den Mittelpunkten der nordischen Rasse hervor? Sollte das Werden solcher Persönlichkeiten von noch anderen Ursachen abhängig sein als nur von der Rasse? Die völkische Rassenforschung würde gut tun, sich auf diese freilich sehr schwierigen Fragen zu werfen, anstatt kritiklos immer von neuem unhaltbare Behauptungen zu wiederholen.

Muß man demnach die geistige Erbschaft der Rasse als wandelbar und als verlierbar ansehen, so verhält es sich offenbar mit der körperlichen Kontinuität nicht wesentlich besser. Je intensiver

die Forschung auf diesem anthropologischen Gebiete geworden ist, um so weiter ist man von einer einheitlichen Auffassung abgekommen. Es scheint, daß sich körperliche Merkmale wohl länger forterben als geistige; aber auch hier sind für Veränderung und Verschwinden dieser Merkmale heute genügend Beweise vorhanden. Die Blutforschung kann für die Rassenforschung nichts bieten, wenn die Eigenart des Blutes eine konstitutive, nicht aber eine vererbliche Erscheinung sein sollte, wie nach dem kurzen Aufstieg dieser Theorie heute doch wohl überwiegend angenommen wird. Aber auch die andern Merkmale, die man früher als Kennzeichen der Rasse aufstellte: die Form des Schädels, die Farbe der Augen und Haare, die Gestalt haben sich als nicht verlässlich erwiesen. Die Forschungen von E. Fischer, W. Kruse und R. Gradmann haben gezeigt, daß der Langschädel eine veränderliche Größe ist. An der gleichen Stelle, wo Hunderte von Alemannen- und Baierngräber der Völkerwanderungszeit überwiegend Langschädel und große Gestalten (nach Gradmann „reinsten Typus der nordischen Rasse“) aufweisen, finden sich heute, ohne daß seitdem größere Vermischungen stattgefunden haben, zahlreiche nichtnordische Elemente, wie eine bairische Schulkinderuntersuchung von 1874 gezeigt hat. Eugen Fischer hat daraus gefolgert, daß die Dolichokephalie in Deutschland seit der Völkerwanderung und dem frühen Mittelalter im Rückgang begriffen ist; der Grund dafür beruhe nicht in Auslesevorgängen, sondern in Umweltseinflüssen, und es ergebe sich der Schluß, daß viele anthropologische Merkmale veränderlich sind.

Einen geradezu klassischen Beleg hierfür bringen die Aufnahmen, die man in Oberammergau gemacht hat.[1]) Die historische Schichtung der Bevölkerung ist folgende: nach einer unbekannten Urbevölkerung (oder auch mehreren!) haben dort Kelten gewohnt, die zuletzt wohl romanisiert worden sind; über sie haben sich die von Osten kommenden germanisierten Josi (illyrischen Ursprungs?) gesetzt; zuletzt kamen die Baiern in das Dorf Oberammergau, das wohl niemals ganz dicht an einer großen Heerstraße lag (denn die alte Römerstraße von Augsburg nach Partenkirchen-Innsbruck ging doch wohl über Murnau und durchs Loisachtal), und das

[1]) Ich entnehme die folgenden Angaben dem Aufsatz von H. L. Ried in den Mitt. d. Deutschen Akademie 1930, Juni.

demnach als konservativ in seiner Bevölkerungszusammensetzung betrachtet werden darf. Dort aber findet sich nun, nach den angeblichen Rassenmerkmalen gemessen, folgender Stand:

	Bei den Männern	Bei den Frauen
	%	%
Rein alpin	7,7	rund 20
Rein nordisch.	5,1	—
Dinarisch.	17,9	—
Dinarisch mit nordischem Einschlag, aber ohne helle Haare .	41	rund 33
Dinarisch mit alpinem Einschlag	18	„ 20
Mediterran-alpin	—	„ 27

Nimmt man zu dem verblüffenden Ergebnis dieser Merkmale noch hinzu, daß die in den nahe benachbarten Bezirksämtern Tölz und Miesbach wohnende, im wesentlichen auf gleichen Bevölkerungsvorgängen beruhende Einwohnerschaft nicht unbedeutende körperliche Verschiedenheiten gegenüber der von Oberammergau aufweist (größere und schlankere Statur, niedrigeren Kopfindex, andere Nasenformen, dunkle Augen, dunkles Haar usw.), so bricht doch im Grunde jede Rassenbestimmung nach körperlichen Merkmalen zusammen. Wie wäre es möglich, daß Männer und Frauen der gleichen Herkunft sich dergestalt unterscheiden, daß nach Rassemerkmalen geprüft bei den Männern 7,7 %, bei den Frauen aber 20 % rein alpiner Rasse zugehören, daß bei den Männern 5,1 % nordisch sind, bei den Frauen aber rein nordische Typen ganz fehlen?

Es bleibt nach diesen grundlegenden Einzeluntersuchungen kein anderer Schluß als ihn E. Fischer, R. Gradmann, W. Kruse, Fr. Merkenschlager (s. u. S. 17 A. 1) und andere schon gezogen haben: diese sog. Rassenmerkmale körperlicher Art sind aus noch nicht völlig geklärten Ursachen (die aber doch wohl in der Umwelt liegen müssen) ebenso veränderlich wie die geistigen Eigenschaften. Auch Brøgger-Oslo weist das Arbeiten mit Schädelformen ganz ab. Und wenn es zudem überhaupt keine reinen Rassen gibt, so ist die Schlußfolgerung zwingend, daß die gesamte ältere Rassenforschung und die heutige völkische den Boden unter den Füßen verloren haben. Alle anthropologischen Feststellungen können brauchbar, ja wertvoll sein, aber alles, was sie über die Erblichkeit der Rassen-

merkmale aussagen und weiter daraus folgern, ist nichts anderes als Phantasie.[1]) Es gibt keine beständigen Merkmale der Rasse, sondern es gibt nur Merkmale der einzelnen Menschen und auch größerer Gruppen, die sich unter gewissen Umständen erhalten haben, während sich andere unter anderen Umständen veränderten. Umwelt und Geschichte formen die Völker und die Einzelnen und formen sie auch dauernd wieder um, gleichviel von was für einer Rasse sie ursprünglich einmal stammten. Und zwar handelt es sich bei dieser Umwelt noch um weiteres als um geographische Lage und kulturelle Entwicklung; die Möglichkeit des Austausches mit höher oder geringer entwickelten Nachbarvölkern, das Verhältnis von Volkszahl und Raum, das Vorhandensein einer bestimmten Volkszahl überhaupt, die Erziehung eines Volkes durch sich selber und durch die geschichtlichen Ereignisse — das alles wirkt zusammen und gestaltet die sog. Rasse. Die Aufgaben des Anthropologen verändern sich damit nicht: er muß auch weiterhin untersuchen, was für gemeinsame körperliche und geistige Merkmale die Bewohner eines Landes haben, ob sie sich in größere Gruppen zusammenfassen lassen und ob Körperliches und Geistiges irgendwie in Beziehung steht. Und es kommt die neue Aufgabe hinzu, die Veränderlichkeit aller körperlichen und geistigen Merkmale stets im Auge zu behalten und die Ursachen der Veränderung zu erforschen. Die gleitende Skala der Rassenentwicklung muß festgestellt werden. Zu diesem an sich schon großen und fruchtbaren Gebiete kommt die Frage der Rassenmischung hinzu: ist alle Geschichte der Völker von Rassenmischung erfüllt, so handelt es sich um Erforschung der Gesetze dieser Mischung.

Die Verwirrung der Ansichten auf diesem Gebiete wird durch nichts eindringlicher gekennzeichnet als durch die These völkischer Rassentheoriker, daß jede Rassenmischung eine Gefahr sei, besonders natürlich für die Edelrasse der Menschheit. Also die stärkste Tatsache aller Geschichte, aus der die sog. Rassen der Gegenwart

---

[1]) Ein so ausgezeichneter Erforscher des serbisch-kroatischen Volkes wie Gesemann, lehnt jede „begeisterte dilettierende Rassenideologie nach der Art Gobineaus und seiner unbegabten Jünger" ab — weder mit dem Begriff indogermanischer, noch arischer, noch slawischer Rasse lasse sich arbeiten. Das aus mannigfachen Mischungen entstandene Volk der Serbokroaten sei real, jeder Rassenbegriff sei dabei fiktiv.

hervorgegangen sind, ein Gesetz geradezu der geschichtlichen Entwicklung wird mit einem Werturteil abgetan! Der natürliche Gang der Dinge wird sich dadurch nicht ändern; aber wie soll bei der Deutung der geschichtlichen Dinge Verständiges zutage kommen, wenn die grundlegenden Tatsachen nicht begriffen werden? Die wissenschaftliche Forschung erkennt die Tatsache der Mischung vorbehaltlos an; über ihre Wirkungen gehen die Meinungen noch auseinander. Eine nicht geringe Anzahl von Forschern hält jede Mischung für möglich und leugnet durchaus die nachteiligen Folgen, die von anderer Seite behauptet worden sind — jede Mischung vermöge anregend und neue Kräfte auslösend zu wirken.[1]) Der Historiker muß auch hier den Anthropologen das Feld überlassen. Es besteht wohl kein Zweifel, daß in bekannten Einzelfällen Vermischungen der verschiedensten Rassen ohne Nachteil ausgegangen sind. Und jedenfalls sind die Mischungen im abendländischen und vorderasiatischen Bereich, wo alles Volkstum vermischt ist, die Grundlage zur höchsten Kulturentwicklung der Menschheit geworden. Hier handelt es sich freilich vorwiegend um Indogermanen und Semiten, dann um kleinere ugrofinnische, baskische, illyrische Bestandteile, von denen man zuletzt nicht weiß, ob sie nicht doch einmal zu einer vorgeschichtlichen Einheit gehört haben. Aber ob die Mischungen von Europäern und Mongolen, von Weißen und Negern, von Weißen und Indianern vorteilhaft sind, kann wohl erst festgestellt werden, wenn ein wirklich einwandfreies Tatsachenmaterial vorliegt. Vielleicht ist die Verschiedenheit des Kulturniveaus (wie bei den jetzigen Negern und Weißen) bedeutsamer als das Rassenelement. Aber hier sei gewiß kein Urteil gewagt, sondern lediglich auf den noch ungeklärten Stand der Forschung hingewiesen.

Wenn die völkischen Rassetheoretiker ihre Tätigkeit, anstatt unhaltbaren Vorurteilen nachzujagen, den Tatsachen der Geschichte und der Anthropologie zuwenden wollten, so könnte sich für diejenigen unter ihnen, die ein wissenschaftliches Verantwortungsgefühl zu entwickeln imstande sind, ein reiches Feld für

---

[1]) Vgl. H. Schneider, Japanisch-deutsche Zeitschr. 1925, S. 331 ff. Das Ergebnis Schneiders ist: in der Mischung allein liegt die Quelle schöpferischer Kraft; Rassen, die sich längere Zeit nicht vermischen, werden unproduktiv.

nützliche Betätigung eröffnen.[1]) Zunächst aber bleibt nichts anderes übrig als das dilettantische Tun dieser Leute zu kennzeichnen und den schärfsten Einspruch zu erheben, wenn Vertreter eines solchen Dilettantismus durch einseitige Parteiwillkür an deutsche Hochschulen berufen werden. Die Universität Jena, die von solchem Schicksal betroffen worden ist, hat ebenso wie der deutsche Hochschulverband gegen diese Verwüstung unseres wissenschaftlichen Lebens Stellung genommen. Wie berechtigt der Widerspruch gegen eine Berufung des Herrn H. F. K. Günther auf ein Ordinariat für Anthropologie und Rassenforschung ist, möge zum Schluß noch folgende Tatsache erweisen.

In seiner „Rassenkunde des jüdischen Volkes" (München 1930) besitzt Herr Günther die Unverfrorenheit, auf S. 32 der ersten Auflage mein Bild neben drei semitischen Typen zu bringen, und zwar mit der Unterschrift: „Deutschland. Geschichtswissenschafter. Vorderasiatisch und vorwiegend vorderasiatisch." Die Charakteristik, die Herr Günther dann im Text von dieser vorderasiatischen (jüdischen) Rasse gibt, ist in so hohem Maße beleidigend, daß eine gerichtliche Klage berechtigt war — zu den übrigen Phantasien seiner Rassenbestimmung und Rassenwertung paßt

[1]) Daß die Bücher des Herrn Hans F. K. Günther über „Rassenkunde des deutschen Volkes" (15. Aufl., 1930, J. F. Lehmann, München), „Kleine Rassenkunde des deutschen Volkes" (1929, ebenda), „Rassenkunde des jüdischen Volkes" (1930, ebenda) wissenschaftliche Anforderungen nicht erfüllen, bedarf nach den obigen Ausführungen keines weiteren Beweises. Herr G. kennt die Tatsache der Rassenvermischung und der Schädelveränderung, aber alle Theorien seiner Bücher setzen das Vorhandensein echter Rassen voraus und ignorieren alles, was man heute über die Veränderlichkeit seelischer und körperlicher Merkmale weiß — Herr G. bleibt ruhig bei dem Erblichkeitsgedanken stehen. Es scheint mir relativ gleichgültig, was Herr G. im einzelnen an richtigen Beobachtungen zusammenträgt und was seine Freunde rühmen; denn was nützt dieses Einzelne, wenn alles unter falsche Gesichtspunkte gestellt wird. Wie Herr G. auch im einzelnen arbeitet, zeigt Fritz Kern in einem Aufsatze der „Umschau" 1930, H. 49. — Die beste Kritik an den völkischen Rassetheorien bietet das ausgezeichnete Buch von Friedrich Hertz, Rasse und Kultur, 3. Aufl. 1925, Alfred Kröner, Leipzig. Ähnlich urteilt P. Wilhelm Schmidt (Rasse und Volk, München 1927). Und ebenso sind Fritz Merkenschlagers Schriften zu nennen, der in „Götter, Helden und Günther" mit dem Gewissen des Historikers für die Gleichberechtigung der Rassen eintritt, und in seinen Untersuchungen über die „Volks- und Rassenkunde des Spreewalds" zu ähnlichen Ergebnissen über die Veränderung gewisser Körperformen, vor allem der Langschädel, kommt wie Gradmann und andere.

allerdings auch diese Schilderung der kleinasiatischen Rasse vortrefflich. Der Verlauf des von mir angestrengten Prozesses, der mit dem gerichtlichen Urteil auf Entfernung des Bildes und Einziehung der noch vorhandene Exemplare endete, brachte folgende, für Herrn Günther und seine Freunde und für ihre gesamte Pseudowissenschaft bezeichnende Tatsachen zur Erscheinung. Herr Günther fand ein Zeitungsklischee meines Bildes in irgendeiner Zeitung — es genügte ihm, seine tiefgründigen Rassenbeobachtungen anzustellen. Er fragte nicht, ob dieses Bild gut oder schlecht, ob die Aufnahme irgendwie charakteristisch sei — für Herrn Günther ist jedes Bild Material. Zu was braucht man persönliche Kenntnis einer Persönlichkeit oder etwa mehrere Aufnahmen von verschiedenen Seiten her oder eine sorgfältige Aufnahme für den bestimmten Zweck — dabei hätten ja die Absichten des Herrn G. zu kurz kommen können! Seinem genialen Blicke genügt ein Zeitungsklischee durchaus, um seine vorderasiatische These zu erhärten. Die Tatsachen sind nun folgende: Keiner meiner Vorfahren von väterlicher Seite, die als Staatsbeamte, evangelische Geistliche und Handwerker in Nürnberg bis ins 17. Jahrh. sicher nachweisbar sind, ist jüdischer Abstammung oder mit „kleinasiatischen" Zügen ausgestattet; sie sind allem Anschein nach im 17. Jahrh. aus dem reichsstädtischen Bauerntum in die Stadt eingewandert, oder sie hängen noch mit dem halben Dutzend evangelischer Geistlicher Nürnbergs im 16. Jahrh., die meinen Namen tragen, zusammen. Die Vorfahren meiner aus Plau in Mecklenburg stammenden Mutter — Ärzte, Künstler, Senatoren, Geistliche — sind ebenso vollkommen unjüdisch in ihrer Abstammung und ihrem Aussehen.

Herr Günther hat in seiner deutschen Rassenkunde die Vorderasiaten in folgender Weise charakterisiert: „sie neigen zu Beleibtheit, zu Fettauflagerungen auf dem Nacken, zu schwerem Doppelkinn . . . Körperbehaarung und Bartwuchs sind sehr stark; die dichten Augenbrauen sind oft über der Nasenwurzel zusammengewachsen." Ich bin nun leider ohne Beleibtheit, ohne Fettauflagerung auf dem Nacken, ohne Doppelkinn, ohne Körperbehaarung und von so schwachem Bartwuchs, daß ich mich tagelang nicht zu rasieren brauche; auch entbehre ich noch des so interessanten Zusammenwachsens der Augenbrauen über der Nasen-

wurzel. Trotzdem stellt Herrn Günthers Wissenschaft mich als kleinasiatisch hin. Sollten es wenigstens seelische Eigenschaften sein, die mich zum Kleinasiaten machen? In seiner vornehm sachlichen Art charakterisiert Herr Günther seine kleinasiatische Rasse in der „Rassenkunde des jüdischen Volkes" als entweder von zügelloser Sinnlichkeit oder von starker Neigung zur Askese. Als Vater von vier gesunden Söhnen darf ich das Urteil der Welt über solche Charakteristik, die im Anschluß an mein Bild und an das von drei ausgesprochen jüdischen Typen von Herrn Günther gegeben wird, wohl ruhig abwarten. Aber ich habe wohl das Recht, Herrn Günther eine zügellose Unverschämtheit und Oberflächlichkeit vorzuwerfen, wenn er es wagt, Persönlichkeiten, die er noch nie gesehen hat, die ihm aber aus bestimmten Gründen nicht genehm sind, auf solche Weise zu beschimpfen.

Herr Günther sagt vom „nordischen Menschen", daß ihn „eine gewisse Ritterlichkeit nie verläßt" und daß er den „Drang zur Wahrhaftigkeit von Mensch zu Menschen" besitze. Sollte ich einmal Rassenforschung nach den Rezepten des Herrn Günther treiben, so würde ich *ihn* jedenfalls nicht zur nordischen Rasse rechnen.[1])

Sollte man an mir „kleinasiatische" Züge feststellen können, so wäre dies ein schlagender Beweis dafür, daß aus germanischer Wurzel Typen entstehen können, die alle Rassentheorien des Herrn Günther von Haus aus vernichten. Man braucht übrigens nur die deutsche „Rassenkunde" dieses Herrn zur Hand zu nehmen — er könnte sich daraus belehren, daß er selber unzählige Übergänge von einer seiner Rassen zur anderen annimmt und annehmen muß, daß sich diese Rassen in merkwürdigster Weise über ganz Deutschland verteilen und daß sich weit voneinander entfernt ganz gleiche Typen finden. Es ist Herrn Günther dabei nicht aufgegangen (was die Wissenschaft heute doch schon weiß!), daß hier offenbar körperliche Veränderungen vorliegen, die sich nicht rassenmäßig, sondern unter anderen Einflüssen vollzogen haben.

Ich würde es übrigens gar nicht übelnehmen, kleinasiatisch zu sein, wenn ich wirklich derartige Züge an mir trüge. Auch Herr Günther kann für seine Abstammung nichts. Jedenfalls würde ich

---

[1]) Fritz Kern bestimmt Herrn Günther als *nichtnordisch*.

es vorziehen, kleinasiatisch, gewissenhaft und ritterlich zu sein als nordisch, oberflächlich und unritterlich. Und wenn ich bedenke, daß der jüdische Gelehrte Viktor Adler, als ihn die Zeigner-Regierung der Universität Leipzig oktroyieren wollte, mit der Erklärung ablehnte, daß er nur bei einem Vorschlag der Fakultät den Ruf annehmen könne, während Herr Günther sich ruhig gegen den ausgesprochenen Willen der Fakultät oktroyieren ließ, so kommt man zu einer höchst fatalen Gegenüberstellung von „nordischer" und jüdischer Ritterlichkeit und Vornehmheit der Gesinnung.

Eine Komödie sind die Gutachten, die bei dem gerichtlichen Verfahren in meiner Angelegenheit vier anthropologische Institute (Breslau, Kiel, München und das Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie) auf Herrn Günthers Wunsch abgegeben haben. Alle vier Gutachten verschanzen sich zuerst hinter einer vortrefflichen Deckung: ohne Augenschein, zum mindesten ohne Abbildung von mehreren Seiten könne man nicht urteilen; aber: soweit man auf Grund des Zeitungsklischees urteilen könne, sei wohl kleinasiatische Abstammung gegeben. Den Vogel schoß aber einer der Gutachter ab, der zunächst dieselbe Meinung aussprach, dann aber noch hinzusetzte: das zurückfallende Kinn des Bildes weise darauf hin, daß der Dargestellte in seiner Jugend an Unterwachstum der Hypophyse (einer Gehirndrüse) erkrankt sei. Diesem vortrefflichen Gutachter sei mitgeteilt, daß ich mit 42 Jahren infolge einer Osteomelitis (Kiefererkrankung) operiert wurde, und da man damals Prothesen noch nicht wie heute einsetzte, so verschob sich mein Kinn soweit nach seitwärts, als das herausgenommene Stück Kiefer breit war. Aber sind diese Gutachter und die völkischen Rasseforscher nicht einander würdig? Und das alles um eines Zeitungsklischees willen! Man darf die deutsche Wissenschaft beglückwünschen, daß sie solche Forscher besitzt. Aber die Rassenforschung, die nach solchen Methoden arbeitet, darf sich nicht beklagen, wenn man sie als einen Tummelplatz des Dilettantismus und der Parteipolitik ansieht; die ernsthafte Forschung muß solches Treiben bedingungslos ablehnen.

WELTGESCHICHTE DER SCHRIFTLOSEN KULTUREN.

VON FRITZ KERN.

1. Vorgeschichte wird Weltgeschichte.

Zu Ende des Jahres 1930 ist Menghins „Weltgeschichte der Steinzeit“ erschienen.[1]) Der Titel macht aufhorchen. W. Koppers sagt in seiner (gleich anzuführenden) Kritik: „Die Menghinsche Arbeit ist in ihrem Aufbau wie in ihren Endergebnissen eine grandiose Synthese, der, wenn sie auch nur in den allerwesentlichsten Teilen sich behaupten wird, eine wahrhaft epochale Bedeutung zukommt . . . Weitgehend eine neue Periode der Vorgeschichtsforschung eingeleitet zu haben, wird sein besonderes dauerndes Verdienst bleiben . . . Menghins ‚Weltgeschichte der Steinzeit‘ muß als eine neue, entscheidende Etappe zur Universalgeschichte der Menschheit gewertet werden.“ Koppers, der im übrigen seinen eigenen Standpunkt gegen manche Einzelaufstellungen des so begrüßten Werkes behauptet, hat nicht zu viel gesagt. Wenn das auch hier eingehend zu besprechende Werk zunächst ganz gewiß auf lange hinaus eine neue Plattform für die prähistorische Facharbeit geschaffen hat, so liegt nicht darin seine wesentlichste Bedeutung. Es soll vielmehr gerade in einem Organ, das nicht zünftigen Interessen der Vorgeschichte, sondern der allgemeinen Kulturgeschichte dient, mit größter Deutlichkeit ausgesprochen werden, daß dies Buch a l l e Historiker angeht. Ja man wird urteilen müssen, daß nur derjenige Historiker sich auf der Höhe unseres Faches fühlen darf, der sich mit dem Menghinschen Buch vertraut zu machen ehrlich versucht hat. Er wird dann mindestens eine Ahnung davon bekommen, in welcher Richtung sich die größten Fortschritte der Gesamtgeschichtswissenschaft im 20. Jahrh. bisher bewegt haben.

---

[1]) Oswald Menghin, o. ö. Professor der Urgeschichte an der Univ. Wien, Weltgeschichte der Steinzeit. Mit 1029 Abb. und 7 Karten. A. Schroll & Co., Wien 1931. Die Ausstattung ist vorzüglich.

Die folgenden Ausführungen suchen einen gedrängten Überblick über den Inhalt des Werks mit gelegentlicher Kritik zu verbinden, unter dem Gesichtspunkt nicht einer Fachdisziplin, sondern der universalhistorischen Belange. Der Stoff wird deshalb hier auch anders gruppiert als bei Menghin.

Ohne Urgeschichte keine Weltgeschichte! „Anfang, Wesen, Berechtigung von Familie, Staat, Eigentum, Kunst, Religion — Ursprung, Wert, gegenseitiges Verhältnis von Rasse, Sprache und Kultur — Gesetzmäßigkeit, Bedeutung, Zweck des Geschehens überhaupt — dies nur ein paar der modernen Probleme, die ohne Mitwirkung der urgeschichtlichen Forschung wirklich tiefgründige Behandlung nicht finden können. Jedes einzelne davon stellt eine Fülle von Fragen, denen auf Grundlage der üblichen Geschichtsforschung, d. h. mit Hilfe der geschriebenen Quellen allein, nicht nahezukommen ist." Diese Feststellung Menghins auf der ersten Seite seines Buches führt sofort in die Frage: Wie kommt die urgeschichtliche Forschung zu der Synthese, die sie zu einem der wichtigsten Abschnitte einer universalen Kulturgeschichte erheben kann; wie wird „die ungeheure Wirrnis der Meinungen über letzte Fragen" behoben, „das ungeheure Bedürfnis, diese Fragen eindeutig beantwortet zu sehen", befriedigt; wie „kann Synthese die Antithesen überwinden"? Wie wird aus Urgeschichte Weltgeschichte?

Die Urgeschichte umfaßt fünf hauptsächliche Einzeldisziplinen: 1. Paläarchäologie, gewöhnlich „Vorgeschichte (Prähistorie)" genannt, 2. Völkerkunde[1]), 3. linguistische Archäologie (sprachgeschichtliche Kulturwissenschaft). Diese drei Disziplinen beschäftigen sich mit drei Quellengruppen für die Urgeschichte der Kultur, bzw. sie ermitteln die frühgeschichtlichen Kulturkreise. Dazu treten 4. Paläethnologie (archäologische

[1]) Entgegen dem heute üblichen Sprachgebrauch nennt M. diese Wissenschaft Ethnographie. W. Koppers legt (Anthropos 26, 223 ff.) die Gründe dar, weshalb die Vertreter der Völkerkunde auf den feststehenden Ausdruck „Ethnologie" für ihre über die bloßen ethnographischen „Fundberichte" hinausgehende kritisch-synthetische Arbeit nicht verzichten können. Meinerseits möchte ich auch nicht empfehlen, „alle Vorvollkulturvölker als Primitive zu bezeichnen" (Menghin, S. 2); der Ausdruck ist besser mit Gräbner auf die ursprünglichsten uns bekannten Gruppen, also die Grundkulturen, einzuschränken.

und sprachgeschichtliche Alt-Stammeskunde), 5. Paläanthropologie (Rassengeschichte). Diese zwei letztgenannten Wissenschaften bearbeiten die Quellen für die Volks- und Geblütsgruppen.

Die Zeit liegt noch nicht weit zurück, da für die sämtlichen urgeschichtlichen Disziplinen die Sammelbezeichnung „Anthropologie" und die Unterordnung unter die Naturwissenschaften üblich war. Als ich vor einem Jahrzehnt nach Bonn kam, wurde hier Urgeschichte gelesen von zwei Paläontologen und von einem Mediziner. In Wien war bis zur Neuordnung vor zwei Jahren die völkerkundliche Sammlung ein Bestandteil des naturhistorischen Museums. In dieser Zeit, etwa von Darwins Auftreten bis in den Beginn unseres Jahrhunderts, war das selbstverständliche Ziel der urgeschichtlichen Bemühungen die Entdeckung der naturgesetzlichen Entwicklungsvorgänge, die den Menschen vom Tier über den Wilden oder das Naturvolkstadium zur Kultur geführt haben sollten. Diese materialistisch-naturwissenschaftliche Strömung konnte die Historiker, soweit sie ein methodisches Gewissen und eine quellenkritische Schulung besaßen, nicht anziehen; sie überließen die universalhistorischen Debatten auf den prähistorischen und ethnologischen „Anthropologenkongressen" ohne Neid Physiologen, Anatomen, Frauenärzten, Forschungsreisenden, Psychologen, Ausgräbern, Geologen und anderen Optimisten, die vom kritischen Standpunkt der Rankeschule aus mit ihren geschichtlichen Gesetzesaufstellungen Dilettanten, wo nicht Phantasten waren. Erst mit Gräbner, dem Schüler Scheffer-Boichorsts, und Menghin, dem Absolventen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, kamen methodenschöpfende Fachhistoriker zur Führung in urgeschichtlichen Disziplinen, Enkelschüler Rankes im Besitz der vollen kritischen Schulung historischen Tatsachenfeststellens. Sie vollzogen die Synthese der normalen Geschichtsforschung mit den Impulsen Ratzels und seines genialen, aber leider bald unzuverlässig gewordenen Schülers Frobenius. Eine Reihe von Ethnologen und Sprachgeschichtlern, unter denen die Wiener Schule Wilhelm Schmidts eigens herausgehoben werden muß, verbündete sich mit der neuen strenghistorischen Richtung. Die Stunde der Kulturhistoriker war angebrochen. Wachsendes Zutrauen der Fachhistoriker stärkte die Arbeit der seit 1905 in

bewunderungswürdigem Vordringen Schule bildenden kulturhistorischen Urgeschichtler, unter denen bis heute die Völkerkundler die bestausgebaute Disziplin vertreten.[1]) Seit dem Erscheinen von Menghins Buch, das die Einzelarbeiten in großartiger Zusammenschau einordnet, ist ein Ignorieren der neuen weltgeschichtlichen Richtung unmöglich geworden.

2. Die Methodik der urgeschichtlichen Disziplinen.

Die methodologische Selbstbesinnung (Menghin, S. 5ff.) zeigt, daß jene fünf Einzelwissenschaften erst sehr verschieden gut durchgearbeitet sind. Befriedigend ist die Methode entwickelt bei Völkerkunde und Paläarchäologie; die anderen drei Disziplinen stecken sehr in den Anfängen. Freilich muß der Historiker, der sich in der prähistorischen und ethnologischen Literatur umsehen will, dabei sehr vorsichtig sein; höchst ungleichwertige methodische Durchbildung der einzelnen Forscher ist heute noch Signatur der Zeit.[2])

Menghin gliedert (S. 6) nach Strzygowski die Analyse in Quellen-, Wesens- und Entwicklungsforschung. Die Methode der Quellen- und der Wesensforschung ist heute für Völkerkunde und Paläarchäologie geklärt.

Drei Ordnungen der Kulturinhalte schälen wir aus den Quellen

[1]) Leider steht der Mangel an Lehrstühlen einer noch rascheren Entfaltung im Wege. Insbesondere muß klagend hervorgehoben werden, daß Berlin, wo Gräbner und Ankermann 1905 die neue Richtung als Bahnbrecher einleiteten, sich bis heute der Kulturengeschichte versagt hat. Wien, wo Schmidt und Koppers lehren, Bonn, wo Gräbner lehrte, Köln, wo er und Foy forschten, waren die Ausgangspunkte universalgeschichtlicher Urgeschichte im deutschen Sprachgebiet; neben ihnen melden sich einige andere. Alle außer Wien arbeiten aber unter ungünstigen äußeren Verhältnissen. Von jetzt ab wird die universale Prähistorie gleichberechtigt neben die Ethnologie treten. Nachdem die preußische Unterrichtsverwaltung die mehrfache Gelegenheit zur Gewinnung Menghins für den Berliner Lehrstuhl sich hat entgehen lassen und unsere größte Hochschule in Bedeutungslosigkeit für die Weltgeschichtsforschung verharrt, dürfte die Wiener Hochschule mit ihrer Vereinigung universalhistorischer Forscher bis auf weiteres den Primat behalten.

[2]) Menghins herbe Kritik an dem Reallexikon der Vorgeschichte (S. 5) ist leider berechtigt. Z. B. ist darin die Vertretung der Völkerkunde unerlaubt rückständig. Es finden sich andererseits höchst wertvolle, unentbehrliche, ja einzelne klassische Beiträge in dem Reallexikon; im ganzen ist es ein Chaos.

heraus: die Ordnung nach der Zeit (Chronologie), die Ordnung nach den Formen (Typologie), die Ordnung nach Zusammengehörigkeitsgruppen (Chorologie). Alle drei Ordnungen ergänzen einander; in einem abgeschlossenen Wissen herrscht die dritte Ordnung vor und enthält die beiden ersten als inhärierende Momente. Die Paläarchäologie hat in allen drei Ordnungen den Vorzug der Unberührtheit ihrer Quellen. Aber dieser Sicherheit steht als ihr Mangel gegenüber die Lückenhaftigkeit ihrer Quellen, die eben nur von der Zeit unzerstörte Gegenstände umfassen. Allerdings lassen diese archäologischen Gegenstände, wie Menghin betont, auch gewisse Rückschlüsse auf das dazugehörige vergangene soziale und geistige Leben zu, aber doch nur in enger Zusammenarbeit mit den anderen urgeschichtlichen Disziplinen, wie sie Menghin in großem Maßstab anstrebt.[1])

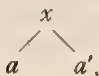
Die alte Frage nach dem Vorwalten der unabhängigen Parallelität von Kulturen, genannt „Konvergenz" (Bastian), oder der Wanderung von Kulturen und Kulturelementen (Ratzel) ist heute zugunsten der Wanderung entschieden. Es gibt freilich auch Konvergenzen, in der Geschichte der Kulturen wie in der Geschichte der Organismen. Aber man darf die Konvergenz nicht kritiklos überschätzen, vor allem kein Prinzip aus ihr machen, das ergänzend dort, wo Quellen fehlen, heuristisch als Kausalprinzip eingesetzt werden darf. Vielmehr ist die Tatsache der Wanderung heute in so erdrückend vielen Fällen streng erwiesen und die Konvergenz in so spärlichen, daß man heuristisch immer zuerst an Wanderung denken muß. An sich ist es natürlich eine reine Tatsachenfrage, wo gemeinsame geschichtliche Wurzel plus Wanderung die Gleichheiten an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten erklären muß und wo getrennte Parallelentwicklung infolge gleicher Umweltreize in der Art der sog. Stammgarben der Paläontologie vorliegt. Aber während früher wohl die Beweislast bei demjenigen Forscher lag, der an Wanderung dachte, liegen die Dinge methodisch heute so, daß sich die Beweislast vielmehr auf

---

[1]) Über diese gegenseitige Ergänzung insbesondere von Paläarchäologie und Ethnologie sind die ergänzenden Bemerkungen von Koppers a. a. O. heranzuziehen. Auch über die von Menghin etwas unvollständig behandelte Frage des Evolutionismus, die hier nicht erörtert werden soll, gibt Koppers wertvolle Gesichtspunkte hinzu.

den Behaupter der Konvergenz verschoben hat. Wir kennen eben so überwältigend viele gesicherte Wanderungsergebnisse, obwohl der Vorgang der Wanderung selbst nur in wenigen Fällen noch beobachtet werden kann. Daß Wanderung vorliegt, wird von der Ethnologie und der Paläarchäologie, nicht anders von der linguistischen Archäologie durch die sog. Form- und Mengenkriterien bewiesen. Wo diese Kriterien nicht ausreichen, da darf man noch lange nicht einfach Konvergenz ex silentio für erwiesen annehmen. Es kann oft Wanderung vorliegen, wo die Quellen zu lückenhaft sind, um sie streng zu beweisen. In solchen Fällen gibt es oft ein Non liquet. So verhält es sich vielleicht z. B. mit der Frage der Abhängigkeit gewisser Teile der ionischen Philosophie von der indischen Spekulation. Ähnlichkeiten, sogar sehr verblüffende, sind da, aber sie reichen wohl nicht aus, um einen absolut zwingenden Wanderungsbeweis mit dem Form- und dem Mengenkriterium zu führen. Wanderung ist aber nach der Lage der Umstände jedenfalls nicht ausgeschlossen; man kann sogar aus speziellen Beobachtungen wie aus anderen, vergleichbaren Fällen eine gewisse Wahrscheinlichkeit für Übertragungszusammenhänge aufstellen. Man kann es bei der Lage der Dinge in einem solchen Falle keinem Forscher verwehren, wenn er den Beweis für Übertragung oder Wanderung nicht für erbracht ansieht; aber keinesfalls darf er deshalb nun auf Konvergenz schließen. Unabhängige Parallelentwicklung oder Konvergenz darf nur dann vermutet werden, wenn Übertragung ausgeschlossen ist; dies läßt sich in seltenen Fällen streng beweisen (vgl. Menghin, S. 133f., 603). Gegen diesen Grundsatz, einen der obersten der strengen kulturgeschichtlichen Methode, wird von Außenseitern heute noch viel verstoßen. Die gründliche Durcharbeitung des Menghinschen Werkes wird ebenso wie etwa die Lesung von Gräbners „Methode der Ethnologie“ (1911) erziehlich und klärend auf jeden Forscher wirken.

Wo die alte evolutionistisch-naturgesetzlich konstruierende Weltgeschichte an getrenntem Fundort Ähnliches *a* und *a'* fand, da pflegte sie nach dem Schema zu deuten:

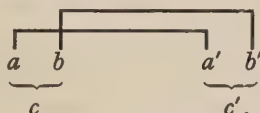


also *a* und *a′* unabhängig voneinander aus dem gleichen Reiz gesetzmäßig entstanden.

Heute sucht die historische Methode dagegen zunächst nach der Erklärungsmöglichkeit:

a — durch *x* — zu *a′* gewandert,

und erst wenn sich diese Erklärungsmöglichkeit als streng ausgeschlossen beweisen läßt, nimmt die historische Methode Zuflucht zu dem Konvergenzschema. Sie sucht das unbekannte *x* zunächst als einen geschichtlichen Kontaktvorgang, nicht als Naturgesetz usw. zu erklären, solange es geht. Wo aber Duplizität festgestellt wird, handelt es sich meist um äußerlich unabhängige Doppelentstehung von Ähnlichem (*c*, *c′*) aus ähnlichen Prämissen, etwa aus der Mischung von Kultur *a* mit *b*, *a′* mit *b′*, die jedoch genetisch zusammenhängen, weil *a* und *a′* aus gemeinsamer Quelle stammen, ebenso *b* und *b′* und nur durch Wanderung an getrennte Orte gekommen sind,



Die historische Methode ist selbstverständlich kein Widerspruch zu einer echten Entwicklungsansicht, vielmehr der methodische Weg zu ihr. Auch finden wir auf diesem Wege psychologische Regelmäßigkeiten walten, freilich nicht konstruierte, aus irgendeiner vorgefaßten psychologischen Lehrmeinung deduzierte und dem geschichtlichen Stoff aufgezwungene, sondern Gleichförmigkeiten, die durch eine Stoffsiebung ohne vorgefaßte Meinung sich erst herausstellen können. Bei dem historischen Verfahren reduzieren sich auch die zuerst unbegrenzt erscheinenden Fälle der singulären Erscheinungen auf gewisse Urtypen, deren Abwandlung, Mischung, Zersetzung, Steigerung usw. die Fülle der Varianten bedingt. Es ergeben sich gewisse Elemente der weltgeschichtlichen Entfaltung, Zusammenhangs*urgruppen* beschränkt an Zahl, obwohl die Summe ihres Vorkommens, ihrer Variation und Mischung ebenso unübersehbar ist wie die der physikalischen Elemente. Durch dieses Herausschälen von Typen oder Urgruppen büßt übrigens die universalgeschichtliche Methode durchaus nicht die

Fähigkeit ein, das Individuelle zu werten. Sie wird sich dem Individuellen vielmehr dort zuwenden, wo es schöpferisch und damit vom höchsten Werte ist.

Mit diesen Bemerkungen, die keineswegs die Lesung von Menghins Einleitungsabschnitt ersetzen sollen, sich vielmehr als Ergänzung zum Teil frei daneben her bewegen, leite ich nun über zur

3. Methodik der urgeschichtlichen Synthese.

Mit Menghin (S. 9ff.) bekenne ich mich zur Geschichtsphilosophie, freilich zu einer induktiv streng unterbauten, die sich hütet, in die Methodik der Stoffbearbeitung einzugreifen oder ihr davonzufliegen, sondern die vielmehr sich aus den Einzelergebnissen herausarbeitet. Will der normale Fachhistoriker nun auf dem kürzesten Weg, der heute denkbar ist, zunächst einmal von der Synthese der beiden vorgeschrittensten urgeschichtlichen Einzeldisziplinen, Paläarchäologie und Ethnologie, einen Begriff bekommen, so ist ihm am ehesten zu raten, vorgreifend das Kapitel 7 (S. 479ff.) zu überlesen, das Menghin (S. 10) selbst als das wichtigste des ganzen Buches bezeichnet. Hier kann der Leser eine große Synthese einmal kennenlernen, die ihm Lust machen dürfte, die Wege und die Bausteine näher zu prüfen, die Menghin und seine Vorgänger seit 1905 gefunden haben. Grundsätzlich ist bei dieser Synthese, die Menghin (S. 11ff.) gegen die Birknerschen Bedenken verteidigt, zu unterscheiden:

1. Unmittelbar quellenhafte Verbindung des Stoffs mehrerer urgeschichtlicher Einzeldisziplinen.

2. Nachweis kontinuierlicher Verbindung zwischen den Erscheinungen verschiedener Fachgebiete, z. B. leben prähistorische Kulturen oder wesentliche Elemente noch heute im gleichen Gebiet völkerkundlich fort.[1]

3. Vergleichungen zwischen den drei kulturgeschichtlichen Fächern Paläarchäologie, Völkerkunde und linguistischer Archäologie. Ich führe folgende Stelle aus einem Brief Menghins an mich ein: „Wie Heine-Geldern betont, kommt die Ethno-

[1]) Hier erwähnt Menghin auch die Kossinnasche „Siedlungsarchäologie", die typologisch lückenlose Zusammenhänge aus der Paläarchäologie bis in die paläethnische Bestimmbarkeit herab verfolgt.

logie ohne Archäologie überhaupt nicht mehr weiter. Die Ergebnisse der Kulturkreislehre bleiben ohne Mitarbeit der Archäologie zu vag und zu unsicher, um wirkliche Geschichte zu bedeuten.“ Selbst werde ich mich zur Parallelisierung der verschiedenen Wissenschaften an späteren Stellen dieser Abhandlung äußern, wo der Leser schon über eine gewisse Tatsachenanschauung verfügt.

4. Chronologie.

Unter Stratigraphie versteht man die senkrechte Abfolge kulturführender Erdschichten; sie ist die Grundlage der paläarchäologischen Zeitordnung. Sie ist wundervoll objektiv. Aber es gibt auch hier Schwierigkeiten, deren Nichtbeachtung die Urgeschichte durch manchen Trugschluß gefälscht hat. Nach Menghin (S. 15ff.) sei angeführt:

1. Die Notwendigkeit, archäologische und geologische Stratigraphie auseinanderzuhalten, beide getrennt nebeneinander zu verwerten, um die Gefahr von Zirkelschlüssen herabzumindern, die ohnehin in allen urgeschichtlichen Wissenschaften groß ist. Ich füge hinzu, daß der Erforscher des Protolithikums im Feld zugleich Geologe sein muß. Die Fundlage ist oft durch eiszeitliche Erdrevolutionen verstört; oft muß das sichtbare Alter des Fundes (Zerschindung, Verwitterung) aushelfen; kurz, die Schwierigkeiten sind erheblich.

2. Stratigraphisch-chronologische Abfolgen gelten nur für das Fundgebiet. Ähnlichkeit, selbst Gleichheit von archäologischen Formenkreisen verbürgt nicht ihre stratigraphische Gleichaltrigkeit. Es können vielmehr Wanderungen vorliegen oder Überlebsel. Örtliche Befunde dürfen nicht verallgemeinert werden. Neolithische Kulturkomplexe z. B. vertauschen ihre stratigraphische Stellung sogar in engbegrenzten Räumen, weil sie ungefähr gleichzeitig blühten, aber innerhalb eines größeren Gebietes. Wichtig ist zu beachten, aus welcher Richtung eine Kultur stammt; im Ausgangsgebiet ist sie natürlich älter als im Ausstrahlungsgebiet.

3. Die letzte Stufe der chronologischen Arbeit, der universalgeschichtliche Vergleich, hat zur Aufdeckung eines zeitlichen Parallelismus verschiedener Formkomplexe über die ganze Welt hin

geführt. Die verschiedenen Kulturkomplexe überschneiden sich wechselvoll.

Erst wenn dies alles beachtet wurde, werden die verkehrten Annahmen eingeschränkt, an denen die örtlich betriebene Urgeschichte so reich ist. Es zeigt sich dann bald: je weiter der Überblick ist, je weniger der Horizont örtlich begrenzt, desto eher entgeht die Forschung falschen Verallgemeinerungen. Frühgeschichtliche Kulturchronologie kann im letzten Sinn überhaupt nur weltumspannend getrieben werden, nicht etwa zureichend auf nur europäischer Forschungsgrundlage. Nur universalgeschichtliche Typologie und Chorologie hat Erfolg.

In der Terminologie mußte Menghin die landläufige Unterteilung in Alt- und Jungpaläolithikum fallen lassen, da zwischen diesen beiden eine stärkere Zäsur besteht als zwischen der Oberteilung Paläolithikum und Neolithikum. Er nennt das Altpaläolithikum Protolithikum, das Jungpaläolithikum (nach Rellini) Miolithikum. Es ist praktisch, ihm hierin zu folgen, ebenso in der Aufnahme von Rellinis Protoneolithikum für die älteste neolithische Schicht. Rellini hat weiter das Protolithikum in zwei Stufen gespalten, was aber sachliche Bedenken hat. Für die dem Protolithikum vorausgehende Stufe gebraucht Rellini den Ausdruck Eolithikum; wir werden auf die Frage zurückkommen, ob Menghin Recht getan hat, das Bedürfnis nach Aufstellung dieser Epoche zu verneinen. Ich selbst habe bisher mit Verworn die betreffende Epoche Archäolithikum genannt, würde aber gegebenenfalls Eolithikum künftig vorziehen, besonders auch wegen des durch Morgan verschuldeten Doppelsinns von Archäolithikum.

Wieweit die älteren Kulturzeitalter mit geologischen gleichgesetzt werden können, z. B. Eolithikum mit Spät-Tertiär, kann hier unerörtert bleiben.

Das Übersichtsschema würde also vorderhand lauten:

Eolithikum?
Protolithikum,
Miolithikum,
Protoneolithikum,
Mixoneolithikum (= Vollneolithikum).

Die Bezeichnung Kupferzeit lehnt Menghin (S. 19f.) mit guten Gründen ab.

Die einzelne chronologische Arbeit Menghins kann hier nicht verfolgt werden; sie unterliegt der prähistorischen Fachkritik. Aber „wer ohne den soliden Unterbau eines klaren stratigraphisch-chronologischen Systems an die typologischen, chorologischen und entwicklungsgeschichtlichen Fragen herantritt, begibt sich in die Gefahr, den Boden des Wirklichen und Möglichen unter den Füßen zu verlieren. Fast allen zusammenfassenden Büchern der letzten Jahre haftet dieses Gebrechen an" (S. 20). Menghin kritisiert andere Meinungen meist einfach durch Entwicklung seines eigenen Systems; er sucht es besser zu machen und hat das Recht, viele ältere Theorien einfach zu übergehen. Des Kritisierens dürftiger oder phantastischer Synthesen enthebt ihn die Geschlossenheit und Tatsachenbelegtheit seines eigenen Systems. Er könnte natürlich die fremden Anschauungen eingehender abweisen und hat dies auch in zahlreichen Einzeluntersuchungen früher getan. Daß er nun seinerseits die Kritiker an sich herankommen läßt, wozu ihn schon das Gebot der Kürze und Durchsichtigkeit zwingt, mag ihm der Leser danken. Soviel im einzelnen auch weitere Forschung noch ändern wird (Menghin rechnet damit auf Schritt und Tritt), sicherlich wird die Kritik Menghin weder für einen „Kärrner" noch für einen „Schwarmgeist" (S. 14), sondern für einen „Meister" erklären müssen.

Ich gehe nun in der Analyse des Menghinschen Systems so vor, daß ich nicht den einzelnen Kapiteln folge, sondern gleich die Synthese der verschiedenen Kulturzeitalter vorlege.

5. Spätere Grundkultur = Protolithikum.

„Den Ausdruck Urkultur", sagt Menghin (S. 481), „lassen wir fallen, weil er am besten für die wirklich ältesten, vorderhand nicht faßbaren Stadien menschlicher Kultur reserviert bleibt. Nach Fritz Kerns Vorschlag fassen wir den ganzen Altkomplex als Grundkulturen zusammen."

Für das archäologische Verständnis des Protolithikums ist entscheidend die Trennung der Klingen- und der Faustkeilkulturen voneinander (Obermaier 1920) und die Ausscheidung der Knochenkulturen als dritter selbständiger Hauptkulturfamilie

(Menghin seit 1926). Alle älteren Gliederungsversuche (Mortillet usw.) sind als entwicklungsgeschichtlich wertlos, ja irreführend durchschaut. In den Klingenkulturen herrscht Steingerät, das wenig und stets nur auf einer Seite retuschiert und immer aus span- oder klingenartigen Abschlägen hergestellt ist. Die Faustkeilkulturen besitzen den beiderseits bearbeiteten Faustkeil, der aus einem Kernstein erzeugt wird. In der Knochenkultur steht eine Fülle primitiver Knochenwerkzeuge, die anderswo fehlen, einem äußerst kümmerlichen Steingerät gegenüber (S. 87).

Die zahlreichen protolithischen Klingenkulturen lassen sich noch nicht in ein genetisches System bringen (S. 91).

Übersicht der protolithischen Klingenkulturen.

	Europa	Afrika	Asien
Frühprotolith.	Prächelléen[1]	Prächelléen	Prächelléen
Mittelprotolith.	Levalloisien		
Spätprotolith.	Moustérien	Moustérien	Ordos, Siara-osso-gol.

An gewissen Punkten der Erde haben protolithische Kulturen weit bis in Zeiten herab gelebt, die anderwärts schon jüngere Kulturen hervorgebracht haben. Menghin führt hier mit glücklicher Begriffsschöpfung die Bezeichnungen epiprotolithisch und opsiprotolithisch ein. Epiprotolithisch nennt er solche Kulturen, die eine der großen Zeitstufen überlebt haben, also Kulturen, die noch während des Miolithikums da und dort weiterlebten. Opsiprotolithisch nennt er Kulturen, die mehr als eine Stufe überleben. So haben z. B. in Südasien, Australien und Amerika (opsi)-protolithische Kulturen bis in unsere Gegenwart herab bestanden, wie das Weddalien, Toalien, Tasmanien.

Das Prächelléen findet sich niemals in Höhlen. Die Abschläge sind kunstlos, grob, von Zufallsform, aber absichtlich zugerichtet. Unterscheidbare Typen sind Klingen, Spitzen, Bohrer, Schaber, Hohlschaber, Kratzer und Lanzenspitzen aus Holz. Diese Kultur

[1]) Diese Bezeichnung ist einmal eingeführt, wenn auch nicht recht passend, da diese Kulturen nicht zum Chelléen hinführen. Hierher gehört z. B. das Mesvinien, während das Strepyen Rutots im großen und ganzen dem Chelléen entspricht (S. 93). Breuil setzt statt Prächelléen frühprotolithisch das Clactonien ein; seine Folge lautet also Clactonien-Levalloisien-Moustérien. Mir scheint sie die beste.

fällt in die vorletzte Zwischeneiszeit. Menghin selbst ist, als Nichtgeologe, in der absoluten Chronologie sehr zurückhaltend: „Für die absolute Datierung der protolithischen Kulturen gibt es noch keine brauchbaren Anhaltspunkte. Man kann nur sagen, daß ihre Entfaltung einen wesentlich längeren Zeitraum in Anspruch genommen haben muß, als er für das Miolithikum (siehe später!) zu ermitteln ist (S. 44)." Es ist nur zu loben, daß Menghin in Fragen, die seine eigene Zuständigkeit überschreiten, apodiktische Urteile vermeidet; er scheint mir jedoch dem zu widersprechen, wenn er die Anhaltspunkte der Geologen als bisher nicht brauchbar bezeichnet. Die meisten und besten Geologen kommen für die vorletzte Zwischeneiszeit[1]) ziemlich übereinstimmend auf eine Größenordnung von ungefähr einer halben Million Jahre vor unserer eigenen Zeit. Es liegen dafür so mancherlei Anhaltspunkte vor, und es besteht auch nicht der geringste Grund, die Langsamkeit der älteren Menschheitsentwicklung, wie die Geologie und Paläontologie sie wahrscheinlich machen, abkürzen zu wollen. Wir dürfen für das Prächelléen solange ein Alter von rund einer halben Million Jahre für glaubhaft halten, bis nicht neuere geologische Erkenntnisse die bisherigen Schätzungen umbilden. Auch Breuil rechnet für die Eiszeit mit einer Größenordnung bis zur Jahrmillion.

Das Levalloisien erreicht eine höhere technische Stufe. Es sind jetzt absichtlich gewonnene Formen vorhanden, unter denen breite Klingen, Spitzen und Platten die Hauptrolle spielen. Im Laufe seiner langen Entwicklung ist diese Klingenkultur in Mischung getreten mit den in Europa eingedrungenen Faustkeil- und Knochenkulturen (S. 95).

Kulturgeschichtlich wichtig ist der Nachweis (S. 96), daß die vielberufene „Kannibalenstätte" von Krapina keinerlei Spur von Menschenfresserei enthält.

Das Moustérien, das in Ordos teilweise rein vorkommt (S. 106), ist in Europa durchweg Mischkultur (S. 97). Im afrikanischen Moustérien tauchen Stilspitzen mit Schäftungskerben auf (S. 103).

[1]) Diese ist nach der triglazialen Theorie die erste, nach der quadriglazialen die zweite Zwischeneiszeit. Der Streit zwischen der triglazialen Theorie (nach Boule) und der quadriglazialen (nach Penck) ist archäologisch fast bedeutungslos (S. 23). Es ist aber erwähnenswert, daß Breuil das quadriglaziale Schema annimmt.

Der Moustérienmensch lebte als schweifender Jäger wie seine Vorgänger; Vorliebe für Höhlen hat er aus der Knochenkultur übernommen (S. 99). Echte Bestattungen sind erhalten. Doch geschahen diese rituellen Beisetzungen recht sorglos. Es wurde eine Grube ausgehoben, aber der Tote vielleicht nicht einmal mit Erde bedeckt, meist wohl von Raubtieren gefressen. Die Leichen wurden nach der Sonne orientiert, der Kopf im Westen, in Schlafstellung. Fesselung ist nicht beweisbar. Grabbeigaben wurden beigelegt. Die Witwe trug wohl schon in frühprotolithischer Zeit einen Knochen des Verstorbenen (Unterkiefer) mit sich herum. Eine Art von ,,Vorkunst", Farbflecken und -bänder, ist festgestellt (S. 96 und 100).

Das australische Tasmanien ist erst in frühmiolithischer Zeit vom ostasiatischen Festland abgezweigt und in allmählicher Wanderung bis Tasmanien vorgedrungen, wo es bis hart an die Gegenwart heran gelebt hat (S. 109).

Übersicht der protolithischen Faustkeilkulturen.

	Europa und Mittelmeergebiet	Afrika und Asien
Frühprotolith.	Chalossien	
Mittelprotolith.	Chelléen	
	Acheuléen, Micoquien	Noch nicht gliederbar
Spätprotolith.	Acheuléen (?)	

Das Chelléen ist keine reine Faustkeilkultur; nicht alles Gerät wurde aus Kernstücken gearbeitet; Klingen sind übernommen aus dem Prächelléen. Auch Knochenwerkzeuge fehlen nicht (S. 114). Wichtig ist dagegen, daß das typologisch primitivste vorderindische Madrassien wohl eine reine Faustkeilkultur gewesen ist, offenbar der Quelle der Faustkeilkultur nahe (S. 119). Der Chelléenmensch hat niemals Höhlen bewohnt, was wohl nicht nur auf Klima, sondern auch auf Brauch zurückgeht. Geschäftetes Gerät und Spuren von Feuergebrauch sind erwiesen (S. 114).

Das Acheuléen verfeinerte den Faustkeil und erzeugte viele Klingenabschläge. Das Micoquien ist ein Acheuléen in besonders kleinem Format (S. 115).

Die protolithischen Knochenkulturen Europas, die Menghin in eine Wildkirchlikultur und eine Veldener Kultur scheidet, waren die Lebensformen von Höhlenbärenjägern, deren kühnes

Handwerk und deren religiös sorgsame Opfersitten Menghin (S. 121ff.) anziehend schildert. Sie sind die Ur-Höhlenmenschen, deren Wohnbrauch vielleicht fremden Kulturgruppen zum Vorbild diente. Auf kunstvolles Steingerät legte der Bärenjäger offenbar kein Gewicht; er verwendet rohe Natursteine oder nur flüchtig gehauene. Aus Bärenknochen aber fertigte er Schlaggeräte, Trinkgefäße, Lampen, Fellschaber, Fellöser, Glätter, Marklöffel, Pfriemen, wahrscheinlich Pfeilspitzen, Messerchen, Harpunenspitzen(?). Was wir bei Klingen- und Faustkeilmenschen nur vermuten können, wird hier zur Gewißheit: daß die Menschen in Horden lebten und die Bärenjagd, den Mittelpunkt ihres Wirtschaftsbetriebes, in organisierter Gemeinschaft betrieben (S. 125).

Südasiatische und amerikanische protolithische Knochenkulturen bieten vorderhand nur unzulänglich (bearbeitete bzw.) gesicherte Bestätigungen der prächtigen europäischen Funde des letzten Jahrzehnts (S. 127ff.).

Alle drei Grundtypen der protolithischen Kulturen sind um die Erde gewandert. Nun aber zeigt die Karte auf S. 130 die vermutlichen Ursprungsgebiete der Knochenkultur im nördlichen Sibirien, der Klingenkultur in Mittelasien, der Faustkeilkultur in Indien. Denn die Faustkeilkultur muß Schneidegeräte aus tropischen Hölzern (Bambus usw.) gehabt haben, und die Faustkeile waren zum Teil als Beile geschäftet, der vermutlichen Urwaldheimat entsprechend. „Es gilt dort, mit Äxten der Pflanzengeschlinge Herr zu werden, Bäume zu fällen und auch die Jagd durch Keulenwurf und -schlag auszuüben, während mit der Lanze dort nicht viel auszurichten ist (S. 131).“ Dem Steppenleben dagegen ist die Klingenkultur angepaßt. „Axtförmige Geräte hat es in ihr nie gegeben. Hölzerne Keulen brauchen nicht gefehlt zu haben. Aber im wesentlichen beherrschen in ihr spitz- und klingenartige Formen das Bild. Sie war zweifellos eine ausgesprochene Dolch- und Lanzenkultur (S. 132).“ Daß endlich die Knochenkultur auf den Stein als Werkzeugstoff möglichst verzichtete, mag am Mangel geeigneten Steinrohstoffes gelegen haben, vor allem aber daran, daß der Zwang zu raschen, weiten Wanderungen im Norden den Menschen veranlaßte, sein tragbares Inventar so leicht wie möglich zu gestalten. Die ursprüngliche Knochenkultur wohnte wohl noch nicht in Höhlen. Als aber der Bärenjäger seinem

Hauptwild bis in die Höhen der Alpen gefolgt war, kamen jene hochalpinen Fundplätze zustande, die uns den ersten Einblick in diese subarktische Kultur erschlossen, deren miolithische Fortsetzung wir aber wieder aus Nordsibirien stammen sehen werden (S. 132).

Die Entstehungszeit der späteren Grundkulturen liegt (S. 597) „um die Mitte des Quartärs"; die (S. 598) prächelléenartigen Klingenkulturen treten in der Regel als die ältesten auf; die Knochenkultur ist noch vor der letzten Kälteperiode der Eiszeit in Europa eingewandert.

Wenn man das Verhältnis der drei betrachteten Grundkulturen unter sich prüft, so ist ein langedauerndes Nebeneinanderherleben gewiß, eine abgesonderte Entwicklung jeder der drei zu ihrer Selbständigkeit wahrscheinlich. In Europa und Afrika scheint nach Menghin zuerst die Klingen- oder Steppenkultur eingewandert zu sein; freilich sehen Breuil und R. Moir im Comerien ein Primitivchelléen, also eine Faustkeil- oder Waldkultur, die jede Klingenkultur in Europa an Alter weit überragte. Menghin sieht es als sicher an, daß die Faustkeil- oder Waldkultur über Afrika nach Europa gekommen ist. Die beiden Kulturen haben in Europa lange getrennt dahingelebt. „In den Fundstätten Nordfrankreichs und Englands lösen sich Schichten der einen und der anderen ab, ohne viel gegenseitigen Einfluß zu verraten. Es war, wie Breuil sagt, ein Kommen und Gehen der Klingen- und Faustkeilkultur. Aber allmählich führte das doch zum Ausgleich (S. 133)." Anfang 1931 hat mir Breuil erzählt, er habe schon unabhängig von Menghin zu beobachten begonnen, daß in Europa Faustkeilkulturen in Waldzeiten einwanderten, Klingenkulturen in Steppenzeiten. Irgendwann, während diese Kreuzung der beiden Kulturen voranschritt, ist dann auch die Knochenkultur in Europa eingewandert und „hat sich vor allem in den Alpen eingenistet; vielleicht nur deshalb, weil sie noch unbesiedelt waren, vielleicht aber auch, weil es nirgends bessere Bärenjagd gab (S. 134)". Viele kleine Stämme wohnen im Protolithikum nebeneinander. Viele halten zäh durch lange Zeit an ihren Typen fest und bewahren sie schließlich noch in allerlei Mischungen ziemlich hartnäckig. Dem mit der Kulturkreisforschung weniger Vertrauten dürfte nicht alles auf der Karte S. 130 sofort einleuchten, z. B. nicht die Herkunft der Knochenkultur aus Nordasien, da doch nur

Fundplätze aus Europa und Indien eingetragen sind. Wer aus späteren, reicher belegten Kulturen Erfahrung ungezählter Wanderungen hat, wird Menghins Hypothese eher Vertrauen schenken. Denn gegen unabhängige (Duplizitäts-)Entstehung in Europa und in Indien (und Amerika) spricht vor allem das ethnologische Überleben der protolithischen Knochenkultur in der Ureskimokultur, die Beheimatung der miolithischen in Nordasien, die Art des Auftretens in Europa, die eine dortige Entstehung unwahrscheinlich macht, wozu sekundär weitere Überlegungen kommen. Aber bleiben wir uns bewußt, daß bis jetzt nur eine gutbegründete Hypothese vorliegt, deren Aufstellung noch mehr der methodisch fundierten Intuition verdankt wird als einem lückenlos geschlossenen Denkmälerbeweis. Darum würde die Kulturkreisgeschichte der Grundkulturen mit ihren vielen Wissenslücken noch etwas von einer Glaubensfrage an sich tragen, wenn nicht die Archäologie und Ethnologie der Tiefkulturen schon auf so sicheren Füßen stünde und auf die Auffassung der Grundkulturen Licht zurückwürfe.

In den sog. Kleinindustrien sieht Menghin die Hinterlassenschaft kleinwüchsiger Völker. Insbesondere die Tatsache, daß Weddalien, Toalien und die miolithischen Mikrolithkulturen Afrikas zweifellos von der Kleinwüchsigkeit der betreffenden Völker bestimmt sind, führt Menghin zu dem Schluß, auch für reduzierte oder „kleine Ausgaben" normaler Typengruppen (z. B. Micoquien) und für mikrolithische Industrien, die eigene Kleinformen schaffen (z. B. Siara-osso-gol), als Urheber kleinwüchsige Menschenrassen anzunehmen, auch wo uns anthropologische Anhaltspunkte dafür bislang fehlen. „Kleine Hände sind der Grund, weswegen die Artefakte klein sind (S. 134)." Man wird in der Tat, worauf ja auch andere Erwägungen führen, in der eiszeitlichen Grundkultur noch mit weit größeren Beständen an pygmäischen und pygmoiden Völkern rechnen dürfen, als deren heutige klägliche Schrumpfrückstände zunächst verraten können.

In Europa haben alle protolithischen Kulturen während des letzten Kältestadiums der Eiszeit höherentwickelten miolithischen Platz machen müssen. Aber in den anderen Erdteilen haben, besonders noch während der Hauptdauer der miolithischen Kulturen, protolithische, namentlich Klingenkulturen, fortgelebt und sind heute noch nicht ganz verschwunden. „Das Fehlen epiprotolithi-

scher Kulturen in Europa ist eine kulturgeschichtliche Tatsache, die unterstrichen zu werden verdient. Dieser Erdteil war so gelegen, daß er von Neuerungen, die sich im asiatischen Quellgebiet aller frühgeschichtlichen Kulturbewegungen entwickelten, alsbald in stärkste Mitleidenschaft gezogen wurde. Die eindringenden Kulturströme waren stets so intensiv, die natürlichen Vorbedingungen zu ihrer allseitigen Verbreitung so günstig, daß ältere, einfachere Kulturen hier rasch hinweggefegt wurden. Diese Erkenntnis scheint mir ein Schlüssel zum Verständnis der weltgeschichtlichen Stellung Europas. In den übrigen Kontinenten war die Ungunst äußerer Verhältnisse, das Übergewicht des von alther Beharrenden immer zu groß, um Neues, selbst wenn es noch so kräftig aufblühte, zum vollen Sieg kommen zu lassen. Immer wieder wurde in diesen Ländern das Entwickelte vom Altertümlicheren verschüttet, so daß später selbst Stadtkulturen zugrunde gehen mußten (nach Menghin, S. 135)." Europa war eben klein; in des großen, klimatisch und ökologisch weit unterschiedsreicheren Asiens Falten konnten sich ältere Formen weit stattlicher lebensberechtigt behaupten. Übrigens ist ja doch auch Europa in seinen kleineren Verhältnissen an Überlebseln bis heute nicht arm. Die angeführte Menghinsche Beobachtung trifft etwas Wesentliches; doch halte man daneben als mindestens ebenso wichtig im Auge, daß tatsächlich bis ins Mixoneolithikum herab keine der ganz großen Kulturneuschöpfungen von Europa ausgegangen ist. In den asiatischen Räumen sind die Herde der Neuerungen. Der europäische Boden ist sozusagen Kolonialboden; Wanderungs- und Ausstrahlungsgebiet der asiatischen oder nordafrikanischen Änderungen, die dann in Europa, dieser kleinen Halbinsel Asiens, im allgemeinen mit dem, was sie an Älterem vorfanden, verhältnismäßig rasch aufräumten.

Für (S. 598) Amerika ist die früh eingetroffene protolithische Knochenkultur von höchster Bedeutung geworden, während sie in Europa und vielleicht in Indien Episode blieb. Die Klingenkultur hat sich in Afrika vermutlich ziemlich lange gehalten, reichlich in Australien und Tasmanien, in Amerika stellenweise. Die Faustkeilkultur ist vielleicht in Afrika in gewissen altertümlichen Zügen sonst fortgeschrittener Kulturen noch heute greifbar, etwas deutlicher in Australien, spurenhaft in Amerika.

Opsiprotolithische Kulturen, d. h. stratigraphisch ganz junge, zum Teil der Gegenwart angehörige Kulturen, die phaseologisch noch der Grundkultur (= Protolithikum) entsprechen, sind uns nun also außerhalb Europas in ziemlichen Resten erhalten. Diese Reste sind unschätzbare Quellen, denn sie geben uns ein volles, nunmehr völkerkundliches Lebensbild einer sehr altertümlichen Kulturstufe. Dem mit der Völkerkunde nicht näher vertrauten Fachhistoriker muß nun hier freilich gesagt werden: nicht in irgendwelchen Fund- oder Reiseberichten findet er ein reines Bild der Grundkultur, sondern nur in den kritisch erschlossenen Rekonstruktionen der ursprünglichen Kulturkreise durch die ethnologisch-historische Methode. Es verhält sich hiermit etwa wie mit der Rekonstruktion der griechischen Kunst des 5. Jahrh. Der lernbegierige Laie kann sie nicht einfach dadurch wiederfinden, daß er durch den Vatikan, den Louvre oder andere Sammlungen römischer Kopien pilgert; er muß schon seine Wanderung offenen Auges auch durch die kritischen Schriften der gelehrten Archäologen ausdehnen. Genau so gut wie diese zwar nicht jede Einzelheit sichern und vor allem Verlorenes nur in Glücksfällen wiederbringen können, dennoch ein zuverlässig gesäubertes, der Wahrheit einigermaßen nahekommendes Bild der ursprünglichen Wirklichkeit wiederherstellen, so ist mit Erfolg die Schule Gräbners und W. Schmidts bemüht, die Grundkultur nach den völkerkundlichen Überlebseln zu rekonstruieren. Wieweit diese völkerkundlich erschlossene Grundkultur mit dem paläarchäologisch gewonnenen Protolithikum zur Deckung gebracht werden darf, ist eine zweite Frage. Zunächst bietet uns die völkerkundliche Grundkultur das Leben der Menschen in weit größerer Vollständigkeit und Tiefe als der archäologische Restbestand, wenn schon natürlich andererseits ohne die chronologische Fixiertheit und exakte chorologische Abgegrenztheit der paläarchäologischen Kulturauszüge.

An dieser Stelle kann ich leider nicht das Bild der völkerkundlichen Grundkultur in Breite entrollen; es handelt sich vielmehr um die oben als „zweite" Frage bezeichnete Deckung gewisser völkerkundlicher Grundkulturen mit paläarchäologischen.

Wir nennen die Lebensform der Grundkultur Wildbeutertum.[1])

[1]) Menghin hat diese von mir vor einigen Jahren vorgeschlagene Bezeichnung aufgenommen, die die aus mehreren Gründen unpraktischen Aus-

Menghin unterscheidet nun seine drei archäologischen protolithischen Kulturkomplexe auch völkerkundlich. Er findet 1. Klingenkulturen bei Tasmaniern und Südostaustraliern, sowie bei Feuerländern und nördlichen Zentralkaliforniern. Das hohe Alter dieser tasmanoiden Kulturen „wird durch ihre Lagerung an der äußersten Südspitze zweier Kontinente verbürgt. Sie sind an den äußersten Rand der Ökumene hinausgedrängt (S. 485)". Hervorzuheben sind eigenartige Korbflechttechnik, sozialethische Initiationsfeier, Erdbestattung, Vatergottglaube.[1]) Wohnungen sind Windschirme, Bienenkorb- und einfache Kegelhütten, Hauptwaffe Speere und Knüttel aus Holz. Einfacher Schmuck kommt vor. Individualeigentum an beweglicher Habe, Hordeneigentum am Grund und Boden, vorwiegende Einehe, Narbentatauierung, Zauberei, Festbemalung der Gesichter und Zeremonialgegenstände sind festgestellt (S. 484f.). Weniger bestimmt sind 2. die Faustkeilkulturen völkerkundlich herauszustellen; Spuren findet Menghin in den „altaustralischen" Elementen der sehr komplizierten australischen Kulturmischung, ferner am obersten Nil, bei Algonkin, Zentralkaliforniern und Uitoto. Als bezeichnend sieht er an die besondere Hinneigung zum Sammeln der Pflanzen durch die Frauen, das Beil mit angekittetem Stiel[2]), die roh zugeschlagene,

drücke „niederes Jägertum" oder „Sammler- und Jägertum" ersetzt. Wildbeutertum schließt „Sammeltätigkeit" in sich. Man sollte also nicht, wie es Menghin S. 484 einmal unterläuft, beides wie etwas Unterscheidbares nebeneinander setzen.

[1]) Dieser von Menghin gebrauchte Name scheint mir besser als der für dieselbe Sache oft verwendete Ausdruck Urmonotheismus. Zunächst ist für das naive, unreflektierte Weltbild dieser Stufe ein Ismus immer besser zu vermeiden. Auch kann von einem ganz strengen Monotheismus kaum die Rede sein, wennschon das Höchste Wesen unvergleichlich überragt. Mit der Bezeichnung „Ur" sparsam umzugehen, empfiehlt sich ebenfalls. Himmelsgottglaube ist auch weniger eindeutig, da weder eine Identifikation des Höchsten Wesens mit dem Himmel vorliegt noch auch das gewöhnlich im Himmel wohnende Höchste Wesen an diesen gebunden ist. Einen Vater hat man aber in der Einzahl, und wie in der Grundkultur wegen des Vorwaltens der Kleinfamilie der Vater die wichtigste Autorität ist, neben dem doch aber auch andere Autoritäten stehen, so schließt das Höchste Wesen, meist als Vater im Himmel gedacht, in der Grundkultur das Vorhandensein anderer Überwesen, z. B. seiner Frau, seines Sohnes, der Stammesahnen, gewisser Dämonen usw. nicht aus. Grundkulturlicher (protolithischer) Vatergottglaube ist die beste Bezeichnung.

[2]) Das aber nach M. auch eine Nebenform des altpflanzerischen in Zweigschlinge geschäfteten Beiles sein könnte.

faustkeilartige Klinge, den Stock- oder Parierschild, die Wurf- oder Krummkeule (Bumerang), das Zahnausschlagen bei der geheimen Jugendweihe. Der Weltschöpfer ist zugleich Stammvater (Urmensch).[1]) Wie in der ,,tasmanoiden" Kultur sind auch in dieser ,,australoiden" Familie und Horde die einzigen Organisationsformen; auch Nahrungswirtschaft und Wohnung bieten nichts Eigenartiges (S. 485ff.). Besser gesichert sind wieder 3. die völkerkundlichen Knochenkulturen der Grundkultur- oder protolithischen Stufe. Durch Birket-Smith ist die älteste Eskimokultur als eine sehr altertümliche Festlandskultur im zirkumpolaren Amerika herausgearbeitet worden, an den Flüssen und Binnenseen noch ohne Eisjagd und Anpassung an die See. Diese ,,eskimoide" Grundkultur[2]) enthält neben der Jagd die Fischerei mit Angeln und Reusen, runde Bienenkorbhäuser, die, etwas in die Erde eingebettet, einen Eingangskorridor haben, wenig Stein-, viel Knochengerät (Messer, Pfriemen, Nadeln, Löffel), auch Holzgerät; der Speer ist eine der wichtigsten Waffen; es gibt dreispitzige Waffen mit Widerhaken. Der Bogen ist ein einfacher Holzbogen mit einfachem Sehnenbelag; die Fiederungsweise der Pfeile tangential; Köcher und Schleuder scheinen alt zu sein. Die Keule fehlt. Lampen aus Stein, genähte und ungenähte Fellgefäße, auch solche aus Vogel- und Fischhaut, Männer- und Weiberkleidung als Rock aus zwei Fellen, noch ohne Kopfbedeckung, wenig Schmuck, Kajak und Schneeschuh werden als alt angesehen, vielleicht auch ganz einfache Schlitten ohne Ständer, doch werden auch einfach Felle zum Nachschleppen von Lasten verwendet. Der Hund als Zugtier gehört vielleicht erst der miolithischen Stufe an. Die Familie ist vaterrechtlich. Das höchste Wesen ist fast noch gar nicht verdunkelt, ein wirkliches Berufszaubererertum (Schamanen) fehlt. Wichtig ist die Kulthandlung der Opferung des Schädels erlegter Rentiere, ,,deren Beziehung zum Höchsten Wesen sich unschwer dartun läßt" (S. 487ff.).[3])

---

[1]) Schon von altpflanzerischer Mondmythologie abhängig (S. 487)?

[2]) Man darf bei der Bezeichnung ,,eskimoid" also nicht an die spätere Kulturentwicklung der Eskimo denken, deren Phasen Menghin S. 487f. nach Birket-Smith zusammenfaßt.

[3]) Hatt und Birket-Smith gliedern die von ihnen entdeckte arktische Grundkultur in zwei Stufen; vorher geht die Eisjagdkultur, es folgt die Schneeschuhkultur.

Der Vergleich völkerkundlicher Grundkulturen mit den protolithischen Kulturen der Paläarchäologie im Sinn einer Deckung beider darf auch nach meiner Überzeugung als vollkommen gesichert gelten, wennschon aus ganz verständlichen Gründen der eiszeitliche Zug zum Wohnen in Höhlen bei den völkerkundlichen Überlebseln fehlt. Bei den Klingenkulturen besteht sogar eine örtliche Kontinuität der Ergologie, was immer die Krone der Beweise ist. Bei den Faustkeilkulturen leben dagegen, wie es scheint, „nur kümmerliche, nicht recht faßbare Reste" fort (S. 493). Dagegen ist der Zusammenhang zwischen völkerkundlicher und archäologischer Knochengrundkultur wieder augenfällig. Vom größten Interesse dabei ist die gesicherte Deutung der archäologischen Opfersitte (oben S. 35) durch die völkerkundliche im Sinn eines Vatergottglaubens, an dessen Zugehörigkeit zum Protolithikum nach der gesamten Quellenlage vernünftigerweise nicht mehr zu zweifeln ist, auch wenn man von dem riesigen Material, das W. Schmidt dafür vorlegt, manches abzieht, was nicht unbedingt als protolithisch gesichert gelten kann; es bleibt noch genügend übrig.

Wir wenden uns nun der schwierigeren Frage nach den Vorstufen des Protolithikums zu, das von Menghin als „späte Grundkultur" bezeichnet wird (S. 492). Da die „frühe" Grundkultur viel schwieriger zu beurteilen ist und erst von der Basis der späteren aus kritisch erörtert werden kann, so muß ich dem Leser nun das Zurückspringen vom späteren in das frühere Stadium zumuten.

6. Die Frage des Eolithikums.

Es hat zweifellos vor der vollen Menschwerdung einmal eine Entwicklungsphase gegeben, in der der Vormensch den Naturstein als Werkzeug benutzte, wie so manches Tier auch, er aber durch seine eigens dafür gestaltete Greifhand in besonderem Maße an das Werkzeug gewöhnt und in seinem Gebrauch geübt. Über tierische Genossen erhob der Mensch sich erst, als er begann, das Werkzeug planmäßig zu praktischerem Gebrauch zuzurichten. Eolithe sind Natursteine, irgendwie geformte, die der Mensch in kunstloser, roher Weise ein wenig bearbeitet hat, um sie werkzeugtüchtiger zu machen. Derartiges kann zu allen Zeiten seit der Menschwerdung vorkommen. Nun muß es aber eine wahrscheinlich ziemlich lange Periode gegeben haben, in der der Mensch zwar

noch nicht zu so kunstvollen und planmäßigen Steinbearbeitungssystemen vorangeschritten war, wie die guten handwerkerlichen „Industrien“ des Protolithikums sie aufreihen, andererseits jedoch auch längst nicht mehr wie der Affe bloß aufgelesene Steine verwendete, sondern irgendwie daran herumbastelte. Dieses Zeitalter würde den Namen Eolithikum verdienen, womit gesagt ist, daß der Mensch zwar schon Steinwerkzeug bearbeitet, jedoch erst ein wenig, von später her gesehen stümperhaft. Denn die protolithischen Meisterkönner werden so wenig wie spätere vom Himmel gefallen sein.

Bis hierher ist das Eolithikum eine bloße heuristische Forderung. Eine ganz andere Frage ist, ob wir Funde besitzen, die diesem zu postulierenden alten Stadium einwandfrei entstammen. Die Entscheidung fällt, eben weil es sich um naturnahe, erst wenig bearbeitete Formen handeln muß, nicht ganz leicht. Darum ist der Streit um die Eolithen seit Jahrzehnten immer noch nicht geschlichtet. In Bonn waren noch um 1900 Verworn, Bonnet und Steinmann besonders lebhafte Bezweifler der von einigen westeuropäischen Forschern behaupteten Eolithfunde. Dann kam auf dem Fundplatz von Cantal ihre Bekehrung. Die Bonnetsche Eolithsammlung, jetzt im Bonner geologischen Institut, hat mir stets ein zustimmendes Urteil zu ihrem Artefaktcharakter nahegelegt; C. Schuchhardt hat mir einmal mündlich bekannt, daß gerade die Bonnetsche Sammlung auch ihn überzeugt habe. Schwerwiegender als die bisher angeführten Urteile, besonders auch als mein eigenes, ist es mir erschienen, daß ein so erfahrener Ausgräber wie Breuil, der jahrzehntelang die Eolithfunde, einschließlich der von Cantal, bestritten hat, auf Grund neuerer englischer Funde sich von den immer noch skeptischen Sachverständigen Obermaier und Menghin getrennt hat und jetzt echte Eolithe schon in der ersten der vier Penckschen Kälteperioden der Eiszeit anerkennt, genauer gesagt, nach dem heutigen Stand des Wissens keinen Grund sieht, die Funde des Foxhallien für natürlich entstanden zu erklären. Nach dem Bouleschen Eiszeitsystem würde das Breuilsche Foxhallien sogar in die Voreiszeit und den Ausgang des Tertiärs zurückzuverlegen sein; die Cantalfunde reichen noch weiter zurück. Eine methodische Schwierigkeit ist, daß wir zwischen Cantal, Kent und Foxhallien so wenig Funde haben.

Der Nichtspezialforscher wird mit dem Urteil zuwarten müssen, bis die Funde und ihre Auswertung den subjektiven Faktor noch stärker zurückgedrängt haben werden, als dies zur Zeit möglich erscheint. Immerhin wäre es ganz untunlich, die Frage im negativen Sinn für entschieden anzusehen. Der Mensch ist im Tertiär, der großen Ausbildungszeit der Säuger usw., aus dem Vormenschen herausgewachsen; irgendwann im Tertiär oder der frühen Eiszeit muß er begonnen haben, an seinem Steingerät herumzukläubeln, und selbstverständlich hat er auch den Knochen und den Holzknüppel, diese alten naturgegebenen Werkzeugbehelfe neben dem Stein, zu bearbeiten angefangen.

Einige neuentdeckte Fundstätten lassen Menghin die Frage aufwerfen, ob es nicht eine oder mehrere Kulturen gegeben habe, die überhaupt keine bearbeiteten Steine, dagegen reichlich bearbeitetes Holz und andere Werkzeugstoffe benutzt haben. Man muß diese zum Teil außerordentlich alten Fundstätten mit Holzgerät, Geflechten, Knochen, Windschirmen, Feuerstellen sorgfältig beachten (S. 89ff.); sie machen schon heute die Annahme einer steinlosen ,,Holzkultur" möglich. Weitere Aufklärung, vielleicht auch Funde von Menschenskeletten im Zusammenhang mit Kulturfunden darf man wohl am ehesten von der Durchforschung Asiens erhoffen, die noch in ihren Anfängen steht.[1])

Von der völkerkundlichen Seite aus nähert man sich unserem Problem vor allem, wenn man die Pygmäenkulturen ins Auge faßt. W. Schmidts schon 1910 aufgestellte Theorie, nach der die heutigen Pygmäenvölker die älteste erhaltene Kultur besitzen, ist von Gräbner u. a. lange bestritten worden, hat aber durch die Forschungen Schebestas und anderer Schüler Schmidts immer neue Nahrung erhalten. ,,Als Obdach dient der Windschirm. Die Geräte werden ausschließlich aus Holz, Knochen, Muscheln, Schnecken hergestellt. Steine werden nur vorübergehend gebraucht und höchstens roh zugeschlagen. Hauptwaffe ist der Bogen. Der Pfeil zeigt Fiederung durch ein Blatt (Afrika) oder tangentiale Befestigung von Federn (Asien). Die Pfeilspitze besteht aus Holz oder

[1]) Über einen ungeheuer wichtigen Knochengerätfund beim Pekingmenschen, von dem ich erst bei der Korrektur Kenntnis erlangt habe, vgl. F. Kern, Rasse, Sprache, Kultur, Wiener Beiträge zur Kulturgeschichte 2 (1932).

Knochen. Lanzen und Keulen sind nicht üblich. Schebesta hat aber neuerlich afrikanische Pygmäen kennengelernt, die nur mit Lanzen bewaffnet waren. Schmuck ist spärlich. Körperverstümmelungen und Körperbemalung werden nicht geübt. Die sozialen Verhältnisse sind einfach und gesund. Individualeigentum, besonders an beweglichen Dingen, ist vollkommen ausgebildet, das Nutzungsrecht der Horde (an Grund und Boden) scharf umgrenzt; diese Rechte werden von jedermann respektiert. Diebstahl kommt kaum vor. Es herrscht (überwiegend) Monogamie. Das Eheband kann gelöst werden, ist aber im allgemeinen ziemlich fest, vor allem, wenn Kinder da sind. Mann und Frau sind gleichberechtigt. Ehen unter nahen Verwandten sind verboten. Man hat gern Kinder und liebt sie. Die Toten werden in Erdgräbern bestattet. Ahnenkult, Zauberei, Animismus sind schwach entwickelt. Der Glauben an ein höchstes Wesen ist überall vorhanden. Der Gottheit werden Opfer dargebracht, besonders von der Jagdbeute (Primizialopfer). Musikinstrumente und bildende Kunst sind unbekannt (S. 481 f.).“

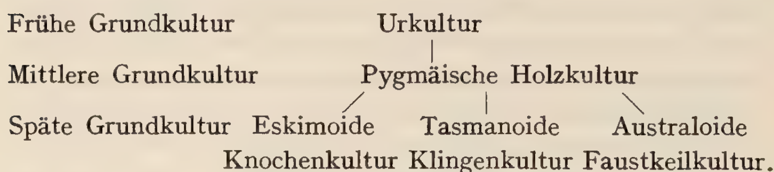
Über Einzelheiten kann man streiten. „Das Ganze zeigt uns aber im religiösen und sozialen Leben der Pygmäen soviel Eigenart, die sich aus Berührung mit den Umweltvölkern nicht erklären läßt, ja in schärfstem Gegensatz zur Umwelt steht, daß man die Pygmäenkultur als festgefügten Kulturkreis nur aus der Welt schaffen kann, wenn man beweist, daß diese Eigenart im Gesamthabitus nicht besteht. Dieser Beweis ist noch niemandem gelungen (S. 483).“[1])

Der genaue Vergleich der Pygmäenkultur mit dem Protolithikum ergibt für sie ein sehr hohes Alter; sie können nicht nach den protolithischen, sondern nur neben oder wahrscheinlicher vor ihnen entstanden sein, wozu auch ihre völkerkundliche Schichtung stimmt. Die Kulturen gewisser heutiger pygmoider Völker stehen den Pygmäenkulturen noch nahe, haben aber viel jüngeres Kulturgut aufgenommen (S. 483 f.). Zu diesen Pygmoidenkulturen gehört auch das Weddalien, das eolithisches Gerät benutzt (S. 107). Man könnte beim Weddalien, in Weiterbildung der Menghinschen Be-

[1]) „Die Pygmäen sind fast überall in Urwaldgebiete zurückgedrängt, die für andere Menschen wenig Verlockendes besitzen. Sie konnten sich wohl nur durch ihre Anspruchslosigkeit und Geschicklichkeit in ihnen halten“ (ebenda).

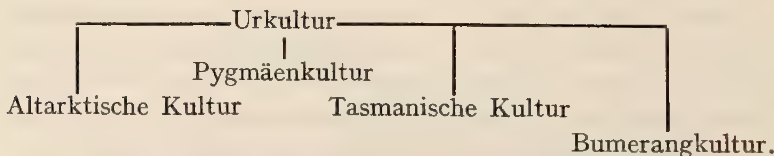
griffsbildung, also geradezu von einem opsieolithischen Bestand sprechen, der phaseologisch Älteres als das Protolithikum noch in ganz jungen Straten bewahrt hat. Diese opsieolithischen Reste sind aber in viele opsiprotolithische und opsimiolithische eingebettet, was der grundsätzlichen Zuweisung der Pygmoidenkulturen zum Paläolithikum durch Menghin (S. 490) entspricht.

Fassen wir all dieses Fundmaterial zusammen, so ergeben sich aus ihm vor der protolithischen Stufe alithische Holzkulturen und eolithische Kulturen als sehr wahrscheinlich, selbst wenn wir sie nicht heuristisch hätten postulieren dürfen. Damit ist die Anwendbarkeit, ja Notwendigkeit einer Stufenbezeichnung gegeben, die wir Eolithikum + Alithikum nennen dürfen. Leider ist in dieser Beziehung Menghins Schema (S. 533) nicht ganz befriedigend. Menghin zeichnet so:



Über die ,,frühe Grundkultur" oder ,,Urkultur" wissen wir quellenmäßig (archäologisch und völkerkundlich) gar nichts (S. 481. 595).

Auch Koppers ist mit dem Menghinschen Schema nicht einverstanden. Er ersetzt es durch das folgende:



(Koppers Altarktisch = Menghin Eskimoid
Koppers Bumerang = Menghin Australoid).

Koppers bringt mit Recht zum Ausdruck, daß wir durch die Funde noch nicht berechtigt wurden, die drei ,,späten Grundkulturen" Menghins aus der ,,Pygmäischen Holzkultur" abzuleiten. Aber gegen den Ausdruck ,,Urkultur" erheben sich die gewichtigsten Bedenken, und es wäre wohl besser gewesen, Menghin hätte sich hier nicht in ein terminologisches Schwanken verwickelt.

„Urkultur" ist nicht nur darum abzulehnen, weil wir sie weder archäologisch noch völkerkundlich kennen, also auch weder in ein völkerkundliches noch ein archäologisches System eingliedern dürfen. Der Ausdruck „Urkultur" ist auch terminologisch verbraucht, weil die Schmidtsche Schule den Ausdruck für die Menghinschen „späten Grundkulturen" (Protolithikum) gebraucht. Man müßte also bei jeder Anwendung, um Mehrdeutigkeit auszuschließen, hinzufügen, ob der Ausdruck im Sinn der Schmidtschen Schule oder in Menghins Sinn verstanden sein wolle. In solchen Fällen hilft nur Fallenlassen des abgenutzten Terminus, in diesem Fall eine besonders schmerzlose Operation, da es sich im Menghinschen Sinn um eine völlig inhaltsleere Bezeichnung, im Schmidtschen Sinn um eine durch Menghins System überholte handelt. Aus diesen Gründen ergibt sich also folgendes bereinigtes Schema, das ich zur Erörterung stellen möchte und meinerseits im folgenden ausschließlich gebrauche:

	Wildbeuterstufe	
Frühere Grundkulturen	Eolithikum + Alithikum	Holzkultur
Spätere Grundkulturen	Protolithikum	Knochenkultur, Klingenkultur, Faustkeilkultur.

Daß die späteren Grundkulturen irgendwie aus den früheren abstammen, wird man vorderhand quellenmäßig nicht belegen, aber auch kaum bestreiten können. Ob die völkerkundliche (pygmäische) Holzkultur freilich, wie wir sie aus ihren Überlebseln kennen, schon im Eolithikum bestanden hat oder vielleicht doch auch erst im Protolithikum, ob ferner, wie Menghin annimmt und Koppers es bestreitet, die protolithischen Kulturen gerade aus dieser uns bekannten pygmäischen Holzkultur abstammen oder aus uns unbekannten eolithischen oder alithischen Kulturen, darüber läßt sich gegenwärtig wohl noch gar nichts aussagen.

Es erhebt sich die Frage, in welcher zeitlichen Reihenfolge sich die protolithischen Kulturen aus den eolithisch-alithischen abgelöst und zu ihrer eigenen Form durchgestaltet haben. Etwas Sicheres wissen wir darüber noch nicht. Menghin nimmt (S. 133) an, daß alle drei protolithischen Kulturen lange Zeit auf asiatischem Boden selbständig nebeneinander bestanden haben. Die

Knochenkultur des Nordens bleibt den vorprotolithischen Kulturen am nächsten. Die Faustkeilkultur bedeutet gegenüber der Klingenkultur in der Werkzeugtechnik eine höhere Stufe, hat sich mithin am weitesten von den Anfängen entfernt.

Alle früheren und späteren Grundkulturen bilden gemeinsam die Kulturengruppe des Wildbeutertums, das mit ihnen zusammen aufhört.[1]) Die späteren drei Grundkulturen bedeuten in technischer Beziehung, jede an ihre ökologischen Sonderbedingungen als Wald-, Steppen- und Tundrakultur angepaßt, gegenüber den früheren zweifellos das Optimum des Wildbeutertums.

Damit können wir den Überblick über die ältesten bekannten Kulturstufen beenden und uns den miolithischen Kulturen zuwenden, die in der Endphase der Eiszeit aus den protolithischen herausgewachsen sind.

(Wird fortgesetzt.)

---

[1]) Es gibt keine „Naturvölker". Auch die ältesten Völker, die wir kennen, eben die Wildbeuter, haben eine vollkommen ausgebaute Kultur. Was vor der Kulturgeschichte liegt, die Menschwerdung, die Vorkultur, das ist die Herausbildung der menschlichen Natur. Ihr kommen wir mit archäologischen oder völkerkundlichen Quellen nicht bei. Von den fünf urgeschichtlichen Einzelwissenschaften gewährt nur die Paläanthropologie oder Rassengeschichte hier gewisse Einblicke; soweit körperliche Überreste auf das Seelische der Menschennatur Rückschlüsse zulassen. Eine andere, reichere Erkenntnisquelle für die menschliche Vorkultur bzw. Herausbildung der menschlichen Natur im Tertiär gewährt die vergleichende Tier- und die Kinderpsychologie. Was dagegen zur Zeit vielfach unter Psychologie des sogenannten primitiven Menschen verstanden wird, ist, wenn es zu genießbaren Früchten führen soll, nur in engster Zusammenarbeit mit der Kulturgeschichte denkbar. In allen Kulturen arbeitet die menschliche Natur, und sie wandelt, ohne ihr Wesen zu ändern, ihre Erscheinungsformen mit und in den Kulturformen. Ein Gegensatz zwischen „Naturvölkern" und Kulturvölkern aber besteht nicht, nur ein Unterschied der Kulturen, denn alle Völker sind Kulturvölker, und jener überlebte Ausdruck entstammt der verflossenen Periode, in der die Erforschung der frühzeitlichen Kulturen fälschlich den Naturwissenschaften untergeordnet wurde und man außerdem die sogenannten Wilden mit Rousseauschen Augen betrachtete. Damals fing die „Kultur" noch mit dem Lesen und Schreiben an, wie die Geschichte mit den geschriebenen Quellen. Nur das Eine dürfen wir sagen: Die Grundkultur erscheint der menschlichen Natur so angepaßt, sozusagen so mit ihr identisch, daß alle späteren Kulturen irgendwie eine Störung oder Aufhebung dieses Gleichgewichts zwischen der menschlichen Natur und Kultur in der Grundkultur bedeuten.

RAUMANSCHAUUNG UND ZEITGEFÜHL IN DER BABYLONISCHEN KULTUR.

EIN BEITRAG ZU OSWALD SPENGLERS GESCHICHTSPHILOSOPHIE.

VON EMERICH MADZSAR.

Den eigentlichen Zweck sowie die begriffliche Verwandtschaft der folgenden Ausführungen könnte ich meines Erachtens gleich am Anfange hier gar nicht besser in das richtige Licht rücken, als mit dem Hinweis auf diejenige Stelle[1]) in Oswald Spenglers noch immer vielzitiertem Werke, an welcher der Verfasser den universellen Zusammenhang alles Geschichtlichen mit einigen, auf den ersten Blick als bizarr oder bloß geistreich erscheinenden, in Wirklichkeit aber sowohl nach Inhalt wie nach Tendenz ganz ernst zu nehmenden Beispielen beleuchtet: der flächenarme griechische Städtestaat und die euklidische Geometrie, die mathematischen Ideen und die dynastische Außenpolitik des 17. Jahrh., das Kreditsystem der modernen Wirtschaft und die kontrapunktische Musik sind historische Gebilde, die ein tiefwurzelnder Zusammenhang miteinander verbindet. Die sog. „verschiedenen Seiten" des geschichtlichen Lebens, seine in den äußeren Beziehungen, d. h. objektiv voneinander noch so entfernten Erscheinungen, Schöpfungen und Ereignisse laufen nach Spengler mit ihren seelischen Wurzeln — also von der subjektiven Seite aus betrachtet — in der einheitlichen und alles umfassenden Synthese des Zeitgeistes zusammen. Dies ist eine ganz offensichtliche Tatsache, mit deren Berücksichtigung auch die hier zu behandelnde These nicht allzu kühn erscheinen wird.

Ich möchte beweisen, daß die Jahrhunderte lang wirksamen und also stilschöpfenden Züge der religiösen Baukunst und der künstlerischen Darstellung im alten Mesopotamien und anderer-

[1]) Der Untergang des Abendlandes I, S. 8 (1923).

seits ebenfalls hier das aus keiner anderen Kultur uns bekannte einzigartige Aufblühen der „Vorzeichenlehre" in tiefinnerlicher und notwendiger Verwandtschaft zueinander stehen.

Die vor Jahrtausenden im Euphratestale auf mächtig festen Fundamenten stolz zum Himmel ragenden „Babelstürme" (ziqqurratu) werden mit einem Lieblingsausdrucke der Keilschrifttexte als „Band zwischen Himmel und Erde" bezeichnet. Nach Hugo Winckler kann die Grundidee der babylonischen Weltauffassung mit der Gleichung „Himmelsbild = Erdenbild" ausgedrückt werden.[1]) Es hat einen tieferen Grund, daß die künstlerisch-ästhetische und die religiös-philosophische Beziehung in solch verwandten Formeln ihren passendsten Ausdruck gefunden haben oder heutzutage finden.

Was waren aber diese Zikkurrats? Wie war ihre äußere, architektonische Gestalt? Welche Vorstellungen, welche Ideen und — fügen wir hinzu — was für Gefühle, was für eine belebend-raumgestaltende „Einfühlung" hat der andächtige Zeitgenosse mit diesen Riesenbauten verknüpft?

Von all diesen Fragen gehören die zuletzt gestellten in erster Linie zu unserem Gegenstande. Allerdings bedeutet das nicht, als könnten wir unseren Ausgang von anderswo nehmen als von der konkreten Wirklichkeit, also von der künstlerischen Verkörperung der Idee. Auch dürfen wir uns nicht allzu leicht oder willkürlich über jene Schwierigkeiten hinwegsetzen, die in unserem Falle mit dem eigentlich archäologischen Problem verbunden sind. Im Gegensatze zu den Pyramiden der Pharaonen sind diese babylonischen Ziegelbauten beinahe nur in Trümmerhaufen auf uns gekommen, und auch diese müssen vorher erst noch unter der darauf gelagerten Erdschicht, die sie im Laufe der Zeit in mächtige Hügel verwandelt hat, hervorgegraben werden. So hat Th. Dombart, der neueste Monograph des Zikkurrat-Problems, eine nahezu als hoffnungslos betrachtete wissenschaftliche Aufgabe gelöst, indem er durch gewissenhafte und erfindungsreiche Prüfung der bisherigen, mehr oder weniger erschlossenen Funde, der auf die Zikkurrats bezüglichen oder mit ihnen in Zusammenhang zu bringenden alten Ab-

[1]) Himmels- und Weltenbild der Babylonier, Leipzig 1903 (53 und anderswo). — M. Kmoskó: Die babylonische „harmonia praestabilita" (Mitteil. der Ungarischen Philosophischen Gesellsch. 1911, 145).

bildungen, der zeitgenössischen oder einer jüngeren Zeit entstammenden Texte und endlich jener späteren Bauten, die als geschichtliche Abkömmlinge der Zikkurrats gelten können, zu einer befriedigenden und in der Hauptsache vollständigen Rekonstruktion gelangte.[1])

Die Zikkurrat gehörte organisch zum Komplex der ganzen Kultanlage. Meist von demselben Peribolos umschlossen wie der eigentliche Tempel, hing die Zikkurrat mit diesem nur in einem einzigen bis heute bekannten Falle architektonisch zusammen. Meißner verweist auf die Analogie von Campanile und Dom.[2]) Doch die herrschende Rolle — mindestens im äußeren, dem Auge sich darbietenden Bilde — spielte in Mesopotamien wegen der mächtigen Ausmaße zweifellos der Turm. Er hatte in den einzelnen Fällen einen besonderen Eigennamen, wie übrigens auch der eigentliche Tempelbau, in dessen Längsachse und zwar nördlich oder nordwestlich vom Tempel die Zikkurrat lag. Auch der Aufgang zur Zikkurrat nahm an der dem Tempel zugewendeten Seite seinen Anfang. Von hier aus konnte man also den Zikkurrat-Körper besteigen, der aus horizontal gelagerten, nach oben verjüngten Stufenabsätzen bestand und von einem Tempelheiligtume gekrönt wurde. Zum Besteigen des Turmes diente ursprünglich die der Zikkurrat senkrecht vorgelagerte mächtige Freitreppe, eventuell zusammen mit ihren zwei Seitenarmen, die sich an die Zikkurratmauer anlehnten. Eine spätere Entwicklungsphase brachte laut Dombart jene Modifikation, die die Stockgliederungen selbst in eine Treppe umgestaltete und zwar dadurch, daß diese durch eine leichte, schief gehaltene

[1]) Der Sakralturm I. Teil: Zikkurrat. München 1920. Dieser Rekonstruktionsversuch hat heute nur einen einzigen Nebenbuhler und zwar in dem Koldeweyschen (s. diesen z. B. bei Meißner: Babylonien und Assyrien, 1920, I, 314, oder bei H. Schäfer-W. Andrae: Die Kunst des alten Orients, 1925, 139). In diesem letzteren bildet der Zikkurratkörper nur die riesengroße Substruktion für einen in die Höhe gehobenen Tempel. In seinem fast ganz würfelartigen, nach oben sehr mäßig verjüngten Massiv kommt die Idee des „Spitz-Seins", welche in dem Namen und in den Keilinschrift-Schilderungen der Zikkurrat so oft und so stark betont wird, kaum zum Ausdruck. Was für einen Sinn hätten zwei Tempel dicht nebeneinander, der eine ebenerdig, der andere in die Höhe gehoben? Endlich ist zwar nach Herodot das Spitzenheiligtum groß, aber in seinem Innern befindet sich nur eine Kline und ein goldener Tisch. Dabei wird man schwerlich an ein richtiges, aus mehreren Räumen bestehendes Tempelgebäude denken.

[2]) A. a. O. I, 310.

Erhöhung ihrer Oberfläche miteinander verbunden und in eine an den vier Seiten entlang laufende Wendelrampe verwandelt wurden. Aus der Verschmelzung der alten Form und des neueren „Rampenturmes" entstand der aus der Bibel und aus Herodot bekannte und von den Deutschen ausgegrabene babylonische „Etemenanki", dessen unterer Teil aus horizontalen Terrassen besteht, dessen mittlerer jedoch Rampenaufgänge aufweist. Hier befindet sich abermals eine Freitreppe, doch führt diese natürlicherweise nur zum Fuße des mittleren Gebäudeteiles. In allen drei Typen bildete den obersten Teil — den erhabenen Ausklang des großen architektonischen Akkordes — das schon erwähnte, mit einer blauglasierten Verkleidung bedeckte Heiligtum, von dessen Dachgesimse die Attribute der sumerisch-babylonischen Gottheit, glänzende Bronzehörner, gegen den Himmel ragten.

Zur Belebung und Durchseelung dieser archäologischen Skizze folge hier ein Hymnus aus jener Zeit — ergreifend noch in seinen Fragmenten —, der uns über den Stufenturm des altsumerischen Wettergottes Enlil zu Nippur erhalten blieb:

Hochragender Berg des Enlil, Imcharsag,
Gen Himmel anstrebend mit kühnem Haupt,
Die Wurzeln schlagend im klaren Abyssos,
Im Lande sich lagernd wie ein mächtiger Stier,
Dessen Hörner erglühen gleich dem flammenden Lichte,
Wie die Sterne am Himmel erglänzen in Pracht.[1])

Eine prächtige Reihe großzügiger Metaphern zieht in diesem uralten Hymnus an uns vorbei. Natürliche Ideenassoziation verbindet sie miteinander und auch mit den übrigen konventionellen Bildern, die wir über die Zikkurrats in anderen zeitgenössischen Texten oder auf Abbildungen in großer Zahl finden können. Die religiösen Gefühle und die Phantasie des babylonischen Gläubigen wurden von diesen stolzmassiven und erhabenen Bauten offenbar lebhaft in Anspruch genommen. Nicht weniger als die der Ägypter von der Pyramide, welche das Landschaftsbild des Nil beherrscht, als die des Christen von der Himmelssehnsucht der gotischen oder barocken Dome oder die des Muslimen von der Moschee, deren

[1]) Hilprecht: Die Ausgrabungen im Bêl-Tempel zu Nippur, 1903, 68, und M. Jastrow: Die Religion Babyloniens und Assyriens, 1905, I, 489.

Kuppel sich geheimnisvoll über dem Haupte des Gläubigen wölbt.

In der oben zitierten Dichtung, überhaupt aber in den mit den Zikkurrats verbundenen Vorstellungen, spielt die „Bergidee“ die Hauptrolle. Bezeichnungen wie „Berghaus“, „strahlender Berg“, „erhabener Berg“, „Haus des strahlenden Gebirges“, „wunderbar schöner Berg“ können, zusammen mit ihren Variationen, im Hinweis auf die einzelnen Treppentürme oft gelesen werden. Die stufenförmige Stilisierung des Berges kommt — wie Dombart beweist — in der babylonischen Kunst öfters vor. Namen wie „Berg der sieben Himmelsgegenden“, „Haus der Weltregierung“, „Haus des Berges aller Reiche“, „Haus der Grundlage von Himmel und Erde“ und ähnliche Bezeichnungen bergen kosmische Anspielungen in sich. Dem Babylonier war das Weltall ein riesiger Berg, dessen Gipfel der Zenith ist, während sein Fundament (temenu), verankert im Weltozean, bis in die Unterwelt (apsu) hinabreicht. Es ist nicht unmöglich, daß die Dreigliederung des babylonischen Etemenanki diejenige kosmische Unterscheidung versinnbildlicht, durch welche Himmel, Erde und Unterwelt unter die Göttertrias Anu, Enlil und Ea aufgeteilt wurde. So nahm in der Zikkurrat auch das Bild des Weltberges greifbare Formen an. Aber auch die Erde selbst ist ein großer Berg bzw. ein zweispitziger, doppelter Berg — wie die Zwillingszikkurrat in Assur —, in dessen Tal oder auf dessen Sattel die Ebene von Sinear liegt. Im Zusammenhange mit dem Sonnengotte Samas bedeutet die Zikkurrat auch den am östlichen Horizont liegenden und auch als Götterolymp betrachteten „Berg des Aufgangs“, auf dessen Spitze die aufgehende Sonne in göttlichem Glanze erscheint. Zahlreiche Darstellungen zeigen Samas, wie er den Gipfel des östlichen Berges ersteigt oder auf dem Sattel zwischen den beiden Bergen steht. Diese letzten sind in Kegelform oder schuppenartig stilisiert, ein anderes Mal wieder ganz deutlich als Zikkurrat zu erkennen. Wieder in einem anderen Falle nimmt in der konventionellen Situation ein Thronsessel den Platz des Berges ein.[1]) Einer der fruchtbarsten Einfälle in Dombarts Beweisführung ist die Entdeckung, daß die auf den „kudurru“ (Grenzsäulen) neben dem göttlichen Tier oft sichtbaren „Kasten“ ur-

[1]) Dombart a. a. O. 24.

sprünglich im Grundriß dargestellte Zikkurrats waren, die sich erst später in Thronsessel verwandelten. Auf einem dieser Grenzsteine steht hinter dem göttlichen Tier eine im Aufriß gezeichnete Zikkurrat.[1]) So verbindet sich mit der Idee des Berges die Vorstellung des Thrones: Wie die aufgehende Sonne auf dem Gipfel des Berges, so thront der Gott auf der Spitze der Zikkurrat. Das göttliche Symbol (Lanze usw.), der heilige Baum oder das Göttertier sind auf den Siegelzylindern öfters auf einen Zikkurratsockel gestellt. Die chaldäischen Priester selbst erzählten Herodot, daß in dem Spitzenheiligtume des babylonischen Turmes ein Liegestuhl (kline) stehe, auf welchem der Gott auszuruhen pflege.

Die Genesis der Bilder und Symbole kann aber noch weiter verfolgt werden. Selbst der terrassenförmig abgestufte „Rumpf" der Zikkurrat kann für den Thron der oben sitzenden Gottheit gehalten werden. Der „Kopf" des Gebäudes hingegen ist das Gipfelheiligtum, welches von Hörnern, dem ständigen Attribut des Götterhauptes, geschmückt wird. Gudea selbst spricht von dem Tempel, „den er wie einen Berg erbaut, wie einen Stern am Himmel entzündet und dessen Horn er wie das Horn eines Stieres emporgerichtet habe".[2]) Als Assurbanapli Elam zerstört, „bricht er die Hörner der Zikkurrat von Susa ab und schleppt den Gott Susinak mit sich".[3]) Aus der Zikkurrat selbst wird so ein Lebewesen, im Hymnus von Nippur ein Stier mit stolz erhobenem Haupte, der sich mit seinem prächtigen Leibe auf die Erde hinlagert. Aber das göttliche Tier ist eigentlich der Gott selbst. Enlil und sein Sohn Ninib, Nannar, der Mondgott, sind junge, starke Stiere in den Hymnen, Ningirsu ein Löwe, Nergal, der Kriegsgott, ein Drache oder ein Stier usw. Im Bilde der Zikkurrat steht also der Gott selbst leibhaftig vor uns, und damit hängt es zusammen, daß die Keilschrifttexte Enlil, Enmesarra oder Assur und unter ihrem Einfluß einzelne Stellen des Alten Testamentes Gott Jahve „großen Berg" benennen.

Nun führt uns das letzte Moment wieder zu unserem Ausgangspunkte, der „Bergidee", zurück. Dombart hat Recht: „Die Zikkur-

---

[1]) A. a. O. 19.

[2]) F. Thureau-Dangin: Die sumerischen und akkadischen Königsinschriften, 113. [3]) Dombart a. a. O. 42.

rats sind künstliche Berge." Was bedeutet hier aber das Wort „künstlich"? Ich vermute keinen Zufall, sondern ein richtiges Feingefühl dahinter, daß Dombart in seiner alles erschöpfenden Studie eine oft wiederholte Hypothese mit vollständigem Stillschweigen übergeht. Es ist die rationalistisch-seichte Erklärung, welche die Entstehung der Zikkurrats auf ererbte Vorstellungen der aus dem Bergland eingewanderten Sumerer und auf ihre auf den Berggipfeln dargebrachten Opfer zurückführt. Danach hätten sie sich in dem berglosen Flachland von Sinear künstliche Berge errichtet. Die mesopotamische Kultur war jedoch schwerlich ein Import, auch nicht in ihren grundlegenden Keimen, sondern dem Boden entwachsen wie der Ziegel, aus dem die Zikkurrats erbaut waren. Erscheint denn der Berg vor dem in einer Ebene wohnenden Beschauer nicht vollständiger und in seiner ganzen Gestalt, erregt er nicht stärker dessen Einbildungskraft als die eines Menschen, der in den Bergschluchten von der freien Perspektive abgeschlossen lebt? Werden wir denn jemals mehr wissen von der sumerischen Urheimat, als daß die landerobernden Sumerer nicht von den Bergen Elams in die Ebene gestiegen[1]), sondern laut eigenen Überlieferungen vom Meere her ins Sumpfland an den Mündungen des Euphrat und Tigris gelangt sind? Was hier die Kultur schuf, war sicherlich ein junges Volk. Das Festklammern am Althergebrachten ist aber eine Eigentümlichkeit bejahrter Zivilisationen und bejahrter Menschen. Der alte Ekdal (in Ibsens „Wildente"), der seinerzeit als Leutnant in den Urwäldern des Berglandes Bären getötet hat, setzt nun seine Jagd um den auf den Dachboden gestellten Christbaum fort. Junge Völker wandern mit leichtem Gepäck, nicht mit der Bürde verknöcherter Reminiszenzen.

Diese ganze Herkunftsfrage ändert übrigens kaum etwas am Wesen der Sache. Die Zikkurrat war auf jeden Fall ein Berg, aber auch mehr und auch etwas anderes. Dieses Plus haben wir in seiner bunten Mannigfaltigkeit bereits überblickt. Der „gemeinsame Nenner", die Wurzel der verschiedenartigen Vorstellungen ist zweifellos der Berg. Ist er aber auch die tiefste Wurzelfaser? Sollte es nicht doch möglich sein, die Schaufel um einige Grade noch tiefer zu stoßen? „Daß sich die Symbolik an diese Riesen-

[1]) L. Wooley: Vor 5000 Jahren, Die Ausgrabungen von Ur und die Geschichte der Sumerer, 1929, 14.

bauten geschäftig heranmachte, ist verständlich; aber — die Symbolik fühlt sich nur ein, paßt sich nur an, wirkt jedoch nicht schöpferisch, jedenfalls nicht monumental schöpferisch", sagt unser Autor (S. 75). Was war also jene schöpferische Urkraft, jenes nach Ausdruck ringende seelische Gefühl, auf das diese sprachlosen, heute schon nahezu ganz verstummten, aber immer doch von etwas Ausdruckswillen erfüllten mächtigen Schöpfungen zurückzuführen sind? Müssen wir nicht in jenen Schichten forschen, in der Reihe jener elementaren Gefühle, die Lipps als die einfachsten, zur räumlichen Vorstellung gehörigen subjektiven Faktoren jeder künstlerischen Auffassung und Schöpfung, ja sogar jeder räumlichen Anschauung bezeichnet hat? Die Keilschrifttexte sind uns hierbei ganz deutliche Wegweiser.

Die Phantasie des primitiven Menschen hat bekanntlich alles um sich belebt. Gefühl, Willen und Eigenbewegung hat er auf die leblosen Gegenstände übertragen. Es wäre eine Täuschung anzunehmen — darin hat Klages unzweifelhaft Recht —, daß die Urquelle des Animismus schon ganz versiegt sei. Die ,,Wirklichkeit" sehen auch wir nur in jenen verhältnismäßig nicht sehr häufigen Augenblicken genau, in denen wir uns ihr mit den Mitteln der vergleichenden Messung nähern. Wenn wir instinktiv, ohne jedes Vorurteil um uns blicken, dann sehen wir nicht nur die bloße ,,Wirklichkeit", sondern auch jenes Plus, welches wir selbst unbewußt in die Gegenstände um uns, ja sogar schon in deren elementare Formen hineinprojizieren, in ihnen unmittelbar erleben. Die gerade Linie gleitet, die krumme schlängelt sich, der Kreis schwillt an, der auf eine horizontale Grundlage aufgestellte Bogen spannt sich, die Ebene breitet sich aus, der Körper ergießt sich gleichsam vor unseren Augen in einen gewissen Teil des Raumes hinein, wie dies der Grieche mit besonderer Intensität empfunden hat.

Ein auf seine breite Seite gelegter Körper — auch dies ein Beispiel von Lipps — erweckt in uns das Gefühl einer ruhigen und sicheren Belastung der Unterlage. Ein auf seine schmale Grundfläche aufgestelltes Prisma statten wir unwillkürlich mit dem Willen des Aufwärtsstrebens aus. Dies um so mehr, je schlanker dasselbe ist. Hingegen vermindert sich im gleichen Verhältnis das Gefühl seines sicheren Stehens. Ist denn der christliche Kirchturm,

der mit der Zeit immer schlanker und höher geworden, die Idee des „sursum corda“ immer kräftiger zum Ausdruck brachte, nicht eben deshalb mit dem Tempelrumpf zusammengewachsen, während das gedrungene Campanile selbständig blieb? Bei den Zikkurrats kommt es von ungefähr 15 bisher bekannten Fällen nur in einem einzigen, ziemlich späten Ausnahmefalle vor, daß der Turm (d. h. der Doppelturm) und der Tempel zusammengebaut wurden. Hierzu stellte sich in Mesopotamien kein natürliches und dauerndes Bedürfnis ein.

Die biblische Geschichte von dem himmelragenden Turm zu Babel, die Bedeutung des Wortes „Zikkurrat“[1]), in erster Linie aber eine ganze Menge von Keilschrifttexten sind Zeuge dafür, daß die Idee des „sursum corda“ diese mesopotamischen Türme mit nicht geringerer Kraft durchdrungen hat als die Dome des Christentums. Auch das allmähliche Wachsen der Höhe im Verhältnis zu den Massen des Grundrisses ist feststellbar. Hier fehlt aber nicht, gleich vom Anfang an, die zweite Komponente: die feste Sicherheit, die in der mächtig breiten Unterlage zum Ausdruck kommt.

Diese beiden Momente: das zum Himmel Emporragen und das auf die Erde Lasten, diese entgegengesetzten, aber doch einander ergänzenden und in eine Einheit verschmelzenden Ideen tauchen zuweilen getrennt, meist aber verbunden in den Metaphern der zeitgenössischen Texte auf. „Zu jener Zeit“, sagt Nabuapalusur, „gebot mir Marduk, den Turm Babils — sein Fundament an die Brust der Unterwelt fest zu gründen, während seine Spitze himmelan strebe.“[2]) Gudeas Tempel „ist gebaut gen Himmel, wie der Große Berg und leuchtet wie die Sonne am Himmel“.[3]) „Das strahlende Haus war wie ein Berg von Blaustein, stehend im Himmel und auf der Erde.“[4]) Assuraheiddin „befestigte Esagillas Fundament wie die Auftürmung eines gewaltigen Berges“ usw.[5]) Vom Mittelpunkte des Zikkurrat-Rumpfes gehen sozusagen zwei Kraftlinien in entgegengesetzter Richtung aus. Sie können aber nur in abstracto voneinander getrennt werden, in der Wirklichkeit bilden sie eine feste Einheit. Auch der Ruderrückschlag und die

[1]) Bedeutet „spitz sein“, „spitz zugehen“ oder „erhaben sein“.
[2]) Koldewey: Das wiedererstehende Babylon, 1914, 191.
[3]) Thureau-Dangin a. a. O. 123. [4]) Ebenda S. 117. [5]) Dombart, 42.

Vorwärtsbewegung des Bootes sind ein einziges Moment. Wer mit festen Beinen auf einer Stelle in gerader Haltung steht, spürt zugleich in Brust und Kopf ein gewisses Gefühl der Erleichterung und Erhabenheit. Diese Einheit kommt aber auch in dem Sehbilde ganz deutlich zum Ausdruck. Des Berges massiger Fuß erscheint in plastischer Detailliertheit vor unseren Augen, sein in die Wolken ragender Gipfel verblaßt im Nebel und wirkt mehr und mehr kulissenhaft. Aber wo ist die Grenzlinie für diese entgegengesetzten und doch in eins fließenden Eindrücke? Die Unterscheidung des Bergrumpfes stellt den Übergang zwischen ihnen dar. Auch die babylonische Gottdreiheit (Anu, Bel, Ea) wird von einer Zweiheit (Anu und Bel) begleitet.

Außer der augenfälligen, räumlichen Erscheinung hat aber die Bergidee noch einen tieferen menschlichen Gehalt, einen „moralischen" Sinn, den ich nicht besser verdeutlichen könnte als durch ein Gedicht der jüngsten ungarischen Literatur, dessen Beziehung zum mesopotamischen Ideenkreis meines Wissens ein durchaus zufälliges und doch für uns interessantes Zusammentreffen darstellt. Andreas Ady stellt sich in diesem Gedichte selbst im Bilde des Berges dar:

Mit verschneitem Gipfel schaut zur Sonne
Der Lieder heiliger Berg: meine Seele,
Von bösen Schächten durchfurcht und durchgraben.

Träume, Dirnen, wirre Reize,
Sorgen, Qualen zerwühlten die Tiefe;
Und die Schächte vermehrten sich, die Gespenster.

Oben, oben auf dem Gipfel: weite jungfräuliche Stille,
Wundertanz der Gedanken-Kobolde:
Unten: schmetterndes Lärmen der Gespenster.

Auf meiner Seele Gipfel muntere Geister
In heiligen Tänzen sich drehn,
Von der Tiefe brausen die Schächte.

Ein Augenblick und der Berg bewegt sich:
Des stolzen Gipfels tanzendes Volk
Versinkt in Nichts.

Das In-die-Höhe-Ragen und das sichere Feststehen, das Oben und Unten, Gegensatz und Einheit der idealen Ziele und der realen Erdgebundenheit haben wir auch in dieser Dichtung vor uns.

Stärke und Festigkeit des Fundamentes sichern des Gipfels stolze Erhebung. Wenn des Berges massiver Rumpf untergraben ist, dann wird das Ganze erschüttert und der kühne Gipfel stürzt ein. Zu den höheren, idealen Regionen weiß nur der emporzusteigen und nur der wird teilhaftig des himmlischen Segens, dessen irdisches Leben auf sicherer sittlicher Grundlage ruht. ,,Des bösen Menschen Horn zerstört die Gottheit; wer Schlechtes sinnt, dessen Boden wird geändert" — sagt ein babylonischer Hymnus.[1]) Nach einer von Nabuapalusur an seine Nachkommen gerichteten Ermahnung ,,hat dessen Fundament Bestand, der sich treu hält zum Sohne Bels".[2]) Die babylonischen und assyrischen Herrscher flehen in ihren Gebeten die Götter um die Festigkeit ihres Thrones an. ,,So wie der Bau von Etemenanki festen Bestand hat, so befestige das Fundament meines Thrones bis auf ferne Zeit", fleht wieder Nabuapalusur.[3]) Assuraheiddin aber betet: ,,Mein priesterlicher Same möge wie der Grundstein von Esagilla und Babylon auf ewig bestehen ... möge das Fundament meines priesterlichen Thrones felsenfest sein, wie Himmel und Erde, meine Regierung bestehen."[4]) Vielleicht ist die Annahme nicht unzulässig, daß unsere den festen Charakter und die sittliche Grundlage betonenden Ausdrücke mindestens zum Teil und mittelbar — unter dem Einfluß der Bibel oder des Hellenismus — aus Babylonien stammen.

Die ideale Denkart und die materialistischen, irdischen Interessen setzen in unserer Auffassung einen mehr oder weniger offenen Kampf miteinander fort. In der babylonischen Kultur haben sie sich Arm in Arm, nicht auf gegenseitige Unkosten entwickelt. Der Aufschwung der religiösen Dichtung ist hier ein ebenso bezeichnender Zug wie das Emporblühen einer großangelegten wirtschaftlichen Betätigung. Jene Priester, die des Himmels Geheimnisse erforschend die Elemente eines großartigen theologischen Weltbildes ausarbeiteten und die prächtigen Musterbilder der jüdischen Psalme schufen, haben eine lebhafte und weitverzweigte wirtschaftliche Tätigkeit entfaltet. Tempel und Bankhaus sind hier nicht weit voneinander entfernt. Die babylonische Kultur hat in der Tat überall den Himmel und die Erde miteinander verknüpft.

[1]) Jastrow a. a. O. I, 435, und Meißner a. a. O. II, 167.
[2]) Jastrow I, 401. [3]) Ebenda I, 400. [4]) Ebenda I, 416.

Auf der letzten Tafel der sog. Surpu-Serie — eines Exorzismen enthaltenden Handbuches in Keilschrift — ist von Heilkräutern die Rede. Der Text der ersten drei Verse — der der übrigen ist sehr fragmentarisch — beginnt folgendermaßen:

Tamariske, du vollkommener Baum, dem Felde entsprossen,
Deine Krone zum Himmel, deine Wurzel zur Erde . . .

———

Mastakalpflanze, du herrliches Kraut, der Tiefe entsprossen,
Zum Himmel deine Blüte, zur Erde deine Wurzel . . .

———

Helles Rohr, reines Rohr, dem (Wasser?) entsprossen,
Oben glänzend, unten glänzend,
Oben und unten von Glanz erfüllt,
Oben gelenkt von Samas, unten . . . von Ea.[1])

Diese Texte zeigen, daß die Zahl jener (Wort- und wirklichen) Bilder, die zum Gebiete der auch in den Zikkurrats verkörperten „Bergidee", in den Kreis der Gegenüberstellung und Verknüpfung von „Oben" und „Unten" gehören, noch beträchtlich größer ist, als Dombart meint, obwohl er im Dienste der Interpretation der Zikkurrats eine ganz ansehnliche Zahl solcher Bilder und Schilderungen zusammengestellt hat. Die göttliche und menschliche Welt, die leblose Natur und die Kunst, die Unterwelt, die Fauna und, wie wir sehen, auch das Pflanzenreich haben kaum eine Gestalt oder Erscheinung, die nicht im Lichte dieser Idee vor dem geistigen Auge des Babyloniers erscheint. In die Sphäre des höheren Pathos und der größeren Bedeutung gelangt etwas dadurch, daß es sich mit dem Mantel der Bergidee bekleidet. Diese durchzieht wie ein Leitmotiv die ganze Weltanschauung des Babyloniers. Sie heftet die Dinge sozusagen an eine gemeinsame Kette, gießt sie in eine identische Form. Somit ist sie eines der geeignetsten Mittel für die Spekulation, um fortwährend Beziehungen, Entsprechungen und Wiederholungen unter ihnen festzustellen, sie gewissermaßen als Variationen ein und desselben musikalischen Themas zu deuten. Dieses Streben ist eines der wichtigsten Züge der babylonischen Weltdeutung.

Die gegliedert aufgebaute Zikkurrat ist das Ebenbild des Weltberges, der aus Himmel, Erde und Unterwelt besteht. Die Drei-

[1]) H. Zimmern: Beiträge zur Kenntnis der babylonischen Religion I, Lief. 1896, 45.

teilung wiederholt sich innerhalb der einzelnen Teile: dem Weltozean entspricht ein Himmelsozean, aus dem der Regen kommt, der Erde entspricht der Tierkreis. Im Himmel herrschen die Götter, auf der Erde die Könige. Den Menschen hat Gott nach seinem Ebenbilde geschaffen. Die Idee des Mikrokosmos — der Mensch ist eine kleine Welt für sich — ist aller Wahrscheinlichkeit nach von den Babyloniern zu den Hellenen und von diesen zu uns gelangt.[1]) Jede Zikkurrat und jeder Tempel hat ein himmlisches Gegenstück. Jedem Reich, jeder Stadt und jedem Fluß auf Erden entspricht ein Reich, eine Stadt oder ein Fluß im Himmel. Die Mondscheibe teilt sich in vier Teile, gleichwie die Erde, die aus den Ländern Sumer, Elam, Amurru und Subartu besteht. Das Himmelsgewölbe spiegelt also die irdische Welt wieder: die auf dem Himmel sich abspielenden Ereignisse haben ihr Gegenstück in dem irdischen Sein und Geschehen. Die Aufgabe des Sterndeuters ist, aus dem großartigen, über unserem Haupte geöffneten Buche zu lesen. Die beiden Jahreszeiten Sommer und Winter entsprechen dem Wechsel von Tag und Nacht, und die babylonische Zeitrechnung teilte eben darum den Tag in zwölf Doppelstunden und diese wiederum in 30 Minuten ein, um die Stunde dem Monat, die Minute dem Tage gleichsetzen zu können. Teil und Ganzes, Kleines und Großes: eines ist immer das Spiegelbild des anderen.

Es wird heute schon allgemein anerkannt, daß Winckler und Jeremias in der „Lehre von den Entsprechungen" einen der wichtigsten Gedanken der altbabylonischen Weltauffassung mit richtiger Intuition entdeckt haben. Höchstens nur davon kann die Rede sein, daß nicht jede bedeutende Lehre des Altertums aus dieser Auffassung abgeleitet werden kann, wie die Anhänger des „Panbabylonismus" behaupten. Manche angenommene Übereinstimmung wird zufällig sein; ein anderes Mal mag von einer Pseudomorphose die Rede sein, d. h. von einer Übernahme, bei der nur die äußere Schale identisch ist. Ihrem Ursprung nach ist diese Idee gewiß auf die in Analogien sich bewegende Denkart des primitiven Menschen, auf seine magische Phantasie zurückzuführen, die das Ähnliche für gleich hält, wie z. B. die Wachsfigur für den, zu

[1]) A. Jeremias: Handbuch der altorientalischen Geisteskultur, 1913, 183. (Die vor kurzem erschienene Neuausgabe konnte ich nicht mehr benutzen.)

dessen Verderben sie gemacht wurde. Andererseits können als die höchsten Früchte und Anwendungen eben desselben Gedankens jene modernen Philosopheme und wissenschaftlichen Thesen betrachtet werden, die eine Wiederholung derselben Elemente, derselben Vorgänge oder Gefüge unter verschiedenen Formen feststellen. In der Entwicklung des Embryos wiederholt sich die Phylogenese; das Atomgefüge zeigt das Bild eines Planetensystems. Im Aufbau der musikalischen Skala oder des Akkordes kommen dieselben Beziehungen zur Geltung wie in einem einzelnen Ton zwischen dem Grundton und seinen Obertönen. Die geschichtlichen Epochen befolgen das Nacheinander von Jünglings-, Mannes- und Greisenalter, der Gegensatz des ,,Ewigweiblichen" und des Männlichen ist gleichbedeutend jenem, der in der großen Welt der Natur die Pflanze und das tierische Wesen voneinander unterscheidet. Der mehrzellige Organismus ist eine einzige mächtige Zelle, die ebenso einen ,,Kern" und einen umschließenden Körper hat wie die Protisten. Nach Nietzsche wiederholt sich ewig jedes Ereignis im unendlichen Kreislauf. Nach Graeser[1]) strebt die geistige Entwicklung der Völker und Kulturen immer aus dem Urdunkel (Chaos, Yang, Tiamat) nach dem Lichte, nach der Bewußtheit; Erismann erblickt in eben dieser Tatsache eines der Grundgesetze der individuellen Psychologie, das ebenso im einzelnen Erlebnis wie in der ganzen Entwicklung des Individuums zur Geltung kommt.[2]) Das Auseinanderspannen und rhythmische Zusammenprallen der Gegenpole ist nach W. Hueck[3]) nicht nur eine elektrische und magnetische Erscheinung, sondern ein allgemeines, auch im Geistigen herrschendes Weltgesetz. All dies hätte die babylonische Spekulation mit Freuden begrüßt, um es in ihr System einzufügen. Bei uns handelt es sich um bald hier, bald dort auftauchende Gedankensplitter; für den Babylonier war ein möglichst vollständiger und festgeschlossener Aufbau des Systems die Hauptsache. Wir legen das Hauptgewicht auf die ,,wissenschaftliche" Rechtfertigung: der Babylonier hat die Lücken mit kühner Phantasie ausgefüllt.

---

[1]) Körpersinn, München 1927, 25.

[2]) Was ist Entwicklung? (Die Erziehung, 1928, 449.) Besonders das auf S. 458—459 und 469 Gesagte ist es interessant mit den Ausführungen Graesers zu vergleichen.

[3]) Die Welt als Polarität und Rhythmus. München 1928.

Wenn es aber für den Babylonier einen wörtlichen Sinn hatte, daß „Gott den Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen hat", wenn die babylonische Spekulation auch noch das verschiedene Verhältnis festgestellt hat[1]), in welchem sich Göttliches und Irdisches in den einzelnen Menschen mischen (am größten ist der göttliche Teil — 2/3 — in dem sagenhaften Urkönig, am kleinsten in dem Sklaven), dann werden wir im voraus erwarten, daß diese „Entsprechung" auch in der künstlerischen Darstellung der menschlichen Gestalt zur Geltung kommt. Das ist eine natürliche Folgerung, die jedoch meines Wissens bisher weder die Panbabylonisten noch die Kunsthistoriker ins Auge gefaßt haben. Aber je mehr sich in der Kunstgeschichte jene Richtung durchsetzt, die nicht die sog. „Naturtreue" als den hauptsächlichsten Wertmaßstab betrachtet und keine niedrigere Entwicklungsstufe z. B. darin erblickt, daß die perspektivische Verkürzung, die uns beinahe ins Blut übergegangen ist, in der Kunst ganzer Völker und Kulturen konsequentermaßen fehlt, um so mehr drängt sich die Frage in den Vordergrund: was wollte der Künstler oder die Zeit, die diese alten Denkmäler schuf, zum Ausdruck bringen, was für ein Gefühl, was für einen seelischen Inhalt wollten sie zur Darstellung bringen?

Wenn wir, ausgehend von dem Gesichtspunkte, den man heutzutage mit dem Worte „Kunstwollen" zu bezeichnen pflegt, irgendwie eben das zu erfassen versuchen, was der schaffende Künstler — über die in der Wirklichkeit gegebenen oder geschauten Formen hinaus oder von diesen ganz oder teilweise unabhängig — von seinem eigenen Geist oder dem seiner Zeit in sein Werk hineinzutragen bestrebt war, so müssen wir, um unsere obige apriorische Voraussetzung zu rechtfertigen, vor allem eines wissen: Wie stellte sich der Babylonier seine Götter vor, der Babylonier, in dessen Augen — wie wir gesehen — bereits die Zikkurrat als die verkörperte Gottheit erschienen ist?

Der durch seine großzügige Bautätigkeit berühmte Gudea beschreibt die göttliche Vision, die ihn zur Erbauung von Tempeln aufforderte, folgendermaßen: „Ein Mann, dessen Wuchs erreichte den Himmel, dessen Wuchs erreichte die Erde, welcher nach der

[1]) Meißner a. a. O. I, 46.

Tiara seines Hauptes ein Gott war, an dessen Seite der göttliche Vogel Imgig war, zu dessen Füßen ein Sturm war, zu dessen Rechter und Linker je ein Löwe gelagert war, hat mir befohlen, sein Haus zu bauen."[1]) Als Illustration zu diesem in Worten gegebenen Bilde kann das Triumphdenkmal des Eannadu, eines Vorfahren von Gudea, dienen, die sog. „Geierstele", auf deren einer Seite wir Ningirsu, den Gott in Gudeas Traum, erblicken, wie er mit seinem Riesenwuchs, den breiten Schultern und dem mächtigen nackten Brustkasten wirklich wie ein himmelstürmender Berg aus seiner Umgebung emporragt.[2]) Außer seiner Größe bezeugt noch die Bart- und Haartracht sein göttliches Wesen. Sonst zeigt die Figur in ihrer ganzen Erscheinung gemeinsame Züge mit jenen Menschengestalten, die z. B. auf der anderen Seite der Stele um die Bestattung der Gefallenen bemüht sind, und gehört zusammen mit diesen offenbar in dieselbe kunstgeschichtliche Familie wie jene menschlichen Gestalten, die wir auf anderen Kunstdenkmälern des altsumerischen Zeitalters, so auf den drei Votivdenkmälern des Urnina, des Großvaters Eannadus, oder auf den Londoner „Blau"-Denkmälern sehen können.[3]) Wir stehen hier zweifellos einer konventionellen Darstellung gegenüber, einer Darstellung, wie sie, abgesehen von sekundären Einzelheiten, wie der Unterscheidung in der männlichen und weiblichen Tracht, im ganzen genommen nicht von der Individualität des Dargestellten oder des Künstlers, sondern von der Zeit und ihrem Stile bestimmt wird.

Auf zwei Umstände ist die Gleichförmigkeit dieser sumerischen Gestalten zurückzuführen. Der eine ist die nationale Tracht: glattgeschorener Schädel und abrasierter Kopf, nackter Oberkörper und weite, beiläufig bis zu den Knöcheln reichende zottige Wollkittel, der andere ist der Gesamteindruck, den diese Gestalten erwecken. Es fällt sofort jene eigenartige Gedrungenheit und schwerfällige Plumpheit des Körpers, die als der äußerste Gegensatz der gotischen Menschendarstellung bezeichnet werden

[1]) Thureau-Dangin, 93.

[2]) De Sarzec-L. Heuzey: Découvertes en Chaldée, Paris 1884—1912, II. Pl. 4, 48.

[3]) Die zwei Pariser Reliefs s. bei Bezold: Ninive und Babylon, 1903, 38, und E. Unger: Sumerische und akkadische Kunst, 1926, 74, das konstantinopolitanische: Unger 73, und die Blau-Denkmäler bei A. Jeremias a. a. O. 2.

könnte, in die Augen und findet in jeder hierher gehörigen Studie Erwähnung. Der Kopf, von der Seite gesehen, ruht sozusagen ohne jeden Übergang auf den frontal dargestellten, also breiten Schultern, der Oberkörper verschmilzt blockartig mit der den Unterkörper bedeckenden Wollkleidung. Die Gedrungenheit der Gestalt erhöht deren Breite. Man führt die dürren mittelalterlichen Bildnisse nicht auf anthropologischen Grund zurück.[1]) Haben wir genügend Recht zu der häufig auftauchenden Folgerung, daß die Sumerer Menschen von niederem Wuchse waren? Positive Beweise dafür gibt es nicht, um so eher sind Gegengründe vorhanden. Von dem der sumerischen Rasse entstammenden Gudea sind im ganzen 14 Rundbildnisse erhalten. Unter diesen ist auf einem Sitzmonument aus Diorit der Körper derart unproportioniert, daß der Fürst fast zwergenhaft erscheint.[2]) Doch deutet die künstlerische Modellierung des Kopfes und des Oberkörpers auf einen Künstler ersten Ranges hin. Es ist auch bekannt, daß Gudea und seine Vorfahren mit unermüdlichem Eifer Sorge trugen, das für ihre Architekten und Bildhauer nötige Material auch aus abgelegenen Gegenden herbeizuschaffen. Es geht kaum an, die Sache einfach mit der Erklärung abzutun, daß dem Künstler kein ausreichend großer Dioritblock zur Verfügung gestanden sei. Es ist doch unmöglich, daß das künstlerische Feingefühl vor einer solchen Darstellung nicht zurückgeschreckt wäre, wenn diese nicht in der Tradition, im historischen Stile begründet wäre. Was aber die Gestalt Gudeas betrifft, zeigen die übrigen 13 Denkmäler und noch einige andere Darstellungen ganz klar und deutlich, daß der Fürst von ganz normalem Wuchse war. Schließlich müssen wir bemerken, daß die sumerische Kunst nicht nur zur Zeit Gudeas auf einer hohen Entwicklungsstufe stand, sondern schon zur Zeit Urninas, trotz aller Naivität der oben erwähnten Reliefs lange über das Anfangsstadium hinweg war, wie nun aus den neuesten, auf dem Gebiete der Stadt Ur vorgenommenen amerikanischen Ausgrabungen hervorgeht.

Mit der sumerischen Rasse kann der babylonische Fürst Mardu-

[1]) „Hagere, gleichsam einbalsamierte Figuren" — sagt von ihnen Lamprecht, Deutsche Gesch. III, 283 (1906), natürlich ohne auch ihre lebenden Modelle für solche zu halten.

[2]) Schäfer-Andrae: Die Kunst des alten Orients, 472.

knadinahe (1116—1101), dessen Abbild uns eine Grenzsäule[1]) in wieder auffällig zusammengedrückter, also offenbar archaisierender Darstellung erhalten hat, nichts mehr gemein gehabt haben. Von der organischen Entwicklung der alten mesopotamischen Kunst kann man sich auf Grund der bis heute bekannt gewordenen Denkmäler gewiß nicht leicht ein zusammenhängendes Bild machen. Dabei ist die Geschichte dieses Landes auch im ganzen genommen abwechslungsreicher und bewegter als z. B. diejenige Ägyptens, dessen Isolierung und daraus entspringender Konservativismus über die Stetigkeit der Entwicklung seines geschichtlichen Stiles fürsorglich wachten. Hier stehen die stilbildenden Elemente vollkommen klar vor uns. Aber ohne Voraussetzungen und ohne Phantasie kommt die historische Forschung nirgends aus. Wenn wir die oben angeführten, aus ganz verschiedenen Zeiten stammenden Denkmäler nebeneinander stellen, so die altsumerischen Reliefs und Statuen (um 3000 v. Chr.), das zwergenhafte Dioritdenkmal Gudeas (um 2500) und das Bild Marduknadinahes (um 1100), so können wir uns des Eindruckes nicht erwehren, daß es sich hier nicht um eine zufällige Übereinstimmung, sondern um eine innere Stilverwandtschaft der Darstellungsweise handelt. Die künstlerische Entstehung der einzelnen Gestalten leitet E. Unger ganz richtig aus der „stückweisen Zusammenfügung" ab. Der Künstler erfaßte die Gestalt nicht mit einem Blicke, sondern stellte sie — wie dies auch anderswo häufig zu beobachten ist — aus ihren Körperteilen zusammen, wobei er in erster Linie natürlich an die Hauptglieder denkt und die übrigen mehr oder weniger vernachlässigt.[2]) Ein Verfahren auch des Kindes, welches aber die Proportionslosigkeit noch nicht erklärt. Welches sind die sekundären Körperteile, die der sumerische Künstler vernachlässigt? Jene Gelenke: Hals, Hüftgelenk, Kniebeuge, Ellenbogen, Handgelenk, deren feingezeichnete Linien der menschlichen Gestalt der ägyptischen Kunst ihre vornehme Schlankheit verleihen. Hingegen

[1]) B. Meißner: Babylonien und Assyrien, I. Taf., Abb. 17; Schäfer-Andrae, 485.

[2]) Sumerische und akkadische Kunst, 1926, 21. Daß der sumerische Künstler die „sekundären" Körperteile ganz gut wiederzugeben verstand, zeigen die nackten Priester- und Opferergestalten an den Reliefs desselben Zeitalters. Es hatte vielleicht eine kultische Ursache, daß der Stil der Menschendarstellung an diesen Denkmälern ein ganz andersartiger ist.

ergibt sich in der babylonischen Kunst durch die Vernachlässigung eben dieser Teile jene Plumpheit und felsenartige Schwerfälligkeit, die sich in allem äußert, was diese Kultur hervorgebracht hat. Es gibt einen in Worte nicht leicht faßbaren Unterschied zwischen der ägyptischen und der babylonischen Monumentalität. Jene ist trotz ihren großartigen Massen geschmeidiger und weicher, diese massiv und schwerfällig. Diese wuchtige Monumentalität durchdringt jede ihrer Äußerungen: die riesenstarken Mauern der ungeheuren Bauten, das selbstsichere Pathos der königlichen Ziegelinschriften, die ,,bergartige" Weltanschauung und auch die gigantischen Gottgestalten, die in den breitwogenden Zeilen des Weltschöpfungsepos mit nahezu dröhnenden Schritten an uns vorbeiziehen.

Die tiefwurzelnden Grundzüge einer Kultur wandeln sich im Laufe der Zeit — bei aller Identität ihrer Wesen — in ihren äußeren Offenbarungen. Es ändern sich die Ausdrucksformen, in denen sie erscheinen. Die babylonische ,,Neuzeit", deren Beginn man mit Sarrukin I. ansetzen kann, brachte auf allen Gebieten neue Formen. Gleich an ihrem Beginn, hauptsächlich von Naramsins Zeiten an, stehen einige überraschende Kunstdenkmäler vor uns, die fast ohne jeden Zusammenhang zwischen ihren Vorfahren und der folgenden Entwicklung dastehen.[1]) Aber auch die Re-

[1]) In erster Linie sind das berühmte Susaer Siegesdenkmal des Naramsin — eine hochinteressante Schöpfung der mesopot. Kunst —, das Reliefporträt desselben Fürsten (Konstantinopel) und die Bruchstücke eines der Zeit Sarrukins I. angehörigen Denkmals mit Kampfszenen hierher zu rechnen. Im Gegensatze zur sumerischen Kunst ,,ist die ganze Behandlung eine andere, viel freiere; vor allem ist die menschliche Figur im Gegensatz zu den plumpen, unharmonischen Gestalten der Sumerer wohl proportioniert, ja geradezu schlank" (Ed. Meyer: Geschichte des Altertums, I. Bd., 2. H., 480, 1909). Die Weichheit der Konturen und der Glieder erinnert an Ägypten — mitsamt einem anderen Moment. Der Helm Naramsins ist auf der Stele von Susa mit Gotteshörnern verziert, und auch im Titel der Könige erscheint um dieselbe Zeit die bei den Pharaonen längst bekannte Vergöttlichung. Sowohl für die antike, wie auch für die abendländische ,,Renaissance" ist der fremde Einfluß ein wichtiges Element, dort durch die thrakischen Beziehungen des Dionysoskultus, hier durch die Nachahmung des klassischen Altertums vertreten. Soll man nicht im Falle der mesopotamischen Renaissance an ägyptische Anregungen denken? Auch der Barock fehlt hier nicht mit ihren wichtigsten Charakterzügen, und zwar in der Epoche des Gudea. Diese bedeutet eine Rückkehr zu der sumerischen Tradition, zu den verlassenen Pfaden, wobei die Errungenschaften der unmittelbar vorhergehenden Epoche auch hier nicht ohne Spur vorüber-

naissance ist eine „Episode“ zwischen Gotik und Barock. In Anbetracht der Menschendarstellung ist es in der babylonischen Kunstentwicklung gewiß nicht unwesentlich, daß sich die Tracht geändert hat. Das herabwallende Haupthaar und der lange Vollbart verdecken den Hals, bzw. lassen ihn breiter erscheinen und machen so das Herabsinken des Kopfes zwischen den Schultern nicht mehr notwendig. Das Gewand reicht bis zur Erde und erleichtert somit das sichere, säulenartige Aufstellen der Gestalt auf den Boden. Es ist schon an den altsumerischen Statuen zu bemerken, daß der Künstler den unteren Saum des Zottenrockes — an einem in London befindlichen Bildnisse eines sumerischen Würdenträgers[1]) sogar die Beine — nur andeutet; höchstens meißelt er sie an der Vorderseite des Bildnisses aus, während die hintere Seite unbehauen bleibt. Dieses Verfahren, welches auch auf späteren, ja sogar auf hettitischen, unter babylonischem Einfluß entstandenen plastischen Denkmälern vorkommt, mag seine Ursache auch in technischen Schwierigkeiten haben, jedenfalls bringt es in künstlerischer Beziehung dieselbe Wirkung hervor, macht das sichere Feststehen, das In-der-Erde-verwurzelt-Sein ebenso fühlbar wie das fußlange, mit der Erde verschmelzende Gewand. So fördern selbst die äußeren Momente den Gang der Entwicklung, welcher auch hier wie überall in der Richtung des größeren Realismus, der immer mehr naturalistischen Wiedergabe der Einzelheiten sich bewegt. Die Proportionslosigkeit der Gestalt wird seltener. Aber eben aus dem Gesichtspunkte des größeren, d. h. im Sinne des Realismus höheren künstlerischen Könnens aus betrachtet, fällt ein besonderer Zug der neueren und späteren babylonisch-assyrischen Plastik noch mehr in die Augen. Ein Zug, der sich jahrtausendelang mit großer Zähigkeit behauptet und hinter dem wir eben deshalb wieder etwas Tieferes, ein Streben nach symbolischem Ausdruck vermuten müssen.

Dieser Zug ist schon in der Rundplastik des Gudea-Zeitalters ganz deutlich bemerkbar: ein auffallender Unterschied zwischen

---

gegangen sind. Wie im Zeitalter der Gegenreformation die Gedanken des Mittelalters, so erwachen die sumerischen Traditionen in der Epoche Gudeas und seiner Nachfolger zu neuem Leben. Nur in diesem Sinne des Wortes kann man von einer „Renaissance“ der Zeit Gudeas sprechen. (A. Jeremias: Die Weltanschauung der Sumerer, 1929, 7—8.)

[1]) Schäfer-Andrae, Taf. XXVI.

der Modellierung des Ober- und des Unterkörpers. Die Muskulatur des ersteren wetteifert oft mit den besten Schöpfungen der griechischen Plastik: der Unterkörper wird von dem steif herabwallenden Kleid ganz leblos umhüllt. Es genügt, unter den späteren assyrischen Rundbildnissen nur die Statuen des Gottes Nabu und des Königs Assurnasirapli II. aus dem 9. Jahrh. anzuführen, deren Unterkörper im Gegensatze zum lebensvoll durchgebildeten Oberkörper ganz puppenartig wirkt.[1]) In diesen Fällen und auch sonst läßt das Unterkleid von der Körperbildung fast gar nichts durchschimmern: der mesopotamische Künstler ist einer der reizvollsten Aufgaben der Plastik aller Zeiten konsequent ausgewichen. Die Faltengebung, wenn sie überhaupt vorkommt, ist schüchtern und kraftlos, wie z. B. auf dem Torso des Manischtusu.[2]) Sonst aber ist der untere Teil der Statue glocken- oder kegelförmig und erinnert nicht selten ganz lebhaft an jene stilisierten Berge, die wir im Zusammenhange mit den Zikkurrats schon erwähnt haben. Diese klotzartige Darstellungsweise ist aber auch an den altsumerischen Rundbildnissen zu bemerken, sie macht sich hier sogar noch stärker geltend. Solcher Art ist z. B. die schon genannte Statue in London, die einen vornehmen Sumerer darstellt, ebenso das Bildnis des Lupad[3]), welches mit seinem formlosen Kopf und mit dem plumpen blockartigen Körper diesen Charakterzug ganz roh widerspiegelt. Ob mit naiv-ungeschickten Mitteln, ob eher fein und raffiniert, will der sumerisch-babylonisch-assyrische Künstler immer ein und dasselbe zum Ausdruck bringen, sinnfällig machen, nämlich das sichere Feststehen an einer Stelle. Der Blick des ägyptischen Standbildes richtet sich in die Ferne, die Arme der Gestalt hängen müßig hernieder, der linke Fuß ist vorgestellt: die ganze Erscheinung erweckt den Eindruck des Aufbruchs, der Dargestellte will sich in Bewegung setzen. Der babylonische und assyrische Fürst oder Minister hingegen, wie er auf den Reliefs und Rundplastiken vor uns tritt, biegt leicht seinen Arm im Ellbogen ein, und in seiner Hand ein Zepter oder ein anderes Abzeichen balancierend steht er tatsächlich in einer „staatsmännischen Pose“ vor seinem Gott oder seinen Untertanen.

[1]) Schäfer-Andrae, 496 u. 517.
[2]) Unger: Sumerische und akkadische Kunst, 90.
[3]) De Sarzec-Heuzey: Découvertes II. Pl., 47.

Doch birgt die Figur, von der Seite gesehen, ja sogar der leblose Gegenstand, immer noch etwas von einem Gerichtet-Sein in sich. Dieses versteckte Element der Bewegung kann durch Hinzufügung einer entgegengesetzten Ansicht sozusagen überwunden, aufgehoben werden. Die symmetrische, nach beiden Seiten gerichtete Zeichnung steht immer fester, ist stärker an ihre Stelle geheftet als diejenige im Profil. Diese auch „heraldisch" genannte Darstellungsweise ist nirgends so beliebt und häufig angewendet wie eben in der babylonischen Kultur. Der Januskopf ist eine babylonische Erfindung, und auch der zweiköpfige Adler tritt hier zum ersten Male uns entgegen. Die zweiköpfigen Gottgestalten, die in den Keilschrifttexten häufig vorkommende Erwähnung der „zwei Köpfe" des Gottes hängen sicherlich mit dem zweiästigen, vom Mond oder vom Stier entliehenen göttlichen Symbol und dem zweigipfeligen Sonnen- oder Weltberg zusammen. Außerdem aber gehören die Doppelköpfe der Götter unbedingt in jene große Verwandtschaft der antithetischen Darstellungen, die wir in der ganzen mesopotamischen Kunst vom Anfang bis zum Ende verfolgen können. Der Vogel mit den ausgebreiteten Flügeln taucht bereits auf einem der ältesten bekannten Denkmäler der sumerischen Kunst, dem Mesilimschen Keulenkopfe auf, später ist er, auf zwei seitwärts gewendeten Löwen stehend, auf zahlreichen Siegelzylindern und anderen Bildern zu sehen. Auch der heilige Baum breitet seine Zweige nach den beiden Seiten aus, und auf jeder Seite steht oder kniet ein Genius oder ein Opfernder. Gilgamesch umfaßt mit dem rechten und linken Arm je einen Löwen. Häufig kommt auch eine entgegengesetzte Wiederholung ganzer Szenen vor. Schon auf einer uralten Votivtafel aus Nippur sehen wir sowohl den Gott als auch den Opfernden zweimal in entgegengesetzter Ansicht dargestellt.

Von welcher Wichtigkeit für diese Kunst das Darstellen der sicheren Standfestigkeit war, das können wir lehrreich an den Lamassu sehen, jenen torhütenden Götzen der assyrischen Kunst mit menschlichem Kopf und Stier- oder Löwengestalt, die merkwürdigerweise ein Bein mehr haben. Das eine Vorderbein tritt in der Seitenansicht nach rückwärts; in der Vorderansicht ist es noch einmal in vorgestreckter Lage sichtbar. Die Kunstgeschichte sieht gewöhnlich einen Fortschritt darin, daß der Künstler der

späteren Zeit, mit dieser „naturwidrigen" Darstellung brechend, das rückwärtsschreitende „überflüssige" Bein wegließ. Aus dem bisher Gesagten geht hervor, daß dieser Schritt im Gegenteil ein Abnehmen des alten künstlerischen Instinktes bedeutet, ebenso wie in der ägyptischen Kunst der Bruch mit dem Frontalitätsprinzip, welcher, vorbereitet durch eine naturalistische Geistesrichtung, sich in der Revolutionszeit des „Ketzerpharaos" Enchaton vollzieht. Versuchen wir einmal an irgendeinem Lamassu-Bilde das „überflüssige" Bein zu verdecken, und wir werden sofort fühlen, wieviel an Sicherheit und Kraft das Feststehen des Fabeltieres einbüßt. In dem Museum von Konstantinopel befindet sich ein hettitisches Säulenpostament[1]), dessen Doppelsphinxe offensichtlich Abkömmlinge der Lamassu sind. Ein herabhängender Teil des Flügels der Tiere verdeckt genau die Stelle des erwähnten überzähligen Beines. Allem Anscheine nach konnte sich die künstlerische Entwicklung nicht auf einmal, sondern nur in allmählichem Übergange von der alten Tradition losreißen.

Schließlich möchte ich noch ein kunstgeschichtliches Moment in die Beleuchtung der hier behandelten Auffassung rücken. Bekannt ist auf manchen assyrischen Reliefs, hauptsächlich bei Göttergestalten, die übertrieben starke Muskulatur, die an eine ähnliche Vorliebe des Barocks erinnert. Allein man muß auch einen Unterschied fühlen. Die barocke Muskelhypertrophie erweckt den Eindruck eines rhetorischen, oft leeren Schwulstes. Ihr Zweck ist, Bewegung in die Linien zu bringen. Die Muskeln der assyrischen Gestalten sind von fürchterlicher, derber, robuster Kraft. Ihr Ziel ist dasselbe, welches der altsumerische Künstler in der Zeichnung des Rumpfes verfolgt: Zwischen den maßlos angeschwollenen Arm- und Beinmuskeln verschwinden Ellbogen, Hand- und Kniegelenk fast vollständig. Der robuste Unterschenkel ist hier schon frei sichtbar. Eine Verhüllung durch das Kleid ist nicht mehr notwendig.

* * *

Man spricht in der Psychologie und Philosophie gewöhnlich von „Raum- und Zeitanschauung". In diesen Zeilen habe ich mit Absicht den Ausdruck „Zeitgefühl" gewählt. Die wirkliche Zeit

---

[1]) Schäfer-Andrae, 560.

kann auf keine Weise angeschaut werden, auch in einem noch so übertragenen Sinne nicht, nur das Bild der Zeit, jenes zeitvertretende Surrogat, das unsere Phantasie unwillkürlich mit der Eigenschaft einer räumlichen, linienhaften Dehnung ausstattet.

Hingegen nicht ganz einwandfrei — und doch wieder absichtlich, und zwar eben im Dienste der größeren „Anschaulichkeit" — ist das Nacheinander meines Gedankenganges, sowie dies schon in dem Titel dieser Arbeit zum Ausdruck kommt. Denn das Zeitgefühl ist es, dem von den hier angeführten beiden Momenten zweifellos die Priorität gebührt. Die Zeit gebiert den Raum. Der Raum ist erstarrte Zeit: dies ist die beste, ja sogar die einzig mögliche genetische Definition dieses Begriffes. Es gibt aber offensichtlich mehrere Arten der Raumanschauung, und die Wurzel dieser Tatsache kann nach dem oben Gesagten nur in der Verschiedenheit des Zeitgefühls gesucht werden. Sehr wichtig ist die Anwendung dieses Gedankens auf die Geschichtsphilosophie: aus der eigenartigen, für die Individuen irgendeiner Kultur charakteristischen Form des Zeitgefühles entspringt auch die Art der Raumanschauung, welche für eben dieselbe Kultur prinzipiell bezeichnend ist. Diese These ist zweifellos die genialste und von größter Tragweite unter allen, denen wir in Spenglers Geschichtsphilosophie begegnen. Jede einzelne historische Kultur hat nach Spengler ihre ureigene, instinktiv-unterbewußte Stellungnahme gegenüber der Zeit und dem Raum, diesen beiden Grundelementen unseres Seins, und dies übt seine Wirkung unvermeidlich in allem aus, was die betreffende Kultur als ureigenstes Produkt ihres Geistes aus sich selbst hervorbringt. Ihr individuelles Raum- und Zeitbild ist gewissermaßen die geheime Losung, der Schlüssel, mit dem sich für uns in seinem tiefsten Sinne auftut, unserem wiederherstellenden Nacherleben verständlich wird, was wir als etwas von uns ganz Verschiedenes, eben als Eigentum des ägyptischen, indischen, chinesischen Geistes empfinden. Daß in den Seelen dieser verschiedenen Kulturen — bei aller Gemeinsamkeit der Ausdrucksformen — auch ein ganz einzigartiges Prinzip in der Tiefe wirksam ist, das hat man immer und notwendigerweise gefühlt. Es handelt sich hier nur um das Aufzeigen dessen, was die tiefste Wurzel aller dieser Verschiedenheiten bildet.

Wenn die Weltgeschichte nach Spenglers Definition nichts anderes ist, als die Lebensbeschreibung jener großen — im ganzen acht — historischen Kulturen, die sich in der Geschichte unseres Planeten mit ihren mächtig-individuellen Konturen abzeichnen, so kann die Geschichtswissenschaft keine eiligere Aufgabe haben, als die Feststellung in jedem einzelnen Falle dessen, was der betreffenden Kultur — ihr eigenartiges Zeit- und Raumerlebnis — die individuelle Farbe gibt. Die Lösung dieser Aufgabe versucht Spengler bald ausführlicher, bald mehr andeutend. In farbensatten oder matteren Zügen — wenigstens bei der Mehrzahl der großen Kulturen. Bloß in zwei Fällen — Mittelamerika und Babylonien — bleibt er die Antwort schuldig, offenbar wegen Mangels an erschlossenem Material, was im Falle der Maya-Kultur beinahe als trostlos zu bezeichnen ist. Anders steht die Sache bei Babylonien. Hier handelt es sich bloß darum, daß das bisherige Ergebnis der Ausgrabungen noch bei weitem nicht jenen Grad der musealen Vollkommenheit erreicht hat, wie wir ihn in bezug auf das antike Ägypten ansprechen dürfen. Indem ich mich mit den bisher bekannten babylonischen Denkmälern befaßte, entstand ganz unwillkürlich und absichtslos der Eindruck in mir, daß das „Ursymbol" auch dieser Kultur in seinen Hauptzügen schon heute bestimmbar ist und im Vergleiche mit dem ägyptischen Symbol des Weges, dem antiken des plastischen Körpers, dem modernen des unendlichen Raumes, mit dem chinesischen dau und dem magischen Höhlengefühl — „Berg-Idee" zu nennen wäre. Damit habe ich auch auf das eigentliche Ziel und das eventuelle Verdienst dieser Zeilen hingewiesen. Und dies ist nichts anderes — nicht mehr und nicht weniger — als Antwort zu geben auf eine der Fragen, die Spengler, der Verfasser der neuesten und zweifellos großartigsten Geschichtsphilosophie, in seinem Werke offen gelassen hat.

Wie erlebte der Babylonier die Zeit? Wie empfand er seine Einstellung in jenes ureigenste, auf nichts anderes zurückzuführende Mysterium, das wir den Zeitlauf nennen?

Wenn diese Fragen berechtigt sind — was ich im obigen kurz zu beweisen versuchte — so haben wir die Antwort offenbar in der Vorzeichenlehre, diesem außerordentlich reich entwickelten Zweig der babylonischen Religion zu suchen. Hier können wir erfahren,

in welcher Art und Weise dem Babylonier die Zukunft erschien. Die Zukunft, die wir gewöhnlich als einen Teil der Zeit betrachten, als ein Stück von ihr, welches sich der Vergangenheit und Gegenwart anschließt. Zukunft und Zeit sind aber in Wirklichkeit ein und dasselbe. Mit unmittelbarer Gewißheit erleben wir eigentlich nur das, was kommt, was geschieht. Daß etwas ist und gewesen ist, das ist vom empirischen Standpunkte aus nur eine Annahme oder eine Illusion. Das Vergangene lebt immer nur als gegenwärtige Erinnerung in unserem Bewußtsein, die Gegenwart aber ist in demselben Augenblick, in dem wir sie ergreifen wollen, unseren Händen schon entschlüpft und hat der Zukunft Platz gemacht.

Es gibt keine andere Kultur, die sich mit solch elementarer Gewalt und mit einer Leidenschaft von zweifellos symbolischer Bedeutung auf die Erforschung des Geheimnisses der Zukunft geworfen hätte, um deren Möglichkeit und Methoden mit Hilfe der Beobachtung ganzer Generationsreihen und ihrer Spekulationen zu einem mächtigen System auszubauen. Dieses Bestreben ist es, was der babylonischen Lebens- und Weltanschauung — ebenso wie der ägyptischen der Totenkultus — die herrschende Note gibt. Beiden Momenten gebührt im geistigen Organismus dieser Kulturen ein homologer Platz.

In beiden Fällen handelt es sich darum, daß die auf eine historische Stufe gelangte Kultur eine Idee mit besonderer Sorgfalt ergreift und ausbildet, einen Gedanken, der in seinem Keim bereits in der primitiven Denkart zu finden ist. Die Wurzel des Glaubens an Vorzeichen und seiner praktischen Anwendung liegt — gemeinsam mit der schon erwähnten Lehre der Entsprechungen — in einem besonderen, charakteristischen Zuge der Denkart des Urmenschen, im Fehlen des scharfen, logischen Unterscheidens von Identischem und Ähnlichem. Wenn der heidnische Zauberer die Versammlung der Wolken und den Ausbruch des Regens, wenn die tanzenden Jäger die Erlegung des Wildes vorspielen, so soll dies nicht für eine schauspielerische Nachahmung, sondern für wirkliche Wiederholung des betreffenden Vorfalles erachtet werden. In den Texten der Vorzeichen-Auslegungen schimmert immer und immer — oft von einer sekundären Spekulation mehr oder weniger verdeckt — die ursprüngliche Analogie durch: „Wenn das Öl,

gießest du Wasser darauf, sich auflöst, wird das Haus des Betreffenden aufgelöst"[1]) — „Wenn eine Frau gebiert und der Kopf eines Löwen vorhanden ist, wird ein mächtiger König im Lande sein"[2]) u. s. w.

In bezug auf Ursprung und Wesen enthält die babylonische Zukunftsvoraussage nichts Besonderes oder Neues. Überall stoßen wir auf das Wahrsagen aus wunderbaren Ereignissen, aus dem Eingeweide des Opfertieres, aus dem Fluge der Vögel, aus den Sternen, aus Asche oder Knochen, wenn auch bei einzelnen Völkern, wie bei den Griechen, den Etruskern und wahrscheinlich auch bei den Chinesen die Entwicklung unter babylonischem Einfluß vor sich gegangen ist. Der Unterschied besteht nur in der unvergleichlichen, vollständig gar nicht klassifizierbaren Fülle der babylonischen Vorzeichenarten, bzw. im Zusammenhange damit, und darüber hinaus, in einem Umstande, den wir besonders hervorheben müssen. Dieses bloß hier auftauchende Moment ist die Ausbildung eines universalen Dogmas, eines allgemeinen theoretischen Lehrsatzes. Nicht als ob dieses Dogma, in eine Formel gegossen, in den bisher bekannten Texten der babylonisch-assyrischen Literatur aufzufinden wäre. Aber die außerordentliche Mannigfaltigkeit, die sich auf alle Erscheinungsgebiete der Natur und des menschlichen Lebens erstreckende Fülle von Vorzeichen konnte keine andere ideelle Wurzel, keine andere Lebensquelle gehabt haben als eben den Glauben, daß alles ein Vorzeichen ist, daß jedes Ding oder Ereignis eine auf die Zukunft hinweisende Bedeutung hat, oder umgekehrt, daß alles, was in der Zukunft geschehen wird, bereits vorherbestimmt und implicite in dem gegenwärtigen Vorzeichen enthalten ist.

In der Praxis ist natürlich nicht jedes konkrete Ding oder Ereignis, sogar nicht einmal jede einzelne ihrer Kategorien als Vorzeichen zu verwenden. Mit der Ausbildung der Technik des Wahrsagens und der damit beschäftigten Priesterklassen ging eine besondere Ausbildung bestimmter Gattungen, wie des Wahrsagens aus der Leber, aus dem Öl, dem Wasser, dem Feuer, dem Traum

[1]) J. Hunger: Becherwahrsagung bei den Babyloniern, Leipzig 1903, 43.
[2]) L. Dennefeld: Babylonisch-assyrische Geburts-Omina, Leipzig 1914, 41.

und den Sternen, der mit der Geburt, den Tieren und dem Luftkreis zusammenhängenden und anderer Omina Hand in Hand. Die außerordentlichen, die Phantasie besonders packenden Erscheinungen, wie auch solche, bei denen sich der Reichtum an Abwechslung mit einer gewissen Regelmäßigkeit vereint, boten sich beinahe von selbst als Vorzeichen an. Zu diesen Faktoren kommen noch andere Momente bei den Erscheinungen am Himmelszelt. Schon dem alten Cicero erschien es ganz natürlich, daß die hellstrahlende Sternenwelt der mesopotamischen Ebene die Aufmerksamkeit der aus Vorzeichen wahrsagenden ,,Assyrer" auf sich zog.[1]) Das Sternenzelt ist eine besondere, prachtvoll über der Erde glänzende Welt. Das, worüber sich der Herrscher oder sein Untergebener beim Priesterpropheten Auskunft holte, gehörte in die Interessensphäre der irdischen Dinge, also in dieselbe materielle Welt mit den meisten Vorzeichengruppen. Es war höchstens das Merkmal einer höheren Bedeutung — eventuell ganz subjektiven Ursprungs —, das die Omina über die vorausgesagten Ereignisse erhob. Bei der Astrologie dagegen sind Omen und Omendeutung Bestandteile zweier ganz verschiedener Erscheinungsgebiete, der himmlischen, bzw. der irdischen Welt. Wiederum steht vor uns, bei dem zweifellos bedeutendsten und hervorragendsten Zweige der Wahrsagekunst, jene Gegenüberstellung und Verknüpfung von Himmel und Erde, von Oben und Unten, die wir schon aus zahllosen zeitgenössischen Angaben als ein Hauptmotiv der babylonischen sittlichen, künstlerischen und religiösen Weltauffassung kennen.

In den Augen der antiken Völker hat sich der Begriff der Sterndeutung mit dem Namen Babyloniens verschmolzen. In diesem Punkte irren sich Tradition und allgemeines Wissen ebensowenig wie die moderne wissenschaftliche Schule des ,,Panbabylonismus", dessen Ausgangspunkt eben dieses Moment bildet. Vor einigen Jahrzehnten aber begann ein heftiger Angriff gegen diese Auffassung. Kugler wollte in seinem 1907 erschienenen Werke den

---

[1]) Principio Assyrii, ut ab ultimis auctoritatem repetam, propter planitiem magnitudinemque regionum, quas incolebant, cum caelum ex omni parte patens atque apertum intueretur, traiectiones motusque stellarum observitaverunt, quibus notatis, quid cuique significaretur, memoriae prodiderunt. De divinatione I, 3.

Babyloniern nur primitive Naturerkenntnisse zugestehen und schrieb alles, was vorher für babylonische Astrologie und davon untrennbare Astronomie gegolten hat, viel späteren Zeiten, der assyrischen, ja sogar der alexandrinischen Epoche zu.[1]) Von ernsten systematischen Himmelsbeobachtungen kann nach ihm vor dem achten vorchristlichen Jahrhundert keine Rede sein. Diese Meinung, welcher sich Autoritäten ersten Ranges, wie Boll, Bezold und E. Meyer — nicht zum geringsten Teil aus Mißtrauen gegenüber einzelnen gewagten Lehren des Panbabylonismus — anschlossen, hat auch Spengler irregeführt. In dem letztgenannten Zeitalter hat die babylonische Kultur den Höhepunkt ihrer Entwicklung zweifellos schon längst überschritten. Mindestens seit Hammurapi lebt sie viel mehr von der Erhaltung, Verbreitung und äußerlichen Umänderung alter, als vom Erschaffen neuer Gedanken. Das hat Spengler veranlaßt, diesen ganzen Ideenkreis astralen Charakters den vorbereitenden Elementen eines anderen, wenn auch zum guten Teil ebenfalls auf mesopotamischen Boden erwachsenen Kulturkreises, d. i. der „magischen" Welt beizuzählen.[2]) Allein aus den neuesten Phasen des Streites, in erster Linie aus den mustergültig gewissenhaften Forschungen E. Weidners[3]) geht hervor, daß Astrologie, Astronomie und Astralmythologie ursprünglich babylonisches, ja sogar in ihren Grundelementen altsumerisches Besitztum sind. Wenn von der Kenntnis des Tierkreises, der Präzession, der Sonnen- und Mondfinsternis vorläufig nur spätere Quellenangaben berichten, so ist im allgemeinen Zusammenhange kaum anzunehmen, daß diese Kenntnisse nicht früheren Ursprungs sind. Bereits aus dem dritten vorchristlichen Jahrtausend besitzen wir einen Keilschrifttext, welcher die Entfernung dreier Fixsterne mit bewunderungswürdiger Genauigkeit bestimmt. Dies kann nur Ergebnis einer langen Entwicklung sein.

Aber wie stark dieser letzte wissenschaftliche Standpunkt auch erscheint, wie gut begründet er genannt werden muß und wie wichtig es auch für uns nach dem Gesagten ist, daß die Gegenüber-

---

[1]) Sternkunde und Sterndienst in Babel, I—II, 1907—1924.

[2]) Untergang des Abendlandes, II, 248—9 (1922).

[3]) Alter und Bedeutung der babylonischen Astronomie und Astrallehre, Leipzig 1914; derselbe: Handbuch der babylonischen Astronomie, Leipzig 1915. — A. Jeremias: Das Alter der babylonischen Astronomie, Leipzig 1909.

stellung von Himmel und Erde auch im Gebiete der Astrologie zur Geltung kommt, so können wir, wenn man will, von dieser strittigen Kategorie von Vorzeichen auch ganz absehen. Es ist für uns eigentlich nicht die eine oder andere Gruppe von Vorzeichen wichtig, selbst nicht einmal die Tatsache der Weissagung oder ihre Grundlage, der Glaube an Vorzeichen, sondern die Gesinnungsart und die Denkweise, die dieser Glaube nährte und erhielt. Von jedem religiösen Dogma kann gesagt werden, daß sein höchster Wert nicht in sich selbst besteht — das Dogma lebt nicht in einem luftleeren Raum —, sondern darin, daß es sozusagen den Kristallisationspunkt, das hergebrachte Symbol gewisser Arten menschlicher Gesinnung und menschlichen Handelns bedeutet. Lehre und Gesinnung sind zwei verschiedene Dinge, wenn auch durch vielfache geschichtliche Fäden dicht miteinander verbunden. Es gab jederzeit — mit den verschiedensten Graden und Schattierungen der Mischung — ungläubig-religiöse Menschen und gläubige ohne eigentliche Religiosität. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, werden wir es nicht für wesentlich halten, ob die Weissagung aus Vorzeichen tatsächlich ihr „objektives" Ziel erreicht und der babylonische Wahrsagepriester wirklich die Zukunft erraten hat. Die Ereignisse haben sie gewiß nicht bloß einmal Lügen gestraft. Doch handelt es sich hier nicht um jene mit der Dichtung verwandte Art der Wahrsagung, bei welcher aus der Ekstase des weltentrückten Schamanen oder der Pythia die Gottheit selbst zu den Menschen spricht.[1]) Obzwar die Priesterklasse die Wahrsagekunst durch Vermittlung des sagenhaften Enmeduranki von den Göttern selbst empfangen hatte, hielt sich der babylonische Wahrsagepriester nicht für unfehlbar. Seine Aufgabe war, das Vorzeichen zu deuten, und hierzu bediente er sich wissenschaftlicher Methoden: der Beobachtung, des Experimentes und der Schlußfolgerung, ja sogar literarischer Hilfsmittel. Sooft der königliche Sterndeuter irgendeine Erscheinung auf dem Firma-

[1]) Hier spielen Zeichen keine Rolle oder haben eine ganz untergeordnete Bedeutung. Diese Art der Weissagung nennt Cicero (De divinatione II 11) genus naturale, dagegen die „wissenschaftliche" ein genus artificiosum. Ob es möglich ist, die beiden Arten ganz genau voneinander zu unterscheiden, ist für uns unwichtig. Übrigens fehlt auch in Babylonien nicht der ekstatische Wahrsagepriester, der hier „mahu" genannt wird, woraus das Wort magus entstanden ist.

mente wahrnahm und genau beschrieb, nahm er aus der Tempelbibliothek jene Bände vor, in denen dieselbe Erscheinung und die ihm folgenden Ereignisse aufgezeichnet waren. Was sich zur Zeit Sarrukins I. ereignet hatte, mußte sich ein anderes Mal in der gleichen oder wenigstens in ähnlicher Weise abspielen. Ein und dasselbe Vorzeichen bedeutet immer dasselbe. So paart sich mit dem Glauben an Vorzeichen die Überzeugung von der Gesetzmäßigkeit der Weltordnung. Hinter der unendlichen Mannigfaltigkeit der Ereignisse steckt eine ewige Regelmäßigkeit, was die Bewegung der Sterne besonders gut veranschaulicht. Im Vorzeichen verkündigt die göttliche Macht ihren Willen, und so ist das Weltall als Inbegriff aller Vorzeichen eine ständige und fortgesetzte göttliche Offenbarung. Doch ist die göttliche Macht nicht willkürlich, sondern an die vorausbestimmte Weltordnung gebunden. Als Marduk Tiamat besiegt, entreißt er diesem die „Schicksalstafel" und hängt sie an seine eigene Brust. Es ist klar, daß nur die gesetzmäßige Wiederkehr der Ereignisse die „methodische" Erforschung der Zukunft möglich macht. Das war sozusagen die logische Voraussetzung, auf deren Grund sich die babylonische Spekulation mit leidenschaftlichem Eifer auf die Lösung einer Frage warf, an welche zu rühren das griechische und römische Lebensgefühl für einen Frevel hielt. Horatius verbietet, dem Beispiele des Alkaios folgend, Thaliarch das Rütteln am Geheimnisse der Zukunft (quid sit futurum cras, fuge quaerere) und warnt seine Freundin vor der Mode der babylonischen Sterndeutung.[1]) Scharf stehen sich hier zwei Gedankenwelten gegenüber, denen sonst ein gemeinsamer Zug nicht mangelt. Es charakterisiert die Denkweise sowohl des antiken Menschen wie des Babyloniers ein starker Wirklichkeitssinn.[2]) Beide leben ganz in der Gegenwart, viel intensiver als der Sprößling unserer modernen Kultur, der über

---

[1]) Die skeptischen Meinungen der griechischen und römischen Schriftsteller über die Vorzeichen s. bei J. Hunger: Babylonische Tieromina nebst griechisch-römischen Parallelen, Berlin 1909, 4 u. ff.

[2]) „Das sumerische Weltgefühl wird von einem starken Wirklichkeitssinn geleitet" — schreibt A. Jeremias, Die Weltanschauung der Sumerer, 1929. Ich habe dieses Heft erst nach der vollständigen Beendigung des obigen Textes gelesen, was ich hier um so mehr betonen muß, weil der Verfasser gleichfalls die Spenglersche Kulturmorphologie zum Ausgangspunkt seiner Ausführungen wählt.

das Gute, das in der Nähe liegt, mit faustischer Unruhe in die Ferne blickt. Der griechische Mensch warf sich mit Leidenschaft auf die Gegenwart und verdeckte sein Gesicht vor der Zukunft. Der Babylonier sah ihr ohne Scheu in die Augen und zwang sie in den Dienst der Gegenwart: das Weissagen aus Vorzeichen diente praktischen Interessen, der Lösung aktueller Probleme.

Wie hat die babylonische Spekulation dies erreicht? Wie gelangte sie zu der ihr eigentümlichen Stellungnahme gegenüber der Zukunft, dem Schicksal, d. i. der Zeit? Die Zeit sind wir selbst: um diese Spenglersche Definition in Gedanken zu realisieren, müssen wir uns auf den Ich und Nicht-Ich verschmelzenden Standpunkt des Solipsismus stellen und, diesen ergänzend, noch darüber hinaus bis zu jener noch mehr vor allem Bewußten liegenden, völlig reflexionslosen Einstellung vordringen, wo von nichts anderem mehr die Rede ist als vom reinen Geschehen. Alles geschieht, ändert sich, ist in Fluß, und das, was fließt, geschieht und sich bewegt, ist eben nichts anderes als die Zeit. Dies ist die heraklitische Einstellung. Wenn wir nun wieder einen Schritt rückwärts tun in der Richtung des Bewußten und wenigstens uns selbst als etwas Gegebenes konstituieren, so gelangen wir zu jenem Bilde, bei welchem wir uns selbst als in die Zeit eingebettet sehen. Wir sind gewissermaßen der Fixpunkt, dem die Zeit sich nähert, wie das in dem Wort „Zu-kunft“ zum Ausdruck gelangt. Die Zeit kommt unaufhörlich, nähert sich uns mit einer unerbittlichen Dauer. Aber woher kommt sie? Aus einem dunklen, unbekannten Grund, in welchen unser Blick nicht hineinzudringen vermag. Wir wissen, daß etwas kommt, aber wissen nicht, was. In jedem Augenblick sind wir Unvorhergesehenem, Ungewissem ausgeliefert. Wie nun in diesem fortwährenden Angriff bestehen? Aus dem Erkennen unserer Lage entspringt die Furcht vor der Zukunft, die Angst des Urmenschen, die wir beständig fühlen und die wir dauernd zu unterdrücken, zu überwinden streben. Das antike und das babylonische Weltgefühl haben sich verschiedene Arten der Vernichtung dieser Angst erwählt. (Spenglers Werk ist ein Versuch abendländischer Prägung, diese Zukunftsangst zu besiegen.) Das antike Weltgefühl war bestrebt, die Zukunft zu vergessen; das babylonische zog sie mit in die Gegenwart hinein. Die Zukunft kommt

nicht, sie ist schon da. Sie ist in der Gegenwart enthalten, in dem gegenwärtigen Vorzeichen, man muß sie bloß erkennen. Die Prädestination lehrt die Vorausbestimmung, der babylonische Glaube auch die Vorauserkennbarkeit. Man muß fühlen, welch großartige moralische Festigkeit, welche „monumentale" Kraft und Ruhe der Geltendmachung dieser Auffassung entspringt. „Mesopotamien hat die Zeit zum erstenmal erfaßt", schreibt Anton Dávid[1]) mit Hinblick auf die babylonische Kalenderwissenschaft. Auf Grund des Obigen können wir noch mehr behaupten. Der Babylonier hat die Zeit nicht nur ergriffen, sondern auch zum Stehen gebracht. Die babylonische Weltanschauung ist eigentlich die praktische Verwirklichung des eleatischen Gedankens, der das Geschehen für einen Schein oder für eine minderwertige Wirklichkeit hält. In der babylonischen Architektur, Plastik und Lebensphilosophie kommt immer der monumentale Gedanke des Bestehens zum Ausdruck. Nietzsche schöpfte aus einem einzigen Aufleuchten der Idee von der ewigen Wiederkehr — die Zukunft ist die Wiederkehr der Gegenwart — unendlichen Mut und Seelenruhe. Um wieviel stärker muß jenes Gefühl, jene moralische Festigkeit gewesen sein, die die Seele des Babyloniers wie ein natürliches und angeborenes Element seines Denkens, wie ein herrschender Zug, in der praktischen Anwendung fortwährend von neuem erfrischt, während seines ganzen Lebens durchdrungen hat!

So haben wir den gesuchten Zusammenhang gefunden zwischen der eigenartigen Raumanschauung und dem zugehörigen Zeitgefühl einer großen Kultur. Genauer ausgedrückt: zwischen dem ureigensten, unserer ins Unendliche sich erstreckenden, in Bewegung befindlichen Zeitauffassung vollkommen entgegengesetzten, sich nicht dehnenden, sondern ruhenden, auf ein einziges Moment zusammengezogenen Zeitgefühle dieser Kultur — und der Projizierung dieses Zeitgefühles in den Raum. Der Babylonier faßt festen Fuß sowohl im Raume wie in der Zeit. Das ist es, was er in seiner Kunst und seinen dichterischen Werken immer zum Ausdruck zu bringen sucht. Diese unsere Feststellung ist nicht ein Spiel mit Worten oder Metaphern. Wir wollen durch Worte und Beispiele nur das „Hineinleben" in eine eigenartige, Definitionen und Be-

[1]) Babel und Assur (Budapest 1928) II, 170.

schreibungen kaum zugängliche Weltanschauung erleichtern. In eine Welt- und Lebensanschauung, die sich eben auf diesem Boden, unter diesen Verhältnissen entwickeln konnte. Der Zusammenhang zwischen der Kultur und ihrem Mutterlande ist auch hier klar und deutlich.

Man hat schon öfters und mit vollem Rechte die beiden fruchtbaren Alluvialgebiete am unteren Nil und Euphrat miteinander verglichen. Beide sind Oasen in einem Wüstenmeer oder doch wenigstens in einer verhältnismäßig unfreundlichen Umgebung. Eben die abweichenden Züge der beiden Milieus sind es, die für uns vor allem wichtig sind. Die spärlichen Stämme der libyschen Wüste haben die ägyptische Kultur in ihrer ruhigen Entwicklung kaum gestört. Das äthiopische Problem taucht erst später auf, in dem durch Expansionslust gekennzeichneten Stadium der reifen ägyptischen Zivilisation. Das Land Sinear gleicht dagegen einer Insel, welche unausgesetzt dem Angriff der sie umbrausenden Fluten preisgegeben ist. Bald von dieser, bald von jener Himmelsrichtung aus ergießt sich eine neue Völkerwelle auf das reiche Kulturland. Das Volk, welches hier eine Kultur schuf, hatte nichts Wichtigeres zu tun, als den eroberten Boden zu verteidigen gegen all diese Einfälle, deren es bald mit Waffengewalt, bald mit der Assimilationskraft seiner höheren Kultur Herr geworden ist. Auf der Stele des Königs Eannadu und auch auf einem unlängst in der Stadt Ur aufgefundenen Relief erblicken wir die Phalanx mit ihren aus dem Panzerwall dicht hervorstehenden Lanzenspitzen. Das war die nationale Waffenart der alten Sumerer. Nichts könnte besser die Notwendigkeit versinnbildlichen, die den Bewohnern dieses Landes vorgeschrieben war: jene mutig-sichere Haltung, die allen Angriffen und Gefahren, allen Zufällen der Zukunft und der Umwelt, des geschichtlichen und des Einzelschicksals trotzend in fester seelischer Rüstung den Platz behauptet hat.

MISZELLE.

AUFGANG DER MENSCHHEIT.

VON FRIEDRICH CORNELIUS.

Trotz seines ungeheuren Umfangs ist der erste Band von H. Wirths „Aufgang der Menschheit" (Jena 1929, 632 S. 4⁰) nur das Bruchstück eines Werkes, das einen zweiten ebensolchen Textband und einen Bilderatlas von über 5000 Abbildungen umfassen soll. Namentlich diesen letzteren, welcher erst das Beweismaterial für die vorgebrachten Behauptungen enthalten soll, vermißt der Beurteiler schmerzlich; denn wie soll er die Ansichten des Verfassers nachprüfen, wenn dieser beständig auf Abbildungen verweist, die erst die zukünftige Veröffentlichung nachbringt? Die Beurteilung muß sich daher vorerst darauf beschränken, die Methode des Verfassers da zu untersuchen, wo sie sich auf allgemein zugängliche Tatsachen bezieht. Im übrigen ist der Verlag zu bitten, vor allem, auch vor Druck des weiteren Textes, den geplanten Bilderatlas zu dem Werke herauszugeben, der schon als Sammlung urgeschichtlichen Materials für alle Forschung auf diesem Gebiete eine langentbehrte Grundlage gibt, mag man nun den Folgerungen, die der Verfasser gezogen hat, zustimmen oder nicht.

Um zunächst das positive und bleibende Verdienst des vorliegenden Bandes festzulegen: das Buch durchbricht eine Reihe von Vorurteilen, die bisher dem Verständnis der Urzeit den Weg versperrten. Es ist nicht wahr, daß der Mensch der Steinzeit primitiver gewesen sein müsse als der heutige, sondern zu allen Zeiten hat es hochstehende und tiefstehende Rassen nebeneinander gegeben.

Die Behauptung, der Mensch der Steinzeit sei zu primitiv gewesen, um eine Schrift zu haben, ist nichts als eine Phrase: ob er eine Schrift gehabt hat, können wir nicht a priori wissen, sondern haben es aus den Denkmälern zu lernen. Und daß Schriftzeichen in der älteren Steinzeit gebraucht worden sind, die in den Formen bis in die altgermanischen Runenschriften fast unverändert erhalten sind und auch aus der Zwischenzeit so kontinuierlich belegt sind, als irgendwelche prähistorischen Urkunden sein können (vgl. besonders die Zusammenstellung S. 581), dies dürfte nach Wirths Untersuchungen feststehen, mag man gegen seine einzelnen Aufstellungen noch so viele Bedenken haben.

Ebenso stimme ich dem Verfasser bei, wenn er den Gedanken an Parallelentwicklung abweist, wo er gleiche Symbole selbst bei weitentlegenen Völkern antrifft.

Ganz allgemein ist es innerhalb der beglaubigten Geschichte der seltenste Zufall, wenn zwei Menschen unabhängig voneinander auf denselben Gedanken kommen, und es ist nicht erlaubt, für den vorgeschichtlichen Menschen andere Regeln anzunehmen als bei dem geschichtlich erkennbaren. Alle Zurückführung von Erscheinungen der Völkerkunde auf Parallelentwicklung aus primitivem Denken heraus sind geschichtlich nicht Erklärungen, sondern Verzicht auf Erklärung.

Natürlich können gleiche Bedingungen gleichartige Erscheinungen hervorbringen: aber zur Gleichheit der Bedingungen zwischen zwei Völkern ist vor allem gleiche Erbanlage, d. h. gemeinsamer Ursprung oder mindestens eine schon vorgegebene Gleichheit von Anschauungen und Einrichtungen notwendig, die nur durch geschichtliche Beziehungen derselben Völker hervorgerufen sein kann.

Der Verfasser tut daher recht, wenn er auf Grund ähnlicher Gedankengänge, wie ich sie hier ergänzt habe, auf der Voraussetzung aufbaut: Parallelerscheinungen in der Völkerkunde bezeugen einen vorgeschichtlichen Zusammenhang. (Diese Erkenntnis ist übrigens schon vor mehr als einem Menschenalter von Frobenius ausgesprochen worden.) Wirth weist diesen Zusammenhang aber weiter dadurch in mehreren Fällen deutlich nach, daß er die alten Verbindungswege an den Denkmälern dartut, die den Zusammenhang zwischen scheinbar weit getrennten Völkern vermitteln.

In diesem Sinne erwiesen hat Wirth vor allem den paläolithischen Zusammenhang zwischen Nordamerika und seinen Indianerstämmen, den Eskimos in Grönland und den spanischen Renntierjägern über Zwischenglieder, die in Schottland und Irland prähistorisch trümmerhaft vorliegen. Die Eskimokultur ist bis heute fast genau die paläolithische; mag man nun die Steinwerkzeuge oder die Schnitzereien aus Renntierhorn, mag man die Schiffahrtstechnik oder die religiösen Sinnbilder ins Auge fassen. (Ich trage nach, was Wirth nicht erwähnt hat, daß die „Kommandostäbe" des Magdalénien ihre Erklärung, nämlich als Pfeilstrecker, erst dadurch gefunden haben, daß man sie bei den Eskimo in Gebrauch fand.) Ob freilich der Wanderweg der paläolithischen Kultur von Grönland nach Europa gegangen ist, wie Wirth will, oder umgekehrt von dem damals auch arktischen vereisten Europa anhob, möchte ich noch dahingestellt sein lassen.

Vollkommen gesichert scheint mir weiter der durch Wirth aufgezeigte Zusammenhang zwischen den Megalithbauten Nordeuropas und den Dolmen in Nordafrika und Palästina. Wirth behauptet, die Spuren des gleichen Seefahrervolkes um Afrika herum an den persischen Golf und weiter bis nach Polynesien verfolgen zu können. Ob ihm dafür der Nachweis gelingen wird, kann erst die Veröffentlichung seines Bildermaterials lehren. Was er aus Polynesien an Parallelen zu nordischen Erscheinungen anführt, gibt allenfalls einen ersten Anhalt für einen Zusammenhang, aber keine zeitliche Fixierung desselben; und was Wirth an sprachlichen Analogien bringt, genügt erst recht nicht.

Endlich sind die Ähnlichkeiten der Abzeichen zwischen den Friesen und

den Pulsta (Philister) der ägyptischen Abbildungen so groß, daß die direkte oder indirekte Herkunft dieses Seevolkes aus der Nordsee mindestens große Wahrscheinlichkeit gewinnt. Der Seeweg von England ins Mittelmeer ist ja für das zweite Jahrtausend vor Christus schon um anderer Anzeichen willen als bekannt anzunehmen: besonders wegen des uralten Zinnhandels.

Gelungen scheint mir auch der Nachweis, daß sich in den Dokumenten der Inder und Perser eine Reihe von Erinnerungen an eine arktische Urheimat des Volkes findet. Zwar die späteren indischen Konstruktionen über den Berg Meru beweisen nichts, da in jener Zeit die indische Astronomie hinreichend ausgebildet war, um über den Nordpol und seine Verhältnisse auch ohne Volksüberlieferung Bescheid zu wissen. Aber die Zeugnisse, die aus Veden und Avesta angeführt werden, sind beweiskräftig (sofern nicht etwa bei der Übersetzung vorgefaßte Meinungen in sie hineingetragen sein sollten). — Diese Beweisführung anerkannt, ist allerdings noch sehr zu erwägen, ob die Erinnerungen an arktische Verhältnisse wirklich, wie Wirth meint, noch in die Eiszeit zurückreichen: es läge mindestens auch die Möglichkeit vor, daß die „arischen" Völker in ihre heutigen Wohnsitze auf dem Wege über Sibirien gelangt wären. Wie denn der Verfasser fast immer nur die eine Möglichkeit erwägt, die seiner Theorie entspricht.

Von sonstigen Ergebnissen scheint mir besonders bemerkenswert, daß aus geologischem Befunde die Möglichkeit (wie ich nach Rücksprache mit einem Geologen bestätigen kann) richtig dargetan wird, daß der Atlantissage bei Platon ein wirkliches Ereignis zugrunde liegt. Und der Verfasser weist nach, daß die Bauweise von Atlantis, wie Platon sie schildert, in schottischen Burganlagen vorliegt, und daß auch die Schilderung des Stieropfers daselbst aus dem Leben entnommen und nicht freie Dichtung ist; die genaue geographische Angabe der Lage der Insel aber auf geographische Wirklichkeit hinweise. Soweit kann ich seiner Beweisführung beistimmen; in seinen weiteren Ausführungen begibt er sich auf allzu schlüpfrigen Boden.

Denn die Kehrseite des Buches ist, daß Wirth eine Reihe von Voraussetzungen unbesehen übernommen hat, welche durchaus trügerisch oder mindestens unbewiesen in seine Untersuchung eingehen und damit leider den Wert seiner Ausführungen sehr beeinträchtigen. Solche unwissenschaftliche Voraussetzungen des Verfassers sind besonders seine Ansichten über die Rassefragen. Gerade wer die geschichtliche Bedeutung der Rassen für die Entwicklung erkannt hat, sollte sich über die Bedingungen, die hier unabhängig von geschichtlichen Zeugnissen erkannt werden können, zu allererst klar werden.

Für Wirth ist die „nordische" Rasse (wie für Gobineau) Bedingung aller Kultur. Das ist nun zwar ein Glaubenssatz der Rasse-Theologen, aber in wissenschaftliche Untersuchungen darf sich derselbe allerhöchstens als Arbeitshypothese einflechten. Wirth erkennt die Höhe der Magdalénienkultur an: da nun unsere Funde als deren Träger die Cro-Magnon-Rasse erkennen lassen, so muß diese für ihn eine „Mixovariation" der nordischen Rasse sein. Der Unbefangene wird schließen, daß die Träger der nach Wirths Be-

zeichnung „südatlantischen" Kultur eben nicht der nordischen Rasse angehört haben.

Die nordische Rasse zeige seit ihren ersten Vorkommnissen eine so große Stabilität, daß sie nicht erst in junger Zeit sich aus der Cro-Magnon-Rasse variiert haben könnte, sondern das Umgekehrte anzunehmen sei. In Wahrheit können wir doch für die Cro-Magnon-Rasse noch eine viel längere Konstanz nachweisen. Vor allem aber steht die Dauer einer Gattung von Lebewesen mit der Zeit ihrer Entstehung in keinem Verhältnis. Mögen wir die Paläontologie befragen oder den heutigen Tierzüchter, beide geben die gleiche Auskunft: neue Rassenmerkmale entstehen plötzlich, neue Arten, Gattungen, Ordnungen erscheinen immer mit einem Schlag (sei es bei Kreuzungen von Tierformen oder wie immer: darüber wissen wir noch nichts Sicheres). Sind sie einmal vorhanden und lebenskräftig (bzw. dem Züchter genehm), so erhält und vermehrt sich die neue Rasse oder Art und bleibt dann unverändert durch geologische Perioden. Eben darum wissen wir über die Herkunft einer Rasse, die nicht vor unseren Augen entstanden ist, gar nichts, und die Ableitung von dieser oder jener anderen Lebeform kann einstweilen nichts als Vermutung sein.

Damit fällt nun eines der wichtigsten Beweisstücke für Wirth: denn wenn die nordische Rasse plötzlich neuentstanden sein kann, so ist kein Grund, sie über das Wasser aus der Polargegend herzuholen.

Nicht besser steht es mit den Argumenten aus der Blutserologie. Die Blutreaktion ist ein Rassemerkmal neben anderen, und es ist nicht erwiesen, ob nicht die gleiche Art zu reagieren, mehreren sich ganz fern stehenden Rassen gemeinsam sein könnte, so gut wie etwa schwarze Haarfarbe bei sehr verschiedenen Rassen auftritt (und nicht weniger die blonde, die zum Beispiel auch bei den Tasmaniern vorgekommen ist). Bei den Blutgruppen A und B steht es nicht einmal fest, ob man überall auf der Welt dieselbe Beschaffenheit mit den Buchstaben bezeichnet; oder vielmehr es ist höchst unwahrscheinlich, daß überall dieselbe Gruppe die häufigere sein sollte: und mit A wird die jeweils am Orte häufigere Gruppe bezeichnet. Solange über diese Grundfragen keine Klarheit geschaffen ist, solange sind die Ergebnisse der Blutreaktionen nicht geschichtlich verwertbar.

Auf die Ungereimtheit muß auch hingewiesen werden, daß nach der Anschauung Wirths die niederstehenden Rassen zwar nicht selbst ihre Kultur hervorgebracht haben, aber dieselben doch die Kultur der Urzeit bewahren. Wie sollen sie denn etwas bewahren können, was ihrer Art nicht gemäß ist? Was aus der Erbmasse einer anderen Rasse hervorgegangen ist? Und doch soll nach des Verfassers Ansicht auch Religion und Kultur erblich bedingt sein. Übrigens ist für Wirth, wenn man ihn beim Worte nimmt, die nordische Rasse ebenso geistig unfruchtbar und verurteilt, nur immer dasselbe hervorzubringen, wie die übrigen: alle scheinbaren Neuerungen sind ihm nur Wiederherstellung der Urlehre.

Die Auffassung Wirths und vieler anderer, welche die Kultur durch die Erbmasse der Rasse physiologisch bedingt sein läßt, führt eben notwendig

dazu, jede geschichtliche Entwicklung zu leugnen. Und das gilt nicht nur von seiner besonderen Ausprägung der Rasselehre. Die Rasse ist sich selbst immer gleich: wer den Wert in der Geschichte auf die Rasse verlegt, der leugnet, daß die Geschichte etwas von Belang hervorbringen könne.

In Wirklichkeit ist natürlich die Rasseveranlagung nur ein Faktor, der in die Kulturgestaltung eingeht, der aber beim einzelnen und beim Volke noch keinesfalls entscheidet, was ihm gelingt. Und in jeder Rasse gibt es gute und mißratene Exemplare. Die Begabung hat der Mensch durch sein Erbteil: seine eigene Tat aber ist es, ob er durch seine Begabung zum Heros oder zum Schurken wird.

Nicht minder blind ist Wirth dem Dogma der vergleichenden Mythologie und der Astraldeutung gegenüber. Alle religiösen Sinnbilder sind ihm Gleichnisse aus dem Jahreslauf, fast ausschließlich von der Wintersonnenwende. Nun drängt sich natürlich die Wiederkehr des Frühlings bei allen Auferstehungshoffnungen als naheliegendes Bild dem Gemüt des Menschen auf, und es werden sich daher wirklich viele Sinnbilder des Winters und der Wiederkehr an Gräbern finden. Dagegen stehen Stier und Widder in so vielen Beziehungen zum menschlichen Leben, daß es wahrlich nicht des Umweges über die Sternbilder des Tierkreises bedarf, um eine religiöse Bedeutung dieser Tiere zu erklären. Man braucht nur an die Parallele zu denken, die die alten Sprachen zwischen Pflug und Ehe aussprechen, oder an die Tatsache erinnern, daß der Widder das Opfertier des Mondkultes war. Für Wirth aber ist jeder Stier und Widder, der irgend in einer Sage oder in einem Opferbrauch vorkommt, ein Hinweis auf die Wintersonnenwende in uralter Zeit. Für den Verfasser wird alles zum „Wintersonnenwende"-Symbol, selbst das Jonas-Motiv oder der Mythos von der Liebesvereinigung von Himmel und Erde. Der Mythos ist ihm nur ein Gleichnis für eine platte Alljährlichkeit.

Hier zeigt sich ein Mangel in des Verfassers Veranlagung; so schön er in der Einleitung über den religiösen Niedergang unserer Zeit spricht, so ahnungslos steht er dem wirklichen religiösen Erleben gegenüber. Ein paar immer wiederkehrende Formeln vom Gottessohn, der „das Licht der Lande trägt", und ähnliches können das fehlende Empfinden nicht verdecken. Und aus der Religionsgeschichte holt nun einmal niemand etwas heraus, was er nicht selbst hineinsteckt. Ein Beispiel: Wirth denkt bei dem Gebet um Auferstehung, das er auf den alten Dolmen eingeritzt glaubt, an eine Bitte um Weiterleben in der Nachkommenschaft. Als ob ein Sterbender noch um Nachkommen beten würde! Wohl gehört für den vorchristlichen Menschen Nachkommenschaft zu den religiösen Segnungen und Pflichten, aber im Augenblick des Todes ist es zu spät, um Kinder zu beten. Für den alten nordischen Menschen steht es vielmehr so, daß die Götter über sein künftiges Dasein entscheiden: ob er zu den Göttern eingehen soll oder bei Hel und im Hades sich in einen Schatten, ein Nichts auflösen. Nur die Heroen (oder die Eingeweihten der Gemeinde) leben fort: so sagen noch die späten

Griechen, noch Poseidonios. Und denselben Glauben scheinen jene Runen anzudeuten.

Dasselbe Versagen religiösen Nachempfindens bemerkt man an einer anderen Grundauffassung des Buches, welches die Religion, den Gottesglauben zu einer Art Privileg der nordischen Rasse machen möchte. Es sollte doch klar sein: entweder ist Gott für alle Menschen da, so wie die Sonne für Mensch und Tier vorhanden ist, selbst für den Blinden — oder Gott ist eine Illusion: dann allerdings könnte Religion einer bestimmten Rasse vorbehalten sein, aber dann wäre sie eine geistige Krankheit oder bestenfalls ein leeres Spiel, das einzuwerfen dem erwachsenen Menschen ziemte. In Wirklichkeit haben alle Rassen Religion und so sehr dem nordischen Einfluß abliegende Stämme wie die Buschmänner und Feuerländer sogar den Glauben an einen einzigen Gott. Die Kulturvölker haben nur die größere Spannweite religiöser Empfindung, die bei ihnen von der tiefsten Gottinnigkeit bis zu der frivolsten Gottleugnung reicht.

Aber Wirths mythologische Deutung operiert nun außerdem noch mit einer unmöglichen geographischen Voraussetzung: er läßt die Beobachtung der Gestirne am Pol vor sich gehen. Dabei ist die (geologisch zulässige) Voraussetzung seiner Ableitung der nordischen Rasse aus Grönland, daß in der Eiszeit und zuvor der Pol sich an anderen Punkten der Erde befunden habe als heute. Wo er aber auch gelegen war, am Pol selbst und bis etwa zum 70. Grad kann es niemals dauerndes menschliches Leben gegeben haben. Auch an den nördlichsten Punkten der bewohnbaren Erde gibt es zwar einige Tage im Mittsommer die Mitternachtssonne, aber nicht den sechsmonatigen Tag und noch weniger die zweimonatlange Dämmerung, die Wirth voraussetzt.

Auf unbewiesene astralmythologische Voraussetzungen gründet sich auch Wirths Chronologie der Urzeit. Er glaubt in den Schriftzeichen ein Elch-, ein Stier- und ein Widder-Zeitalter unterscheiden zu können. Ob die Teilung standhält, bedarf noch sehr der Nachprüfung, aber gesetzt einmal, die Erkenntnis wäre richtig, so ist es doch ungeheuerlich, diese Zeitalter ohne weitere Begründung mit der Präzession des Wintersonnwendpunktes in der Ekliptik in Verbindung zu setzen. Eine Gestirnbewegung, die in 70 Jahren nur einen Grad beträgt, das ist die zweifache Breite des Vollmondes, kann der einzelne Mensch im Laufe seines Lebens ohne genaue Instrumente schwerlich feststellen, besonders da der Sonnwendpunkt nicht selbst beobachtet werden, sondern nur aus den von der Sonne nicht mehr überstrahlten Nachbargestirnen erschlossen werden kann. Die Entdeckung der Präzession setzt genaue astronomische Beobachtung voraus, die durch viele Generationen fortgeführt ist, und die die Sternbilder der Ekliptik ganz genau nach ihren einzelnen Sternen abgegrenzt hat. Denn der Gedanke, daß der Urgroßvater einen Fixstern zu dem Nachbarsternbild gerechnet habe, liegt doch näher als der an eine säkulare Verschiebung der Jahreszeiten.

Um seine These zu beweisen, müßte Wirth unabhängig von der astralen Annahme glaubhaft machen: erstens, daß die Zeichen des Uralphabets in

einer bestimmten, noch heute feststellbaren Folge geordnet waren, zweitens, daß sie in dieser Reihenfolge den Sternbildern der Ekliptik zugeordnet waren, drittens, daß zu verschiedenen Zeiten verschiedene Zeichen der Wintersonnenwende zugeteilt waren. Ob diese Beweisführung möglich wäre, kann nur der beurteilen, der das unveröffentlichte Material des Verfassers kennt. In dem bisher veröffentlichten Teile stützt nur eine Hypothese die andere. Ein Teil des Beweises wird zwar S. 577 (mit Texttafel IX) versucht, indem in der Tabelle die späteren Ekliptikzeichen aus den alten Schriftzeichen abgeleitet werden: aber leider stimmt die überlieferte Reihenfolge der Runen, auf die an anderen Stellen Bezug genommen wird, nun nicht mit der Folge der Tierkreiszeichen.

Noch schlimmer als die Einseitigkeit in der mythologischen Deutung ist ein anderer Fehler des Buches, der einen großen Teil der Untersuchungen entwertet: Wirth hat sich das Wesen der Sprache nicht klar gemacht und behandelt die Ursprache, auf die er sich beständig beziehen muß, als wäre sie ein künstlich zurechtgemachtes Esperanto. Drei Behauptungen mögen genügen. Nach Wirth entspricht die Vokalfolge a e i o u den fünf Vierteljahrespunkten von einer Wintersonnwende bis zur nächsten (S. 145): der Umlaut sei bedingt dadurch, daß die Worte in den verschiedenen Jahreszeiten verschiedene Vokale annähmen. S. 227 erklärt er, daß nach einem kultischen Lautgesetz die Tenuis vor der Wintersonnenwende sich nach dieser in die Aspirata verwandle. S. 174 hören wir, daß sich in der Ursprache die Laute k und m gegenseitig vertreten könnten, weil die Zeichen dafür (nahezu) dasselbe Bild bedeuten. Ich führe diese Mißgriffe nicht an, um vom Lesen des Buches abzuschrecken. Wenn der Verfasser aber bemerkt, daß sich ihm die Theorie des Lautwandels als unhaltbar erwiesen hätte (S. 93), so muß er dieses Wort auf seine eigene Ansicht anwenden lassen.

Wirth teilt jedes Wort in Silben von einem Konsonanten und einem Vokal und behauptet, daß dieses die Stammworte der Ursprache seien. Da er nun die Vokale sich vertreten läßt, und ebenso gewisse Konsonanten, so ist es ein einfaches Rechenexempel, daß er nur etwa ein Dutzend Urworte braucht, um alle Worte daraus zusammensetzen zu können. Und es ist weiter klar, daß für jede dieser Silben aus irgendeiner Sprache sich ein religiöser Sinn ermitteln läßt. Wobei es dem Verfasser nichts ausmacht, ob er auf eine indogermanische, semitische, indianische Sprache, auf Sumerisch oder Finnisch greifen muß.

Es ist nun ganz klar, daß sich jedes Wort lautlich ebenso aus diesen Ur„stämmen" zusammensetzen läßt wie aus den Buchstaben unseres Alphabets. Aber es ist ebenso möglich, durch irgendeine Assoziation von den allgemeinen Urworten zu der gewünschten Bedeutung zu kommen, wenn es genügt, etwa über „die Quelle, aus der alles geflossen ist", von „Mutter" zum „Wasser" zu gelangen (S. 115f.). Wilde Zusammenstellungen von Worten aller Sprachen, die Konsonanten derselben Lautgruppen enthalten, und zwischen denen auf dieselbe Weise irgendein Sinn vermittelt wird, füllen viele Seiten des Buches. S. 472 z. B. (um irgendeine Stelle heraus-

zugreifen) werden „sechs", sexus, saxum, secare zusammengestellt (sexus als „die beiden Hälften", saxum mit Hinweis auf die Steinmesser der Urzeit). — Es ist wirklich nicht erlaubt, diese Arbeitsmethode ernsthaft zu widerlegen. Gerade wenn die Ursprache, wie Wirth einmal sagt, aus dem höchsten, dem religiösen Erlebnis entstammte, so würde sie gestammelt sein, den unwillkürlichen Zusammenhängen von Organ und Empfindung gemäß, und nicht erdacht mit Hinblick auf konstruierte Himmelsrichtungen und Schriftzeichen.

Derselbe hochmütige Dilettantismus, der bei der Behandlung der sprachlichen Fragen zum Vorschein kommt, zeigt sich in der Ausdeutung mancher Sagen. Kritiklos werden Sagen in Geschichte umgesetzt. Ich habe mir zwei solche Stellen angemerkt aus meinem engeren Arbeitsgebiet. Diodor hat in seinem Atlantisbericht irgendein Kompendium der griechischen Sagen ausgeschrieben, das nach der Auffassung der hellenistischen Halbbildung die alten Götter in Könige der Urzeit verwandelte. Aus diesem Absud greift Wirth den Namen Uranos (Himmel) heraus, welches Wort er mit deutsch Urahne in seiner kindischen Etymologie zusammenhängen läßt — und sieht nun darin eine uralte Überlieferung (S. 111). — S. 119 setzt Wirth für die Verbindung der griechischen Kultstätten mit den Hyperboräern einen Seeweg an, obwohl die Griechen nur von einer Überbringung von Gaben zu Lande berichten. Durch eine solche Willkür in der Behandlung der Überlieferung wird natürlich alles verdächtig, was der Verfasser aus anderen Gebieten anführt, über die der Leser nicht Bescheid weiß.

Was nun aber die Hauptsache der Untersuchung, nämlich die alten Schriftzeichen, betrifft, so ist hier infolge eines Mangels der Darstellungsweise nicht ins klare zu kommen. Der Verfasser hat die Angewohnheit, in einer Ausführung jeden Nebengedanken, der ihm aufsteigt, mindestens in der Form niederzuschreiben, daß er auf dessen Ausführung in einem anderen Teil des Buches verweist. Stellenweise sind ein Viertel des Textes solche Verweisungen. Dabei wird aber die These, die an jener Stelle bewiesen werden soll, bereits ausdrücklich formuliert. Ich hatte durch dieses beständige Abspringen vom eigentlichen Gegenstand der Untersuchung zeitweise den Eindruck von Gedankenflucht. Infolge dieser Abschweifungen hört man die Ansichten des Verfassers über dieses oder jenes Zeichen, seinen lautlichen und seinen Symbolwert nicht einmal, sondern zwanzigmal, lange ehe man erfährt, welche Überlieferungen über den Wert dieses Zeichens vorhanden sind. Und diese Überlieferungen sind ebenfalls nicht an irgendeiner Stelle des Buches beisammen, sondern so über dasselbe verstreut, daß man es in seine einzelnen Absätze zerschneiden und erst systematisch neuordnen müßte, um einen Überblick gewinnen zu können, was denn an den Aufstellungen des Verfassers bezeugt, was erschlossen, was nur Hypothese ist.

Vielleicht gelingt es dem Verfasser im zweiten Bande, dies Bedenken zu heben, wenn er sich entschließt, sich in der Darstellung der von ihm so verachteten „rationalistischen" Wissenschaft ein wenig anzugleichen. Einstweilen mag ein unkritischer Leser durch die immer wiederholten Behaup-

tungen zu den Ansichten Wirths überredet werden, mag auch aus zerstreuten Stellen des Buches für diese oder jene ein wirklicher Beweis zusammengefügt werden können: der wissenschaftliche Betrachter kann sich des Eindruckes nicht erwehren, daß, was nicht klar dargestellt werden kann, dem Verfasser selbst noch nicht hinreichend klar vor Augen steht.

Trotz alles anerkennenswerten Sammeleifers, mit welchem der Verfasser das Material zusammengesucht hat, und trotzdem er für die Grundeinsicht, von welcher er ausging, wahrscheinlich den Beweis in Händen hat — ich meine für die Kontinuität der Schreibekunst über zehntausend Jahre, vom Magdalénien bis zu den Runenschriften —, kann ich das Werk im einzelnen nur als verunglückt bezeichnen. Wir werden allerdings unsere Vorstellungen über die Entwicklung der Schrift in manchem berichtigen müssen, und die Anregung hierzu bleibt das ungeschmälerte Verdienst des Verfassers. Aber zu wissenschaftlicher Durchdringung seines Stoffes reichten seine Fähigkeiten nicht aus. Es ist ein trauriges Zeichen, wie barbarisch bescheiden die Ansprüche an wissenschaftliche Strenge und Klarheit der Darstellung geworden sind, daß dies Buch trotz oder vielleicht richtiger wegen seiner Fehler mit solchem Enthusiasmus aufgenommen worden ist.

LITERATURBERICHTE.

FRÜHGERMANENTUM I.

I.

Andreas Heusler hat einmal den Satz geprägt: „Wir Deutsche haben von allen Germanen am meisten übrig für das Germanentum; für die Zugehörigkeit zur großen germanischen Familie.“[1]) Gerade in den letzten Jahrzehnten beobachten wir eine wachsende Anteilnahme immer weiterer Kreise an der Frühgeschichte unseres Volkstums. Bücher und Zeitschriften, die den „germanischen“ oder den „nordischen“ Menschen in den Mittelpunkt ihrer Betrachtung stellen, erscheinen zahlreich und finden ihre Leser. Die Ausführungen über das Wesen des nordischen Menschen, über den alten Germanen und seine Kultur, sind freilich in vielen Fällen mehr von dem Wunschbild der Verfasser als von Quellenkenntnis bestimmt. Die Mehrzahl derer, die sich diesen Fragen widmen, sind Außenseiter und Liebhaber und holen sich ihr Wissen aus zweiter und dritter Hand. So darf es nicht wundern, wenn die heillosesten und phantastischsten Anschauungen über germanische Kultur und Sitte, Religion und Schrift Verbreitung und vielfach kritiklose Annahme finden.

Wer den ganzen Umfang altgermanischer Kultur zu seinem Forschungsgebiet gemacht hat, wird daher mit geteilten Gefühlen diese Äußerungen erwachenden Vorzeitinteresses verfolgen. Der uferlose Dilettantismus, der auf diesem Gebiete besonders gläubige Nachbeter findet, bringt manchen dazu, der ganzen Bewegung den Rücken zu kehren und sich in die Stille der Gelehrtenstube zurückzuziehen.

Wir dürfen uns aber nicht verhehlen, daß im Grunde diese neuerwachte Anteilnahme an deutscher Vorzeit eine gesunde und aus echtem Volkstum erwachende Bewegung ist. Schon einmal in einer Zeit der Erniedrigung hat das deutsche Volk den Weg in seine Vorzeit gefunden. „Unser germanisches Bewußtsein ist hundert Jahre alt; eine Schöpfung der deutschen Altertumswissenschaft.“[2]) Die Jahrzehnte äußerer Machtentfaltung haben den Weg wieder vergessen lassen. Heute, wo Deutschland wie damals erniedrigt ist,

[1]) Von germanischer und deutscher Art = Zeitschrift für Deutschkunde 39 (1925), 746. [2]) Heusler a. a. O.

erwacht aufs neue das Streben, sich im Zurückgehen auf die Urkräfte unseres Volkstums neuen Mut, neuen Stolz und neue Kraft zur Überwindung heutigen Elends zu holen.

Daher sollte auch die Wissenschaft sich nicht auf sich selbst zurückziehen, sondern, wie es einige Forscher heute bereits tun, sich bemühen, weiteren Kreisen das zu bieten, wonach sie suchen: aus bestem Wissen gegebene Kenntnis von der Frühzeit unseres Volkstums. Auch die wissenschaftliche Anschauung, die sich später als falsch erweisen sollte, ist mehr wert als die Träume des Liebhabers.

Man wird es aus dem Gesagten verstehen, wenn auf den folgenden Seiten auch einige Schriften besprochen werden, die nicht im strengen Sinne wissenschaftlich genannt werden können.

2.

Was wir aus den Federn antiker Schriftsteller über die germanische Frühzeit wissen, ist zwar bedeutend mehr, als was über Kelten oder Slawen erhalten ist. Trotzdem reicht es, auch wenn wir das, was der deutsche Boden an Quellen und Denkmälern bietet, hinzunehmen, nicht aus, um ein farbiges Bild altgermanischer Kultur erstehen zu lassen.

Unvergleichlich reicher fließt das Schrifttum der skandinavischen Länder, das vor allem Island bewahrt hat. Die alte Streitfrage aber ist: wie weit darf man die nordischen Zeugnisse zur Gestaltung des Bildes altgermanischer Kultur hinzuziehen? Die Begründer der Germanistik haben die nordischen Quellen in reichem Maße benutzt. Spätere Geschlechter haben die Verschiedenheit deutscher und nordischer Zustände um so schärfer hervorgehoben. Manche Übertreibungen, vor allem auf mythologischem Gebiet, hatten den Norden in Verruf gebracht. Man betonte, daß es sich hier um nordische Sonderentwicklung handle, von der wir nicht auf frühgermanische Zustände schließen dürften.

Einigkeit ist in dieser Frage auch heute nicht erzielt. Daß in gewissem Maße im Norden eine eigene Entwicklung vorliegt, wird von keiner Seite bestritten. An kritiklose Gleichsetzung nordischer mit allgemein-germanischen Verhältnissen denkt heute niemand im Ernst. Der Streit geht darum, wie weit der Norden bei dem Entwurf eines Bildes der gemeingermanischen Kultur herangezogen werden darf.

Helmut de Boor hat in seiner Leipziger Antrittsvorlesung[1]) die Berechtigung bestritten, von gemeingermanischer Kultur zu sprechen. Wir sind nicht in der Lage, allen germanischen

[1]) Gemeingermanische Kultur = Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung 3 (1927), 284—300.

Völkern gleicherweise gemeinsame Kulturgüter nachzuweisen. Keine Gottheit ist bei allen Germanen gleichermaßen verehrt worden; Kultbild und Tempel sind nur für Teile Germaniens nachweisbar. Anderes, was als Kennzeichen gemeingermanischer Kultur angeführt wird, etwa die sippenmäßige Geschlechtsgliederung mit allen aus ihr folgenden Erscheinungen (Blutrache!), ist nichts eigentümlich Germanisches. „Der uns bekannte Zustand des Nordens ist das letzte Entwicklungsstadium des spezifisch nordischen Heidentums, das Resultat sehr komplizierter Schiebungen, Schichtungen und Wandlungen." „Die ‚gemeingermanische Kultur' ist kein Faktum, sondern eine nie verwirklichte Idee, nicht ein Anfang, sondern ein nie erreichtes Ziel."

De Boor hat mit den meisten seiner Feststellungen recht. Wie heute im deutschen Leben, so ist im altgermanischen die Verschiedenheit der Stämme vor allem in ihrem äußeren Kulturbesitz groß. Eine völlig einheitliche Sprache für das ganze germanische Gebiet hat es nie gegeben. Das hindert aber nicht, daß die Menschen in ihrem Wesen von einem Schlage sind. Eine Kultur, die aus einem einheitlichen Geist geboren ist, kann sich wohl nach Ort und Zeit in verschiedenen Spielarten zeigen, sie bleibt dabei doch einheitlich.

Diesen Standpunkt vertreten Andreas Heusler[1]) und Gustav Neckel.[2]) Die Formen äußerer Kultur unterliegen vielfachen örtlichen und stammlichen Änderungen, aber der Geist dieser Zeit ist in allen Gebieten der gleiche. Heusler weist dies an der germanischen Heldensage nach, die „eine breitere, gemeingermanische Grundlage gewährt". Neckel betont, daß die lebhafte Verschiebung der Bevölkerung während der Völkerwanderungszeit der Ausbildung von Stammes- und Landschaftseigentümlichkeiten entgegenwirkte. „Die einzelnen glichen einander sehr, wie im Rassetypus . . ., so auch in äußeren Verhältnissen und innerer Verfassung." Man wird also wohl von gemeingermanischer Art und Kultur sprechen dürfen, von „Gesinnungseinheit — oder Einheitlichkeit des Lebensgefühls", wie Neckel es ausdrückt.

Auch Hans Naumann[3]) steht auf dem gleichen Standpunkt: „Die nordische Sphäre repräsentiert uns in tausend Beziehungen die ältere südgermanische . . . Ihr Eigenwert ist gering gegenüber dem Umstand, daß sie Echo und Spiegelbild dessen ist, was sich ein paar Jahrhunderte zuvor bei den Südgermanen vollzog."

---

[1]) Von germanischer und deutscher Art = Zeitschrift für Deutschkunde 39 (1925), 746—754.

[2]) Die gemeingermanische Zeit = Zeitschrift für Deutschkunde 39 (1925), 1—20, 91—110.

[3]) Die neue Perspektive = Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte und Geisteswissenschaft 3 (1925), 642—657.

Anläßlich des Islandjubiläums im vorigen Jahre hat Gustav Neckel[1]) noch einmal die Bedeutung des Nordens für die Erforschung der gemeingermanischen Kultur hervorgehoben. Nordisches und Südgermanisches muß auf allen Gebieten der Kultur und Geschichte als Gemeingermanisches zusammengesehen werden.

Die wichtigste Quelle für die Erkenntnis nordischen Lebens in allen seinen Äußerungen ist die altisländische Familiensaga.[2]) Während die Isländer den geschichtlichen Charakter dieser Literatur betonen, haben Gelehrte anderer Völker das Künstlerische in den Vordergrund gestellt und starke Bedenken an der geschichtlichen Treue geäußert. Knut Liestøl[3]) untersucht eingehend Entstehung und geschichtlichen Wert der isländischen Familiensaga. Gerade auf Island waren die Bedingungen für die Schaffung einer umfangreichen mündlichen Familienüberlieferung besonders günstig; gleichzeitig war hier die Nachprüfung besonders scharf, so daß wir die geschichtliche Treue dieser Berichte hoch anschlagen müssen. Die wortgetreue mündliche Überlieferung auch solch umfangreicher Gebilde wie der größeren Familiensagas ist durchaus möglich, wie Beispiele aus anderen Zeiten und Völkern zeigen. Der Schluß, zu dem Liestøl kommt, ist, daß die isländische Familiensaga Geschichte sein will und, nach mittelalterlicher Auffassung, auch Geschichte ist. Für die Beurteilung der historischen Zuverlässigkeit ist leitender Grundsatz, daß, wenigstens in den älteren Sagas, alles, was nicht durch bessere Zeugnisse widerlegt wird, von vornherein als wahr zu gelten hat.

3.

Neben der Saga steht als zweite wichtige und meist viel bekanntere Urkunde nordischen Lebens die eddische Dichtung. Hauptsächlich auf ihrer Grundlage hat man anfangs das Bild errichtet, das man sich von dem Glauben, von den religiösen Vorstellungen der Germanen machte. Man suchte die eddische Mythologie nach dem Vorbild der antiken in ein System zu bringen — einen Vorläufer hatte man dabei in dem isländischen Geschichtsschreiber, Dichter und Staatsmann des 13. Jahrh. Snorri Sturluson —

---

[1]) Der Wert der isländischen Literatur besonders für die Erkenntnis germanischer Frühzeit = Deutsche Islandforschung 1930, hrsg. von W. H. Vogt und H. Spethmann, Breslau 1930, Ferdinand Hirt, Bd. 1, S. 1—62.

[2]) Sie liegt jetzt in deutscher Übersetzung vollständig in der Sammlung „Thule" (Jena, Eugen Diederichs) vor.

[3]) Upphavet til den islendske ættesaga. Oslo 1929, H. Aschehoug & Co. = Instituttet for sammenlignende Kulturforskning. Serie A: Xa. — Auch englisch: The Origin of the Icelandic Family Sagas. Ebda 1930.

und glaubte, damit die religiöse Vorstellungswelt der alten Germanen gefunden zu haben.

Aber bereits seit Jahrzehnten hat man erkannt, daß die eddische mythologische Dichtung zu einem großen Teil Dichtung ist und daß, soweit sie wirkliches religiöses Glaubensgut enthält, dieses zeitlich und örtlich begrenzte Geltung gehabt hat.[1]) Friedrich Ranke hat in einem Aufsatz[2]) einen Überblick über den Inhalt der eddischen Liedersammlung und den heutigen Stand der Forschung gegeben und in klarer Weise die verschieden alten Schichten der eddischen Dichtung voneinander geschieden.

In Folge dieser kritischen Einstellung der Edda als Zeugnis germanischer Religion gegenüber wendet man den außer ihr vorliegenden Quellen, vor allem der nordischen Saga, größere Beachtung zu. Aber auch die Nachrichten, die wir auf deutschem Boden und aus dem fränkischen Reichsgebiet über germanischen Glauben besitzen, sind in letzter Zeit mehrfach kritisch untersucht worden. Wilhelm Boudriot[3]) hat die amtlichen Äußerungen der Kirche über das germanische Heidentum bis zum Dekret Burchards von Worms († 1025) auf ihren Quellenwert geprüft. Ein großer — man kann wohl sagen: der größte — Teil dieser Äußerungen kirchlicher Literatur bezieht sich nicht auf germanisches, sondern auf südgallisches und römisches Heidentum. Sie gehen — vielleicht nicht in dem Umfang, wie Boudriot annimmt — auf die Predigten des südgallischen Bekämpfers des Volksaberglaubens Caesarius von Arles zurück. Leider stützt der Verfasser sich dabei nicht auf eine kritische Sichtung der ungeheuren Masse der dem Caesarius zugeschriebenen Predigten. Gegen Boudriots Arbeit ist der zutreffende Einwand erhoben worden, daß aus der Übernahme einer Schilderung heidnischer Gebräuche aus einer fremden Quelle noch nicht darauf geschlossen werden darf, daß diese Gebräuche an dem betreffenden Orte nicht geherrscht hätten. Vielmehr kann die Übernahme gerade darum erfolgen, weil man die in der Fremde gegeißelten Mißstände auch daheim vorfand. Aber ein großer Teil der Fälle Boudriots liegt viel zu klar, als daß wir diesen Einwand gelten lassen könnten. Und wenn wir eine weitere Verbreitung dieser abergläubischen Vorstellungen und Bräuche auch auf germanischem Gebiet annehmen wollen, so geben wir da-

[1]) Hierüber neuestens Helmut de Boor, Die religiöse Sprache der Völuspa und verwandter Denkmäler = Deutsche Islandforschung 1930, 1. Bd., hrsg. von W. H. Vogt, Breslau 1930, F. Hirt, 68—142.

[2]) Die Edda und wir = Auslandsstudien, 3: Die nordischen Länder und Völker, Königsberg/Pr. 1928, Gräfe & Unzer, 43—80.

[3]) Die altgermanische Religion in der amtlichen kirchlichen Literatur des Abendlandes vom 5. bis 11. Jahrh. Bonn 1928, Ludwig Röhrscheid = Untersuchunen zur allgemeinen Religionsgeschichte 2.

mit nur zu, daß der spätrömisch-hellenistische Synkretismus auch unter den Germanen der Gebiete, die mit der römischen Kultur in engere Berührung gekommen waren, Verbreitung gefunden hatte — eine bekannte Tatsache, die niemand bestreitet. Man wird manches, was Boudriot auf Grund jüngeren Volksglaubens als altgermanisch anerkennt, anders beurteilen. Heutige oder mittelalterliche Volksbräuche müssen, wenn sie sich nicht einwandfrei in frühgermanische Zeit zurückführen lassen, als Hilfsmittel der Kritik ausscheiden, denn in ihnen kann Spätantikes genau so gut fortleben wie Altgermanisches. Daneben ist zu beachten, daß es wie zu allen Zeiten auch im germanischen Heidentum Aberglauben gegeben hat.

Herbert Achterberg[1]) kommt in einer Untersuchung über die Auffassung heidnischer Glaubensgestalten durch die christlichen Bekehrer zu einem ähnlichen Ergebnis: der Wert der Quellen aus christlicher Feder für die Erkenntnis germanischer Religion ist im Verhältnis zu ihrer Menge äußerst gering. Der Missionar ist dem Heidentum gegenüber feindlich eingestellt. Die heidnischen Gottheiten, für ihn durchweg Realitäten, hält er samt und sonders für unholde, dämonische Geister — für Teufel. Diese allgemeine Diabolisierung nimmt uns die Möglichkeit, individuellere Züge einzelner heidnischer Gottesvorstellungen festzustellen. „Die Christen bezeugten kein religionsgeschichtliches Interesse an den einzelnen Differenzierungen der Glaubensgestalten und Glaubensmächte.“ Achterberg bekämpft die weitverbreitete Anschauung, die Kirche habe bewußt heidnische Götter in christliche Heilige umgedeutet. Hier hat Übertragung durch den Volksglauben stattgefunden, die die Kirche später aus taktischen Gründen geduldet hat. An der Fragestellung Achterbergs liegt es — er fragt nur nach der Auffassung heidnischer Glaubensgestalten, also persönlich gedachter Gottheiten, im Christentum, nicht allgemein nach dem Weiterleben heidnischen Glaubens —, daß die Ergebnisse seiner Arbeit verhältnismäßig dürftig sind und nicht zum Kern des Problems vordringen. Vorläufig warten wir noch auf das Werk, das uns die Auseinandersetzung germanischen religiösen Denkens und Lebens mit dem Christentum darstellt. Einen Anfang macht das weiter unten zu nennende Buch Bernhard Kummers.

Es bleibt noch manches zu tun, ehe wir überall klar sehen. Das Endergebnis dürfte sein, daß die Quellen zur germanischen Religionsgeschichte aus christlicher Feder von deutschem Boden mit äußerster Kritik aufgenommen werden müssen. Einmal, weil sie

[1]) Interpretatio Christiana. Verkleidete Glaubensgestalten der Germanen auf deutschem Boden. Leipzig 1930, Hermann Eichblatt = Form und Geist. Arbeiten zur germanischen Philologie, hrsg. von Lutz Mackensen. Bd. 19.

aus Werken übernommen sein können, die sich auf Verhältnisse in nichtgermanischen Gebieten beziehen und auf germanischem Volksboden jeder Grundlage entbehren; zweitens, weil auch da, wo tatsächlich auf deutschem Boden solcher Glaube vorliegt, dieser sehr leicht aus dem spätantiken Synkretismus stammen kann und uns damit über germanische Religion nichts gesagt ist. Man muß auch beachten, was in den nordischen Bekehrerberichten besonders deutlich zutage tritt, daß diese Berichte vom Geiste der Feindschaft durchdrungen sind, von dem Bestreben, den Gegner möglichst dumm und schlecht erscheinen zu lassen. Den „edlen Heiden" kennt erst das hohe Mittelalter.

Eine kurze Zusammenstellung der weitverstreuten Quellen in griechischer und lateinischer Sprache bis einschließlich Saxo hat Carl Clemen herausgegeben.[1]) Die Zwecke der Reihe, in der sie erschienen ist, haben verursacht, daß die Zitate bisweilen sehr knapp geraten sind und man ihren Sinn nur an Hand der Originaltexte feststellen kann. Ob Saxo als Quelle germanischer Religionsgeschichte solch weitgehende Beachtung verdient, erscheint fraglich.

Weitgehende Beachtung haben im letzten Jahrzehnt die Versuche gefunden, umfangreiche Komplexe vor allem der nordischen Weiterbildung der altgermanischen Religion und Mythologie, die bislang für echtgermanisch gehalten wurden, dem Einfluß des Hellenismus und des Orients zuzuschreiben. Das meiste ruht vorläufig aber auf schwankendem Boden und wird daher von der Mehrzahl der Forscher abgelehnt. Der norwegische Philologe Sophus Bugge ist einer der ersten gewesen, der in der altgermanischen Religion und Mythologie fremde Einflüsse, sowohl von seiten des Christentums wie der Antike, nachzuweisen suchte. Gustav Neckels Buch über Balder[2]) hat starke weitere Anregungen gegeben. An Neckel anschließend, allmählich in immer schärferem persönlichem Gegensatz zu ihm, hat Franz Rolf Schröder sich dann zum Hauptvertreter der hellenistisch-orientalischen Richtung gemacht.

In dem älteren Buche über „Germanentum und Hellenismus"[3]) hat er den Nachweis versucht, daß zusammen mit der Schrift auch Alphabetzauber und Zahlenmystik von den Germanen aus der Antike übernommen worden seien. Kosmische Vorstellungen weisen auf den „Zusammenhang zwischen den nordischen Vor-

[1]) Fontes historiae religionis Germanicae. Collegit Carolus Clemen. Berlin 1928, Walter de Gruyter & Co. = Fontes historiae religionum 3.

[2]) Die Überlieferungen vom Gotte Balder. Dortmund 1920, Ruhfus.

[3]) Germanentum und Hellenismus. Untersuchungen zur germanischen Religionsgeschichte. Heidelberg 1924, C. Winter = Germanische Bibliothek 2, 17.

stellungen und der hellenistischen Astralreligion" hin. Schwerlich haltbare Ausführungen über Phalluskult und sakrale Prostitution im Norden sowie andere Zeugnisse alter Vegetationskulte leiten über zu dem wertvollsten Teil des Buches, einer Untersuchung des Baldermythus. An Neckel anknüpfend, kommt Schröder zur Unterscheidung zweier zeitlich getrennter Schichten der Baldervorstellungen: einer „germanischen", die aber letzten Endes auch auf vorderasiatische Fruchtbarkeitskulte zurückgeht, und einer jüngeren hellenistischen. Die Schöpfung der neuen Baldergestalt ist das Werk eines germanischen Priesters, der, „aufs tiefste ergriffen von dem neuen Glauben" an den Erlösergott, Altes und Neues in Balder verschmolz.

In den „Altgermanischen Kulturproblemen"[1]) setzt Franz Rolf Schröder diese Untersuchungen fort. Ausgehend von dem Grundsatz, daß bei Parallelerscheinungen bei verschiedenen Völkern in erster Linie Entlehnung anzunehmen sei, weist er unter Berufung auf Dopsch auf die vielfachen Berührungen der Germanen mit der antiken Kulturwelt hin. Als Gebiet der Verschmelzung von Iranismus und Hellenismus mit dem Germanentum erscheint wie bereits in dem ersten Buch das südrussische Gotenreich. Der durch die neuen Forschungen über die Herkunft der Runen in den Vordergrund geschobenen Theorie von einer westlichen Kulturvermittlung stimmt Schröder auch zu und tritt für die Annahme keltischer Mitwirkung an der Entstehung der Runenschrift ein. Denn wie der keltische Ogmios hat im Norden Odin als Erfinder der Runen gegolten, „wenn es auch nirgends ganz unzweideutig gesagt wird". Die Kenntnis der Runen ist „in Verbindung mit dem Wodankult vom unteren Rhein aus nach dem Norden getragen worden".

Die „Annahme einer hellenistischen Schicht in den religiösen Vorstellungen der Germanen" hält Schröder für „nunmehr völlig gesichert". Die Übernahme gnostischer Ideen durch die Germanen beweist etwa die Zahl der 432000 (nach Schröders Rechnung) Einherjar, die „die Regenten der einzelnen Jahre eines Aions von 432000 Jahren sind". Die Übernahme der siebentägigen Planetenwoche ist „ein sicheres Zeugnis für die starken Umwälzungen, die der Gestirnkult auch bei den Germanen in der religiösen Vorstellungswelt hervorgerufen hat", und zwar unter Mitwirkung des Mithraskultes, der in Schröders Beweisführung eine besonders wichtige Rolle spielt. Spuren alter Heimdallhymnen werden aufgedeckt, die „als Nachahmung eines iranischen Mithrashymnus anzusehen" sind. Heimdalls Gestalt erklärt sich „in ihren wesent-

[1]) Altgermanische Kulturprobleme. Berlin 1929, Walter de Gruyter & Co. = Trübners Philologische Bibliothek, Bd. 11.

lichsten Zügen als eine Germanisierung des persischen Mithras und verwandter iranischer Vorstellungen". Ein Vergleich der nordischen Schöpfungsgeschichte mit der iranischen zeigt neben mittelalterlich-christlichen mannigfache iranische Einwirkungen. Das Ergebnis des Buches ist, daß ,,schon die altgermanische Zeit auf den verschiedensten Gebieten des kulturellen und geistigen Lebens entscheidende Einwirkungen vom Orient und von der Antike empfangen hat".

Zu überzeugen vermag Schröder mit seinen Untersuchungen nicht; sie bleiben Deutungsversuche, mit umfangreicher Belesenheit aus einer Unmenge von Schriften über die Wechselwirkungen zwischen Germanen, Kelten, Römern, Griechen und Iraniern zurechtgelegt. Die Kritik hat sich darum seinen Ausführungen gegenüber meist zurückhaltend, teilweise scharf ablehnend verhalten.

Doch hat der von Schröder eingeschlagene Weg weitere Arbeiten angeregt. Er selbst hat vor kurzem seine Untersuchungen in der von ihm herausgegebenen ,,Germanisch-Romanischen Monatsschrift" weitergeführt.[1])

Einen großen Teil der Schröderschen Aufstellungen macht sich Heinrich Hempel zu eigen.[2]) Er geht von der anfechtbaren These aus: ,,Wie . . . religiöse Bildtypen vom hellenistischen Osten zu den Germanen wandern . . . sind in weitem Umfange auch religiöse Vorstellungen und Kultbräuche gewandert."

Als Vermittler erscheinen pontische Goten und deutsche Stämme. Am ausführlichsten behandelt auch Hempel den Baldermythus. Dieser gehört in den Kreis der Kulte des sterbenden und wieder auferstandenen Vegetationsgottes, der semitischen Ursprungs ist. Wie Schröder unterscheidet Hempel zwei Schichten der Baldervorstellungen. Es kreuzen sich hier zwei Formeln vom Tode des Vegetationsgottes, die rituelle Opferung und der Zufallsschuß des schlechteren Bruders. Die Aufbahrung Balders mit seiner vor Schmerz gestorbenen Gattin Nanna ist eigentlich das im Adonis- und Tamuzkult übliche kultische Beilager. ,,Nicht eine einheitliche Dichtung ist von Osten nach Westen gewandert, sondern ein Komplex von mehreren einander teilweise widersprechenden mythischen Erzählungen in Begleitung eines Vegetationskultes."

Auch Karl Helm ist von dem Vorhandensein starker fremder Bestandteile in der germanischen Religion überzeugt. Bereits in

---

[1]) Germanische Schöpfungsmythen. Eine vergleichende religionsgeschichtliche Studie = Germanisch-Romanische Monatsschrift 19 (1931), 1—26, 81—99.

[2]) Hellenistisch-orientalisches Lehngut in der germanischen Religion = Germanisch-Romanische Monatsschrift 16 (1928), 185—202.

einem Aufsatz in der Ehrismann-Festschrift[1]) zergliedert er nach dem Grundsatz: „Alle Religionsgeschichte ist zum größten Teil Geschichte der Religionsmischungen“ die germanische Religion. In seiner Marburger Rektoratsrede[2]) behandelt er in grundsätzlichen Ausführungen die Zusammenhänge „der heidnisch-germanischen Vorstellungen mit denen der außergermanischen Welt“. Die germanische Religion weist eine Reihe mit anderen Religionen gleichlaufender Züge auf, die als Folge von Übertragungen bestimmter Ideen von Volk zu Volk zu betrachten sind. Grundsätzlich dürfen nur dort Wanderungen religiöser Vorstellungen angenommen werden, „wo wir an materiellen Dingen . . . Wandlung oder Einflüsse fremder Kulturen festzustellen in der Lage sind“. Man darf sich durch diesen Satz aber nicht dazu verleiten lassen, die Möglichkeit der Wanderung religiöser Vorstellungen überall da als selbstverständlich vorauszusetzen, wo sich Wanderungen materieller Kultur zeigen. Dem Gotentum als Vermittler aller angeblich hellenistischen Einflüsse steht Helm mit Recht skeptisch gegenüber. Man betrachtete das gotische Heidentum „als hellenisiert, weil man es brauchte als Vermittler zwischen der hellenistischen Welt und den angeblich hellenistischen Zügen des nordischen Heidentums“. Die Beeinflussungen gehören in frühere Zeiten. Die erste „große Revolution in der Religion unserer Vorfahren“ ist „die Annahme der Ackerbaukulte“, die zweite „die Indogermanisierung“ — Helm neigt zur Substrattheorie — und erst die dritte die auch von ihm nicht geleugnete Beeinflussung vom Osten im Zeitalter des Hellenismus. Was aber haben die Germanen an Eigenem zu dieser Ausbildung der Religion beigetragen? Besteht es etwa nur in der Verschmelzung all dieser fremden Anregungen?

Die Forschung setzt viel zu unbefangen voraus, daß, wenn Kunsthandwerk, Schrift, Heldenlieder und ähnliches von den Germanen im Südosten nach dem Norden wandert, auch die Religion ebenso weitergegeben wird. Das ist gar nicht so selbstverständlich. Die meisten germanischen Analogien zu östlichen Kulten entstehen erst, wenn man das Material preßt und auf beiden Seiten mit Konjekturen und Hypothesen arbeitet. Von einem Einfluß des Manichäismus auf die Germanen, den Reitzenstein und Schröder angenommen haben, läßt sich, wie Carl Clemen in einem Vortrag gezeigt hat[3]), nichts Positives nachweisen. Clemen bewahrt auch

[1]) Spaltung, Schichtung und Mischung im germanischen Heidentum = Vom Werden des deutschen Geistes, Festgabe Gustav Ehrismann, Berlin, 1925, W. de Gruyter & Co., 1—20.

[2]) Germanisches und außergermanisches Heidentum = Universitätsbund Marburg e. V. Mitteilungen 26 (1929), 29—33.

[3]) Südöstliche Einflüsse auf die nordische Religion? = Zeitschrift für deutsche Philologie 55 (1930), 148—160.

den Hypothesen über die Einwirkung älterer südöstlicher Anschauungen gegenüber eine gesunde Skepsis. „Von einer eigentlichen hellenistischen Schicht in der germanischen Religion darf man mindestens mit Bezug auf den Norden kaum reden."

Eng mit diesen Fragen hängt das vielumstrittene Problem der skandinavischen Felszeichnungen aus der Bronzezeit zusammen. Sie haben durch Oscar Almgren[1]) eine, wie er selbst zugibt, nicht abschließende, aber doch äußerst anregende und vielfach sicher das Richtige treffende Behandlung gefunden. Die vor allem in Schweden verbreiteten Felsbilder sind bisher nach verschiedenen Richtungen gedeutet worden: als Berichte über geschichtliche Ereignisse, als eine Art Bilderschrift oder als freie Erzeugnisse des primitiven Kunsttriebes. Beide Deutungen lehnt Almgren ab und schließt sich der dritten Anschauung an, die die Felsbilder vom Religiösen her, aus Kult und Magie, erklären will. Ein äußerst reichhaltiges Material aus Kunst, Religion, Ritus und Volksbrauch der verschiedensten Völker und Zeiten stellt er vergleichend neben die Felszeichnungen. Ausgehend von einer gründlichen Untersuchung des Kultschiffes kommt er zu dem Ergebnis, daß diese Bilder Wiedergaben ritueller Umzüge sind, wie sie zu den aus dem Orient stammenden Fruchtbarkeitskulten gehören. Die bildliche Festlegung soll die magische Wirkung dieser Kultumzüge zu einer dauernden machen, auch ihren Geltungsbereich erweitern. Da teilweise die gleichen Bilder auch in Gräbern auftreten, entsteht die Frage nach dem Verhältnis von Fruchtbarkeits- und Totenkult, auf deren enge Beziehungen man längst aufmerksam geworden ist, ohne die Prioritätsfrage entscheiden zu können. Almgren neigt dazu, die Felszeichnungen als im allgemeinen Fruchtbarkeitskult stehend zu erklären, leugnet aber nicht völlig die Möglichkeit, daß sie auf das Konto des Totenkults geschrieben werden können. Die Frage steht weiterhin offen, denn der Verfasser betont den vorläufigen Charakter seiner Ausführungen und die Notwendigkeit weiterer Untersuchungen. Der Almgrenschen Deutung dieser rätselhaften Bilder werden wir vorläufig vor anderen den Vorzug geben, auch wenn sie nicht alle Einzelheiten befriedigend zu erklären vermag. Zum mindesten scheint der Beweis erbracht, daß wir in der Bronzezeit mit dem Vordringen einer starken religiösen Welle aus dem Orient nach dem europäischen Norden rechnen müssen, die ursprünglich vorderasiatische, wohl semitische Fruchtbarkeitskulte hierhin verpflanzt. Die Wanderung dieser Fruchtbarkeitsreligion soll im Zusammenhang mit der Übernahme

---

[1]) Hällristningar och kultbruk. Stockholm 1926—27. Französisches Resumé = Kungl. Vitterhets Historie och Antikvitets Akademiens Handlingar 35.

der Ackerbaukultur durch den europäischen Norden erfolgt sein. Auch die Sitte der Leichenverbrennung steht damit im Zusammenhang; sie ist Folge der Angst vor dem Wiedergänger und gleichzeitig Brandopfer. Hypothetisch rekonstruiert Almgren die nordische Bronzealtersreligion. Das eigenwüchsig nordische religiöse Denken kommt dabei aber zu kurz. In jedem Falle verdienen Almgrens Ausführungen größere Beachtung, als sie bisher gefunden haben. Eine wesentliche Aufgabe wäre es, der Auseinandersetzung der Germanen mit diesem fremden religiösen Gut nachzugehen. Auf dem Island der Sagazeit finden wir nur geringe Spuren dieser Kulte.

Im ganzen aber muß man gegenüber all diesen weitausholenden Kombinationen von Nördlichem und Südöstlichem auf eine Forderung Gustav Neckels[1]) hinweisen: „Solange nicht der ganze germanische Bereich nach Vergleichbarem oder Zugehörigem durchforscht ist, darf keine Religionsquelle verworfen, auch keine Religionserscheinung für entlehnt ausgegeben werden, da die außergermanische Synthese immer erst auf die innergermanische folgen kann."

Ein sichereres Gebiet, das uns noch manche wertvolle religionsgeschichtliche Erkenntnis bringen wird, ist die Ortsnamenforschung. Deutschland steht hier gegenüber den skandinavischen Ländern zurück. Die Erforschung der skandinavischen theophoren Ortsnamen führt in Schichten und Zeiten germanischen Gottglaubens, die weit vor denen liegen, die in den literarischen Quellen greifbar werden.

Magnus Olsens Buch[2]) über die norwegischen Ortsnamen ist ein Beitrag zur germanischen Religions-, wie zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Aus dem riesigen Material der fünf Millionen norwegischer Ortsnamen greift er als wichtigste Gruppe die Hofnamen heraus. Der Hofname ist ungeheuer fest, verdrängt oft andere Ortsnamen in seiner Umgebung, etwa die von Flüssen und Bergen. Diese Festigkeit ist ein Zeichen der zentralen Bedeutung des Ackergutes für das frühgermanische Leben. Die Höfe sind ursprünglich Sitze von Großfamilien gewesen, wie sie sich bis heute im östlichen Norwegen erhalten haben. Mit dem Zerfall des Sippenverbandes beginnt die Aufteilung der alten Familienhöfe. In der Umgebung des Haupthofes, der anfangs einfach „der Hof" ist,

[1]) Die altgermanische Religion = Zeitschrift für Deutschkunde 41 (1927), 471.

[2]) Ættegård og Helligdom. Norske stedsnavn sosialt og religionshistorisk belyst. Oslo, 1926, H. Aschehoug & Co. = Instituttet for sammenlignende Kulturforskning. Serie A: IXa. — Farms and Fanes of ancient Norway. The place-names of a country discussed in their bearings on social and religious history. Oslo, H. Aschehoug & Co., 1928 = ebenda Serie A: IX.

entstehen bei der Auflösung der Großfamilie neue Siedlungen, die mit den Namen ihrer Besitzer bezeichnet werden, meist mit dem zweiten Teil -staðir. Als neue Gruppe zweigen sich in späterer, kaum noch heidnischer Zeit die Höfe niedrigerer Leute ab, mit -ruð gebildet. Außer durch Neugründung können neue Höfe neben dem alten Stammgut durch allmähliche Verselbständigung von Teilen entstehen: die land- und setr-Höfe, vielfach ursprünglich von unfreien Dienstleuten bewohnt. Bezeichnungen der alten Familienhöfe werden mit heimr und vin gebildet; ihre Zeit ist die Blütezeit germanischer Helden- und Götterdichtung. Auch sie sind jedoch sekundär im Verhältnis zu den ältesten, meist durch unzusammengesetzte topographische Namen bezeichneten Höfen. Auf diesen alten großen Höfen befanden sich häufig die heidnischen Heiligtümer, an deren Stelle man bei der Bekehrung gern christliche Kirchen errichtete. Dadurch sind die Namen dieser Höfe im Mittelalter vielfach zu Kirchspielsnamen geworden. Die öffentlichen heidnischen Kultorte führen meist mit hof und vangr gebildete Namen, während die älteren, privaten Heiligtümer den vor dem Eindringen des „hof" genannten Tempels (im 7. Jahrh. nach Christus) üblichen Namen hǫrgr tragen. In diesen älteren Heiligtümern haben nach Magnus Olsens Ansicht Priesterinnen einen mehr privaten primitiven Fruchtbarkeitskult, zu Ehren des Frey, getrieben. Diese Gegenüberstellung eines öffentlichen und eines privaten, von Frauen ausgeübten Kultus scheint mir auf allzu kühnen Folgerungen zu beruhen. Unter den heiligen Orten höchsten Ranges, Mittelpunkten in religiöser und politischer Hinsicht, ragen die haugr-Orte hervor, Plätze, an denen sich heidnische Königsgräber befanden. Wie im Leben war der König auch nach seinem Tode Träger des Glückes und damit geistiger Mittelpunkt seines Volkes.

Diesem großzügig gezeichneten Bild altnorwegischer Bauernsiedlung, Gesellschaftsgliederung und Götterverehrung gegenüber sucht Elias Wessén in mehreren kleineren Arbeiten[1]) die Verbreitung des Kultes der einzelnen germanischen Gottheiten in Schweden festzustellen. Neben dem Tempel, Hov genannt, einem südlichen Eindringling spätheidnischer Zeit, ist der alte Name des germanischen Heiligtums in Schweden vi. Als ältestes Götterpaar finden sich in ostschwedischen Ortsnamen die Fruchtbarkeitsgötter Ull und Njord, diese der taciteischen Nerthus entsprechend. Als das Christentum eindringt, hat ihr Kult bereits geendet, denn

---

[1]) Minnen av forntida gudsdyrkan i Mellan-Sveriges ortnamn = Studier i nordisk filologi 14 (1923), 1, 1—24.

Schwedische Ortsnamen und altnordische Mythologie = Acta Philologica Scandinavica 4 (1929—30), 97—115.

keine Kirche ist an den ihrer Verehrung geweihten Stätten errichtet worden, wie das bei den Odensvi und Torsvi gern der Fall war. Auch andere Anzeichen (heilige Äcker) sprechen für das Vorhandensein einer alten Ackerbaureligion im östlichen Schweden. In anderen Gegenden Schwedens hat man diese selben Gottheiten später als Frö und Fröja verehrt, ursprünglich nur ,,der Herr" und ,,die Herrin". Erst später dringt der Kult des Tor und Oden ein. Tor ist in Östergötland anders als in Västergötland und Norwegen deutlicher Fruchtbarkeitsgott, also Nachfolger des Ull und Frey. Oden faßt am frühesten Wurzel in Südschweden; er ist der Gott der Gauten. Auch er wird hier zum Fruchtbarkeitsgott. Ost- und Westschweden, besonders Västergötland, zeigen ein ungleiches religiöses Verhalten. Die nordische Einheit war auch vor der Wikingerzeit nur eine relative. ,,Im Verhältnis zu dem Ortsnamenbefund ist die Eddamythologie jung."

Stellen wir hierzu die Untersuchungen Almgrens über die Religion der Bronzezeit, so tritt deutlich hervor, wie das Gotteserlebnis eines Volkes im Grunde das gleiche bleibt und die Namen der Götter nur etwas Äußerliches sind. Aus fremden Gebieten einwandernde neue Gottesvorstellungen werden der heimischen Art angeglichen. Entlehnungen aus fremden Religionen brauchen den Geist des nordischen Heidentums nicht zu berühren.

Neben den Ergebnissen der Ortsnamenforschung sind die der Archäologie für die Religionswissenschaft von großer Wichtigkeit, für die älteste Zeit ihre einzige Quelle, besonders in Totenkult und -glaube. Gerade hier aber ist auch den verschiedensten Deutungen freies Feld gegeben. Eine den geistigen Gehalt des nordischen Totenglaubens aus den Grabfunden herausarbeitende Darstellung gibt Hans Hahne.[1]) Von vorgeschichtlicher Seite sind seiner Darstellung gegenüber gewisse Bedenken geäußert worden: sie stünde nicht immer auf der Höhe der heutigen Forschung. Man wird manche allzu weitgehenden Schlüsse ablehnen; zum Beispiel wächst, wie so häufig heutzutage, der Begriff des ,,Nordischen" ins Uferlose, noch über den des Indogermanischen hinaus. Auch eine stärkere Zurückhaltung im Werten wäre angebracht. Hahne gibt aber in sehr geschickter Weise ein lebendiges und durch zahlreiche gute Abbildungen unterstütztes Bild von dem mit der Totenverehrung und den Todesvorstellungen zusammenhängenden religiösen Leben der Vorzeitmenschen. Er geht dabei von einer Auffassung des Seelenlebens des nordischen Menschen aus, die ganz mit den späteren Zeugnissen stimmt. Die besondere germanische — ich möchte hier den Ausdruck nordisch, wie Hahne ihn

---

[1]) Totenehre im alten Norden. Jena, 1929, Eugen Diederichs = Deutsche Vorzeit.

braucht, lieber vermeiden, denn nur von den Germanen können wir Sicheres aussagen — Todesauffassung ist das Fehlen von Furcht oder Scheu vor dem Toten. Der Mitlebende wird durch den Tod nichts Schlechtes oder Unheimliches; er bleibt weiter sorgend und glückbringend im Kreise der Lebenden, nur in einem anderen Daseinszustand. Die Entwicklung der Totenbetreuung seit der älteren Steinzeit zeigt, daß sie überall und allezeit ein ganz wesentlicher Teil religiösen Denkens und Tuns der Menschheit ist. „Zweifellos ist nach allen Funden, daß schon in der Urzeit des europäischen Menschen sorgsames, ehrendes Betreuen der Verstorbenen zur Sitte geworden war." Eine vergleichende Betrachtung beobachtet von Anfang an ein Schwanken zwischen Furcht und Liebe dem Toten gegenüber. Dabei sind in allen „nordischen Religionsformen" Lebende und Tote einander nahe. „Deshalb widerstrebt es ihnen auch, den lebenden und den toten Leib grundsätzlich verschieden zu behandeln." Die Vorläufer der Germanen und Indogermanen sind die „Nordmenschen" des Ostseekreises. Mit dem Totenkult gibt Hahne ein Bild der ganzen Kultur bis in die Völkerwanderungszeit, ein Bild auch der geistigen Haltung des Germanentums, denn „die Grabausstattung der Toten verrät die Gesittung und Gesinnung der Begrabenen und der Begrabenden". Fremde Einflüsse tragen die Sitte der Leichenverbrennung nach Norden, die eine gedankliche Trennung von Leib und Seele voraussetzt und zu dem unnordischen Dualismus von Diesseits und Jenseits führt. Die Bronzezeit ist eine Zeit großer religiöser Umwälzungen. Später zieht sich der Norden wieder auf sich selbst zurück in einer „nordischen Renaissance", die auch die Leichenverbrennung wieder fallen läßt. Bis in spätheidnische Zeit hält der Norden auch an seiner geistigen, nicht anthropomorphisierenden Gottesvorstellung fest. Diese hohe geistige Gottesauffassung und der kulturelle Hochstand kennzeichnen die Germanen und ihre nordischen Vorfahren.

Stärker als Hahne erliegt ein anderer Forscher der Gefahr der Einseitigkeit und Überspitzung bei dem gewiß berechtigten Bestreben, den Eigenwert und die beachtliche Höhe germanischer Kultur zu verteidigen. Mit zwiespältigen Gefühlen liest man dieses Buch von Wilhelm Teudt[1]), dessen Erscheinen in bereits zweiter Auflage zeigt, daß man ihm Aufmerksamkeit entgegenbringt. Man hat es hier mit einem Mann zu tun, der mit heißer Liebe und heißem Haß daran arbeitet, das Bild hoher germanischer Kultur, das er vor sich sieht, von gewollten und ungewollten Verunstal-

[1]) Germanische Heiligtümer. Beiträge zur Aufdeckung der Vorgeschichte, ausgehend von den Externsteinen, den Lippequellen und der Teutoburg. Jena [2]1931, Eugen Diederichs.

tungen zu reinigen. Seinem eifrigen Spüren nach altgermanischen Kultstätten sind einige bemerkenswerte Entdeckungen gelungen, die einer durchaus zu wünschenden Nachprüfung durch Vorgeschichtler vom Fach standhalten dürften. Dann aber stößt man auf Sätze, so bar aller wissenschaftlichen Kritik, so voll vorgefaßter Einseitigkeit, daß man versteht, warum diese Forschungen von der zünftigen Wissenschaft bisher fast überall abgelehnt worden sind. Dieses Fehlen einer verständnisvollen Kritik hat Teudt immer mehr in seine Einseitigkeit getrieben. Er müht sich um die Erkenntnis des germanischen „Gemüts“ (wie er sich ausdrückt). Aber es fehlt ihm die kritische historische Schulung und das nötige Maß des Vermögens, sich in den Geist früherer Zeiten einzuleben. Die alten Germanen werden unter seiner Hand fast zu Menschen des 20. Jahrh. Gerade um der Erkenntnis germanischen Wesens willen muß gegen die Arbeitsweise Teudts Einspruch erhoben werden: alle kulturellen Leistungen eines Volkes des Altertums — gleich, ob es sich um Semiten, Römer, Griechen oder Ägypter handelt — billigt er auch den Germanen zu.

Gelungen scheint mir der Nachweis, daß im Gebiet des Osnings und der Lippequellen eine auffallend große Zahl altgermanischer Kultstätten vorhanden gewesen ist. An dem heidnischen Charakter des Externsteinheiligtums wird man kaum zweifeln. Weniger kann ich mich mit Teudts Behauptungen über hochentwickelte astronomische Kenntnisse, über Ortung und heilige Linien befreunden, wenn auch zugegeben sei, daß die eigenartige, nach des Verfassers Ansicht nach im Glauben bedeutungsvollen Sternen orientierte Anlage der sechseckigen Umgrenzung des Gutshofes Oesterholz bisher keine andere Erklärung gefunden hat. Den Hof aber nun gleich zu einer „altgermanischen Gelehrtenschule“ und Pflegstätte der Sternkunde zu machen, geht entschieden zu weit. Möglich ist auch, daß die Germanen bereits vor der Berührung mit den Römern die Kunst des Stein- und Mörtelbaus gekannt haben. Nicht selten freilich baut Teudt auf ganz unzureichenden Voraussetzungen die kühnsten Folgerungen, etwa wenn er den Kohlstädter Turm als Sitz der Veleda erklärt. Völlig einseitig und unwissenschaftlich wird er, sobald er auf die fränkische Eroberung und auf Karl den Großen zu sprechen kommt. In diesem „unmenschlich-erbarmungslosen Eroberer“ sieht er „den Fremdherrscher, den Verderber und den unheilbringenden Störer“ der Entwicklung der germanischen Stämme. Historische Objektivität läßt sich mit der aufrichtigsten Liebe zu Volkstum und Heimat vereinigen.

Zweifel hege ich auch gegenüber den Ergebnissen, zu denen Lily Weiser in ihrer gründlichen Arbeit über Jünglingsweihen

und Männerbünde bei den Germanen kommt.[1]) Eingedenk der großen Bedeutung dieser Einrichtungen bei den sog. Tiefkulturvölkern sucht sie nach Spuren von Initiationsriten bei den Germanen. Hauers ekstatischer Religionsbegriff kann auf die Germanen kaum angewendet werden. Tacitus' Bericht über die Chattenkrieger legt sie nach einer kühnen Konjektur, deren Berechtigung man anzweifeln kann, dahin aus, „daß dieses Volk einen kriegerischen Männerbund mit religiöser Grundlage besaß, der die Jünglings- und Männerweihe und damit die Ausbildung der Jünglinge zu volltauglichen Staatsbürgern übernahm". Im Mittelpunkt der Darstellung stehen die nordischen Berserker. Wenn Lily Weiser in ihnen einen religiösen Männerbund mit festen Einrichtungen sieht, so löst sie die Erscheinung des Berserkertums aus ihrer natürlichen Umgebung. Gerade die Tatsache, daß sich die Berserkerveranlagung in bestimmten Familien vererbt, spricht am deutlichsten gegen die Annahme einer kultischen Organisation. Auch die „nahe innere Verwandtschaft" zwischen Berserker- und Wikingertum, die eine ausführliche Untersuchung der Wikingergesetze zu beweisen sucht, macht das Vorhandensein von Männerbünden als kultischen Einrichtungen nicht wahrscheinlicher. Die volksmäßige Weiterentwicklung der alten Überlieferung soll in neueren Volksbräuchen zutage treten. Das anregende Buch vermag nicht zu überzeugen. Jünglingsweihe und Männerbund als kultische Einrichtungen haben, mindestens in geschichtlicher Zeit, bei den Germanen keine Rolle gespielt.

Eine umfassende und zuverlässige, auf dem heutigen Stande der Forschung fußende Darstellung der germanischen Religionsgeschichte, die in all diesen strittigen Fragen Führer sein könnte, besitzen wir nicht. Bei den stark auseinandergehenden Anschauungen dürfte ein solches Werk heute noch auf schwer zu überwindende Schwierigkeiten stoßen.

Daraus erklärt sich wohl auch, daß dem ersten Bande von Karl Helms Religionsgeschichte[2]) der zweite immer noch nicht gefolgt ist. Der Abriß, den Helm in dem Sammelwerk „Germanische Wiedererstehung" gegeben hat[3]), kann vorläufig als Ersatz für das ganze Werk dienen. Allerdings steht der Verfasser im wesentlichen

---

[1]) Altgermanische Jünglingsweihen und Männerbünde. Ein Beitrag zur deutschen und nordischen Altertums- und Volkskunde. Bühl (Baden) 1927, Konkordia A.-G. = Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft. Hrsg. von Eugen Fehrle. Heft 1.

[2]) Altgermanische Religionsgeschichte 1. Heidelberg 1913, C. Winter = Germanische Bibliothek 1, 5, 2.

[3]) Die Entwicklung der germanischen Religion; ihr Nachleben in und neben dem Christentum = Germanische Wiedererstehung, hrsg. von Hermann Nollau, Heidelberg 1926, C. Winter, 292—422.

auf dem gleichen Standpunkte wie bei der Ausarbeitung des ersten Bandes seiner Religionsgeschichte, die noch in die Zeit vor dem Kriege fällt, und arbeitet stark mit den Gedanken der Spaltung, Schichtung und Mischung innerhalb des germanischen Heidentums[1]). Doch zeichnen sich Helms Arbeiten vor anderen Religionsgeschichten durch ein beträchtlich größeres Maß an Kritik aus.

Auch ein anderes großangelegtes Werk, das der nordgermanischen Religion gewidmet ist, nach Axel Olriks unvollendeter Handschrift von Hans Ellekilde herausgegeben[2]), schien bisher Torso bleiben zu wollen. Jetzt ist aber zu den zwei bereits 1926 erschienenen Heften ein drittes getreten, so daß man mit der Vollendung des Werkes rechnen kann. Als Forscher, die in der Volkskunde zu Hause sind, gehen beide Verfasser von der Überzeugung aus, daß Volksglaube und -sitte der Neuzeit in ihren Grundzügen Erbgut aus den ältesten Zeiten sind, daß diese „niedere Mythologie" auf einem älteren und ursprünglicheren Standpunkte steht als die „höhere Mythologie", von der die eddische Dichtung zeugt, ja daß der heutige Volksglaube bisweilen ursprünglicher und echter ist als die religiösen Vorstellungen, von denen die Grabfunde der Stein- und Bronzezeit reden. Die Benutzung neueren Aberglaubens für religionsgeschichtliche Untersuchungen birgt Gefahren, auf die bereits hingewiesen worden ist.[3]) Man darf im Aberglauben nicht nur gesunkene Religion sehen. Die bisher erschienenen Lieferungen enthalten nach einer Einleitung über Aufgabe, Quellen und Geschichte der Forschung eine nicht bis zur Erfassung des religiösen Erlebnisses vordringende Schilderung der primitiven Vorstellungen und des Glaubens der indogermanischen Zeit. Gründlich werden Stein- und Bronzezeit besprochen. Zu starken Wert legen die Verfasser auf das älteste nordische Lehngut in Dichtung und Glauben der Finnen und im lappischen Opferbrauch und Götterglauben. Sehr umfangreich versprechen die Untersuchungen über altes Glaubensgut im mittelalterlichen und neueren Volksbrauch und Aberglauben zu werden. Das Buch enthält reiche Literaturangaben und gut ausgewählte Bilder. Ein endgültiges Urteil läßt sich vor Abschluß des Werkes natürlich nicht fällen.

Von kürzeren Darstellungen der germanischen Religionsgeschichte ist die zuverlässigste immer noch das Göschenbändchen aus der Feder von Eugen Mogk[4]), das in gleicher Weise Religion und Mythologie berücksichtigt, beide aber klar voneinander trennt.

---

[1]) Oben S. 100f.

[2]) Axel Olrik og Hans Ellekilde, Nordens Gudeverden. København, G. E. C. Gad, 1926—30. Bisher 3 Hefte. [3]) Oben S. 95f.

[4]) Germanische Religionsgeschichte und Mythologie. Berlin 1927, Walter de Gruyter & Co. = Sammlung Göschen 15.

Die Nachrichten, die wir über das germanische Priesterwesen haben, hat Paul Herrmann in einem Bändchen der ,,Deutschen Volkheit" zusammengestellt.[1]) Wahrsagerei, Zauber und manches aus dem Gebiet des niederen Glaubens werden mit behandelt. Mit Recht wendet Herrmann sich gegen die übliche Bezeichnung ,,Tempel" für das germanische Heiligtum, da auf den antiken Tempel zurückgehende Bauten erst in spätheidnischer Zeit im Norden auftreten, auf deutschem Boden gar nicht belegt sind. Harg ist der deutsche Name des germanischen Heiligtums. Ebenso falsch aber ist es, von germanischen ,,Priestern" zu sprechen, denn damit verbindet sich die Vorstellung eines geschlossenen Standes mit festen Einrichtungen. Herrmann betont, daß die Germanen keinen Priesterstand gekannt haben, gerät dann aber doch in die Gefahr, feste Institutionen vorauszusetzen. Zu einem Bild des religiösen Lebens der Germanen vermag diese Behandlung der religiösen Riten und Gebräuche nicht vorzudringen. Diese aber sind hier zum erstenmal in reicher Auswahl zusammengestellt.

Ein Sondergebiet, das angelsächsische Heidentum, behandelt erschöpfend Ernst Alfred Philippson.[2]) Der Wert dieses Buches liegt in der nüchtern-kritischen Durcharbeitung des gesamten Stoffes, wobei in erster Linie die sog. höhere Mythologie berücksichtigt wird als Trägerin der besonderen Eigenheiten germanischer Religion. Philippson hält sich von allen weitergehenden Kombinationen fern, bleibt fast überall auf dem Boden der nachweisbaren Tatsachen. Diese Zuverlässigkeit macht sein Werk außerordentlich wertvoll für die germanische Religionsgeschichte. Der Glaube der Angeln und Sachsen war abzugrenzen einerseits gegen die Religion der Kelten, andererseits gegen die der später eindringenden Dänen, schließlich gegen antike und christliche Vorstellungen. Der Verfasser zieht in reichem Maß die Ortsnamen sowie das heutige Folklore heran, ohne dieses aber, wie es nicht selten geschieht, zu überschätzen. Auf einen einleitenden Abschnitt über die Herkunft der Angelsachsen, Einwanderung und Bekehrung folgt eine Zusammenstellung der Reste primitivster religiöser Vorstellungen, des Naturkults und Stofflebenglaubens. Spezifisch Germanisches wird man hier nicht suchen. Auf einer höheren Stufe stehen Seelenglaube und Totenkult; die Wandlungen in der Behandlung des Leichnams werfen Licht auf Wandlungen der Seelenauffassung. Die Vorstellungen vom Jenseits und vom weiteren Schicksal der Seele sind bei den Angelsachsen ebenso unein-

[1]) Das altgermanische Priesterwesen. Jena 1929, Eugen Diederichs = Deutsche Volkheit.

[2]) Germanisches Heidentum bei den Angelsachsen. Leipzig 1929, Bernhard Tauchnitz = Kölner Anglistische Arbeiten, hrsg. von Herbert Schöffler, 4.

heitlich wie bei den übrigen Germanen. Verbreitet ist der Glaube an Naturgeister wie Elben, Zwerge, Riesen, Unholde, Drachen; Feen und Wassernixen dringen erst aus keltisch-romanischem Gebiet ein. Weniger überzeugend erscheinen mir die dürftigen Belege, die für das ursprüngliche Vorhandensein des Totemismus bei den Angelsachsen vorgebracht werden. Das Tier hat für den Germanen nur die Bedeutung des Symbols. Die Vegetationsriten und -dämonen zeigen ihre vorderasiatische Herkunft, aber auch starke Weiterbildung auf germanischem Boden. Die Sonne wurde „bei den Angelsachsen ebenso wie bei den übrigen Germanen als kosmische Erscheinung verehrt"; „von Anthropomorphisierung der Sonnengottheit ist keine Rede". Der nur in geringen Spuren nachweisbare, auf vorderasiatische Fruchtbarkeitsreligionen zurückgehende Vanenkult ist durch den jüngeren Asenkult verdrängt worden, der sich von der Rheingegend, aus dem germanisch-keltischen Grenzgebiet ausgebreitet hat. Fraglich ist mir die übliche Zusammenfassung Thunors und Wodens als einer ursprünglich gleichartigen Göttergruppe; sie gehören ganz verschiedenen Lebens- und Vorstellungskreisen an. Auch bei den Engländern hat Thunor „eine hervorragende Stelle" innegehabt, ist aber hinter Woden zurückgetreten. Dieser ist der verbreitetste Gott bei den Angelsachsen, vor allen den Sachsen; häufig tritt er in Flur- und Ortsnamen auf. Göttinnen begegnen bei den Angelsachsen so gut wie gar nicht. Der junge Baldermythus läßt sich in England nicht nachweisen; Balder-Kultorte fehlen ja auch im germanischen Norden. Es ergibt sich, daß in England, wenn wir von der „niederen Mythologie" absehen, weithin immer nur eine große Gottheit verehrt worden ist. Von Ressortgottheiten und einem Götterhimmel nach Art des eddischen kann nicht die Rede sein.

Weniger befriedigen Philippsons Ausführungen über den heidnischen Kultus. Hier läßt er sich häufiger zu Konstruktionen verleiten. Durchaus nicht beweisend sind die nur aus der kirchlichen Literatur stammenden Belege für das Vorhandensein von Götterbildern. Gefunden hat man in England kein einziges. Auch hierin zeigt sich ein altertümlicher, bilderloser Zustand germanischen Glaubens. Reich entwickelt ist der Zauber, jedoch stark antik beeinflußt, also einer späten Stufe angehörend. Die Bedeutung des Schicksalsglaubens überschätzt Philippson; er entsteht erst in spätheidnischer Zeit. Das lebendige Heidentum ist nicht pessimistisch, sondern lebensfreudig; Pessimismus kennt erst das sterbende Heidentum. Daraus erwächst auch die sentimentale Stimmung der angelsächsischen Dichtung.

Eines der fesselndsten und schwierigsten Probleme der germanischen Religionsgeschichte ist die Auseinandersetzung des germanischen Heidentums mit dem eindringenden

Christentum. Bei der Bedeutung dieses Vorganges für die ganze weitere Kulturentwicklung bis auf den heutigen Tag und über ihn hinaus hat man ihn oft genug untersucht und geschildert. Die meisten Darstellungen gehen aber von einem einseitigen Standpunkt aus: das Christentum ist das Licht, das in die heidnische Finsternis dringt. Nicht allzu zahlreich sind die Versuche, beiden Teilen gerecht zu werden und die Einstellung der Heiden gegenüber dem neuen südlichen Glauben zu verstehen. Zu einem wirklichen Verständnis dieses Geisteskampfes können allein die nordischen Quellen verhelfen, denn nur hier blicken wir in die Seele des germanischen Heiden.

Mit feinem Einfühlungsvermögen und umfassender Quellenkenntnis arbeitet Rudolf Meißner in seiner Bonner Rektoratsrede[1]) den Gegensatz christlicher und heidnischer Weltanschauung heraus, wie er im Norden zur Zeit des Übergangs zum Christentum bestanden hat. Der neue Glaube war der religiösen Bildung der Germanen völlig wesensfremd und mußte daher eine radikale Umbildung ihres inneren Lebens herbeiführen. Eng verknüpft waren Götterkult und öffentliches Leben, Geistliches und Weltliches. „Bei wem und in welcher Weise der einzelne für seine Nöte Hilfe suchte, oder ob er ohne den Beistand der Unsichtbaren auszukommen glaubte, war seine Sache.“ Das Verhältnis des Menschen zur Gottheit war ein persönliches Freundschaftsverhältnis, das Opfer ein zur Gegenleistung verpflichtendes Geschenk. Hüter einer sittlichen Weltordnung waren die Götter nicht; den Gedanken einer Sühne für hier begangene Frevel in einem künftigen Dasein kannte das germanische Heidentum nicht. Über den Göttern standen die Nornen. Trotz der Gegensätzlichkeit heidnischer und christlicher Anschauungen mußte das Christentum auf tiefere Naturen doch Eindruck machen, denn es „gab Antwort auf Fragen, die das Heidentum widerspruchsvoll und dunkel ließ, das Weltgeschehen wurde sinnvoll, das Gute erhielt seine Begründung, die Unruhe des Gewissens löste sich in Frieden“. Unverständlich war dagegen die Gestalt des duldenden Erlösers. Trotz einer besonderen Erfassung der Welttragik leben die Germanen in kräftiger Bejahung der Werte des Lebens.

Trotz weitgehenden Verständnisses des germanischen Heiden kann auch Meißners Darstellung den Widerstreit nicht klären, der zwischen der lebenbejahenden Weltanschauung des Germanen, der sein Leben aus eigener Machtvollkommenheit selber führt, und dem fatalistischen Glauben an ein blindes Walten des Schicksals zu bestehen scheint. Bernhard Kummer hat diesen scheinbaren

---

[1]) Die Nordgermanen und das Christentum. Bonn 1929, Scheur = Bonner akademische Reden 1.

Widerspruch geklärt durch den Nachweis, daß der Schicksalsglaube, der in der Regel für den Höhepunkt der heidnischen Religion gehalten wird, eine Erscheinung des Spätheidentums ist.

Dieses Buch von Bernhard Kummer über germanischen Kult und Glauben in den letzten heidnischen Jahrhunderten[1]) „will versuchen, auf Grund der Isländersagas eine Entwicklung des Glaubens oder der religiösen Einstellung der letzten heidnischen Jahrhunderte, ein Stück germanischer Religionsgeschichte, und zwar das letzte und für uns wichtigste, sichtbar zu machen". Die Edda wohl zu scharf ablehnend, legt er die Saga zugrunde, weil sie allein ein Bild vom wirklichen Glauben des Nordgermanen gibt. Er bekämpft die Voreingenommenheit bisheriger Forschung, die in dem Übergang vom Heidentum zum Christentum nur einen Aufstieg aus Finsternis, Schrecken und Unsittlichkeit zu Licht und höherer Sittlichkeit sehen will. Schon unsere Quellen sehen die Dinge unter diesem Gesichtswinkel, wofür auch die oben genannte Arbeit von Achterberg[2]) Belege bringt. Die vor und mit dem Christentum von Süden kommende „neue Sitte" vernichtet den hochentwickelten geistigen Gottglauben der Nordgermanen und die reine germanische Sittlichkeit. Nur in dem Blutsverband der Sippe, in der gemeinsamen Sippenseele ist Leben, ist Midgard, wie Kummer symbolisch sagt. Im Gemeinschaftsgefühl wurzelt der heidnische Lebensmut, darum bedeutet seelische Einsamkeit Verzweiflung, Furcht und Tod. „Der Gott" des norwegischen Volkes ist Thor, die Gestaltwerdung einer ganz bestimmten Gottesidee. In dem Glauben an Thor oder Frey ist der Nordgermane auf einem Höhepunkt angelangt, der einen „Ansatz zum Monotheismus" erkennen läßt; im Verlauf der letzten anderthalb Jahrhunderte des Heidentums verflacht er „in der Richtung auf eine Art Pantheismus hin". „Einen Polytheismus, wie man ihn etwa aus der Edda herausliest, sucht man in der Sagawelt Islands bis zur Bekehrung vergeblich." „Die vielerwähnte heidnische Toleranz auch gegen den Christengott erklärt sich nicht daraus, daß es im Götterhimmel auf einen Gott mehr oder weniger nicht ankam, sondern sie war selbstverständlich für diese freien Menschen, deren jeder seinen Gott aus innerer Notwendigkeit zu eigen hatte und den Begriff einer Bekehrung nicht kannte." Das Verhältnis des Germanen zu seinem Gotte ist ein auf Gegenseitigkeit beruhendes Vertrauens- und Freundschaftsverhältnis. Man benennt „das der Tiefe des nordischen Menschenlebens innewohnende Heilige" mit einem Gottesnamen. Auch der Glauben an die eigene Macht und

[1]) Midgards Untergang. Germanischer Kult und Glaube in den letzten heidnischen Jahrhunderten. Leipzig 1927, E. Pfeiffer = Veröffentlichungen des Forschungsinstituts für vergleichende Religionsgeschichte der Universität Leipzig 2, 7. [2]) Oben S. 97

Stärke ist kein Atheismus: er ist das Vertrauen auf die im Menschen wohnende „Lebenskraft überirdischer Herkunft". Auch für die Bekehrer war kein Polytheismus sichtbar. Die Berichte von angeblichen Götzenbildern der Nordgermanen gehen meist auf den „kindlichen Christenglauben an die Gleichung: Götze = Heidengott" zurück. „Alles, was uns sonst die Saga vom religiösen Leben auf Island erzählt, bestätigt den ... geistigen Gottesbegriff der Heiden." „Im übrigen müssen wir uns davor hüten, feste Formen des Kultes zu suchen in dieser Heidenwelt, in der das Leben die Formen ständig wandelte." Daher kann auch von einem Priesterstand nicht die Rede sein. Da Weltliches und Geistliches nicht getrennt waren, fiel dem Mächtigsten, dem Häuptling das Amt zu, für die Seinen die Verbindung mit dem Göttlichen aufrechtzuerhalten. Leben und Religion des Germanen kennen keinen Dualismus, sind ganz auf das Diesseits, auf das Leben eingestellt. „Nicht nach Erlösung aus der Welt, sondern nach Vertiefung in die Welt drängte der Heide." Ein Jenseits in unserem Sinne hat es im germanischen Glauben nie gegeben. „Es gibt nur den Kreis des Lebens, der auch die im Frieden der Sippe geborgenen Toten mitumfaßt." Der nordische Bauer geht in die Ahnenhalle ein. Die vom Süden vordringende fremde Kultur und das Christentum vernichten die Einheit der Sippenseele, indem sie den einzelnen aus seinem Lebenskreis reißen. Die fremde Macht verbündet sich mit den Mächten Utgards; Dämonenfurcht und Zauberei, Angst vor der lebenden Leiche und Schicksalsglaube wachsen im untergehenden Heidentum empor.

Auf Kummers Ausführungen über den Schicksalsglauben habe ich bereits hingewiesen. „Wir müssen endlich damit aufhören, verführt besonders durch die Edda, uns die germanische Gotteswelt überspannt zu denken von einer unerbittlichen, unbeeinflußbaren Macht, die mit kaltem Lächeln auf dem Weltenthron sitzend alles menschliche Sinnen und Trachten ... für sinnlosen Wahn erklärt." Gottvertrauen und Schicksalsglaube sind unvereinbar. Die Heidengottheit wirkt lebenerhaltend und -fördernd, Schicksalsglaube aber ist Resignation, Verzicht auf das Leben. „Der feste Glaube an die Abhängigkeit aller äußeren Erfolge vom inneren Wert ... wehrt sich gegen das blindwaltende Schicksal. Und allein die Erkenntnis, daß die Sieghaftigkeit der inneren Lebensmacht überwunden wird von einer äußeren Gewalt, an der man sich nicht rächen, nicht schadlos halten kann, erzeugt die Ergebung in das Schicksal." In Odin, „dem jüngsten Gott des Nordens", sieht Kummer die Verkörperung alles dessen, vor dem sich die entgötterte Zeit zu fürchten begann. „Bekehrt wird im Norden kein einziger gläubiger Heide zum christlichen Glauben, bekehrt werden nur abergläubige Atheisten, und auch sie nur zu

einer neuen Sitte.“ Das noch lebendige Heidentum rief den Erlöser nicht. „Im gesunden Kern des Heidentums galt immer noch das Leben an sich als lebenswert“, und die Erde war noch kein Jammertal. Die christliche Lehre aber trat nicht als die Religion der Liebe auf, sondern „betonte, wo das Schwert ihr Zeit ließ, den Gott Schöpfer und nicht etwa den Erlöser“. Da der Lebensverband der Sippe der stärkste Rückhalt des Heidentums war, mußte er zerschlagen werden. „Das Christentum zieht seinen Trennungsstrich mitten durch die bisher unantastbare Einheit der Sippe.“ Damit werden alle Bindungen gelöst, die Grundlagen der heidnischen Sittlichkeit zerstört; sittliche Verrohung und innere Haltlosigkeit sind die Folgen.

Auf den Ergebnissen dieser Untersuchungen weiterbauend, hat Bernhard Kummer in einem Vortrag[1]) die Grundzüge der germanischen Weltanschauung auf Grund der altnordischen Überlieferung zu zeichnen versucht. Er gibt ein vielleicht ein wenig idealisiertes, im ganzen jedoch treues Bild der hochstehenden geistigen, sittlichen und religiösen Kultur der Nordgermanen in heidnischer Zeit.

Meißner wie Kummer beschäftigen sich mit den Vorgängen bei der Bekehrung der Nordgermanen. Die Quellen über die Bekehrung der Germanen auf deutschem Gebiet stellt Heinrich Timerding zusammen.[2]) Es sind also ähnliche Probleme wie die von Kummer behandelten, auf die Timerding eingehen muß. Aber welch ein Unterschied besteht zwischen ihnen! Das Bild, das Timerding in der Einleitung des ersten Bandes von der germanischen Religion entwirft, kann nur als eine Karikatur des Germanentums bezeichnet werden.[3]) Timerding bemüht sich nicht um ein Verständnis der Germanen. Er mißt mit zweierlei Maß: alles Gute muß auf der Seite des Christentums und seiner Diener sein. Die Übersetzung liest sich gut, vermittelt aber keinen Eindruck von dem Stil der lateinischen Originale. Sie nähert sich mehr einer Bearbeitung im Stil des Erbauungsbuches. So wertvoll die Sammlung und Verdeutschung dieser Berichte bei der Armut an deutschen Quellen über germanische Frühzeit ist — die Form, in der sie uns geboten werden, macht den Wert des Geschenkes zu einem problematischen. Diese Bände stechen ungünstig ab von den vortrefflichen beiden anderen der Reihe „Frühgermanentum“.

---

[1]) Die germanische Weltanschauung nach altnordischer Überlieferung. Leipzig 1930, Adolf Klein.

[2]) Die christliche Frühzeit Deutschlands in den Berichten über die Bekehrer. Hrsg. von Heinrich Timerding. Jena 1929, Eugen Diederichs. 2 Bde. = Frühgermanentum 3 u. 4.

[3]) Ich verweise auf die vernichtende Kritik von Georg Baesecke: Zeitschrift für deutsche Philologie 54 (1929), 448—454.

Wer sich wirklich ein Bild von dem Denken und Leben des germanischen Menschen der heidnischen Zeit machen will, muß auf den meisterhaften Beitrag Andreas Heuslers[1]) in dem Sammelwerk „Germanische Wiedererstehung" verwiesen werden. Hier findet er die in einem arbeits- und erfolgreichen Forscherleben gewonnene Erkenntnis von altgermanischem Wesen in einer von verwandtem Geist getragenen knappen Sprache niedergelegt; jeder Satz hat seinen tiefen Gehalt.

Ein Bild von der germanischen Lebensweisheit sucht auch Hans Naumann in einem Bändchen der Sammlung „Deutsche Volkheit"[2]) zu geben, aber auf andere Weise als Heusler: er bietet eine Sammlung germanischer Spruchweisheit aus der eddischen Dichtung des Nordens und der mittelalterlichen deutschen Spruchdichtung. Heidnisch-germanisches und Christlich-deutsches ist nicht getrennt, so daß auch die einleitenden Bemerkungen des Herausgebers kein einheitliches Bild zu schaffen vermögen.

Leipzig. Harald Spehr.

[1]) Altgermanische Sittenlehre und Lebensweisheit = Germanische Wiedererstehung, hrsg. von Hermann Nollau, Heidelberg 1926, C. Winter, 156—204.

[2]) Germanische Spruchweisheit. Übersetzt und gesammelt von Hans Naumann. Jena 1926, Eugen Diederichs = Deutsche Volkheit.

DEUTSCHE DICHTUNG VON 1830—1880.

Grillparzer. Einen nützlichen und wertvollen Beitrag zur Erkenntnis der zwiespältigen Natur und Anlage Grillparzers gibt Gerhart Reckzeh[1]), indem er eine besondere Seite seines Österreichertums untersucht, nämlich den slawischen Einfluß. Die sachliche und zurückhaltende Behandlung des ziemlich spärlichen Materials bewahrt den Verfasser vor einseitigen Schlüssen und Folgerungen, insbesondere hält er sich von allen rassenmäßigen Vor- und Werturteilen frei. Er stellt zunächst die wenigen direkten Äußerungen Grillparzers über das Slawentum zusammen und untersucht dann die Verwendung slawischer Charaktere und Gegebenheiten in Grillparzers Dichtung, die in der Hauptsache in ,,Ottokars Glück und Ende" und in der ,,Libussa" nachzuweisen ist. Daraus ergibt sich keine einheitliche Haltung Grillparzers gegenüber dem Slawentum, einmal, weil es ihn in der nationalen Ausprägung (tschechisch, polnisch, russisch) verschieden berührte, zum anderen, weil auch seine Einstellung zu diesen nationalen Erscheinungsformen des Slawentums sich nicht gleichblieb. Reckzeh erklärt das sehr richtig im Anschluß an Scherer aus Grillparzers Veranlagung, der als ,,Sklave der Inspiration" von starken Einzelimpressionen bestimmt wird, und aus der österreichischen Nationalbesonderheit, die den österreichischen Boden zum Austragsort der Vermittlung und Assimilation nationaler Gegensätze macht. Dazu tritt eine historische Begründung seiner Stellung zum Slawentum, die ihn als Träger einer österreichisch übernationalen Staatsidee und als Vertreter eines humanistisch aufklärerischen Bildungsideals auf die ,,Winkelnationalitäten" geringschätzig herabblicken läßt. Nachdem der Verfasser Grillparzers Seelenlage zwischen Slawentum und Deutschtum deutlich herausgestellt hat, sucht er im Anschluß an Rudolf Pannwitz über diesen Gegensatz hinauszukommen, indem er ihn zum europäisch-asiatischen, zum östlich-westlichen erweitert, ohne für seine Arbeit etwas Wesentliches zu gewinnen.

Gleichfalls angeregt durch sich widerstreitende Züge im Wesen

---

[1]) Reckzeh, G., Grillparzer und die Slaven. Weimar 1926, A. Duncker = Forschungen zur neueren Literaturgeschichte 59.

Grillparzers ist die Dissertation von A. E. Schaefer[1]), der die Untersuchung von W. Bücher (Grillparzers Verhältnis zur Politik seiner Zeit, Marburg 1913) in bezug auf die preußisch-deutsche Frage fortführen will. Er geht dabei von einer Charakteristik des Österreichers Grillparzer aus, ohne ihn jedoch in seiner wesentlichen Tiefe zu erfassen. Er stellt sodann Belege zusammen für Grillparzers allgemeines Verhältnis zu Deutschland. Gewiß sind die politischen Zeugnisse als Stimme eines „fanatischen Österreichers" wichtig, doch leider unterläßt der Verfasser zu beantworten, was aus Grillparzers leidenschaftlich politischem Anteil für sein historisches Verständnis folgt.

Immermann. Die Arbeit von Norbert Göke[2]) ist wohl mehr eine Frucht lokalpatriotischen als literarhistorischen Interesses. In minutiöser Kleinarbeit wird im ersten Teil Pücklers „Tutti-Frutti" als ein Urkeim zu Münchhausen zu erweisen gesucht. Sodann werden Quellen angeführt, welche vorwiegend zur sachlichen Belehrung des Dichters dienen konnten; den Hauptraum jedoch nehmen Nachforschungen ein, die sich mit der Auffindung des Vorbildes vom „Oberhof" beschäftigen, ohne daß der Verfasser zu einem befriedigenden Ergebnis kommen kann.

Meinhold. Die ausführliche Studie von Rupprecht Leppla[3]) liefert einen nützlichen Beitrag zur Lehre von den Dichtungsgattungen durch die Untersuchung der chronikalischen Erzählung. Dieser Kunstform ist eigentümlich, die Erzählung als in der Vergangenheit verfaßt erscheinen zu lassen, ferner die daraus folgende durchaus notwendige Archaisierung der Sprache. Wilhelm Meinhold hat diese Kunstform ausschließlich angewendet und in seiner ersten Novelle „Die Bernsteinhexe" damit eine Täuschung des Publikums über die Echtheit erreicht. Der Verfasser untersucht die wenigen Vorbilder und gelegentlichen Nachahmungen dieser heute kaum noch gepflegten Kunstform und ihre Ausbildung bei Meinhold. Leider fehlt, was dieser Arbeit notwendig wäre, die Untersuchung der Zeitbedingtheit einer solchen Kunstform und einer Erscheinung wie der Meinholds, wodurch historisch verständlich würde, was hier zu sehr als bloße Kuriosität erscheint.

Börne und Heine. Das Buch von Ras[4]) zeichnet sich aus

---

[1]) Schaefer, A. E., Grillparzers Verhältnis zur preußisch-deutschen Politik. Berlin 1929, Emil Ebering = Germanische Studien, Heft 69.

[2]) Göke, N., Untersuchung der literarischen und stofflichen Quellen von Immermanns Münchhausen. Beitrag zur Literaturgeschichte Westfalens und zur Geschichte der Soester Boerde. Münster 1925, Ferdinand Theissing.

[3]) Wilhelm Meinhold und die chronikalische Erzählung. Berlin 1928, Emil Ebering = Germanische Studien, Heft 54.

[4]) Ras, G., Börne und Heine als politische Schriftsteller. Groningen, den Haag, J. B. Wolters, 1927.

durch solide Beherrschung des Materials, durch sicheren Blick für die historische Lage, durch klaren Aufbau und einfache Gedankenführung. Um das publizistische Wirken Börnes und Heines verstehen zu können, wird in kurzen Zügen das Bild des geistigen Deutschlands während der Restaurationszeit entworfen, danach der Einfluß der Juli-Revolution an Äußerungen der verschiedensten Persönlichkeiten aufgezeigt. Auf diesem gemeinsamen Fundament erheben sich die beiden Gestalten Börne und Heine, und der Verfasser führt im Verlauf seiner Darstellungen von der zeitbedingten Gemeinsamkeit, die die Generation von 1830 an beiden empfand, zu der tiefen wesensmäßigen Verschiedenheit, die zwischen beiden Männern bestand und notwendig zum Bruch zwischen ihnen führte. Das Schlußkapitel sucht im Vergleich zwischen Börne und Heine als politischen Charakteren das Ergebnis in folgendem Unterschied: Börne beurteilt die Zeit ausschließlich nach politischen Gesichtspunkten. Er ist gedanklicher Konstrukteur, der noch in die Geisteswelt des 18. Jahrh. gehört, während Heine besonders unter dem Einfluß des Saint-Simonismus über das tagespolitische Interesse hinaus zum Vertreter pantheistisch-sozialistischer Ideen wurde. Der Verfasser mißt dem Konflikt Börne-Heine mit Recht typische Bedeutung zu. Er hat das Verhältnis zwischen beiden klar bestimmt, soweit es überhaupt aus dem Vergleich ihrer politischen Charaktere bestimmbar ist.

1830 bis 1850. Es ist eine fruchtbare Aufgabe, die Geschichte des politischen Witzes in Wort und Bild aus der Zeit von 1830 bis 1850 zu schreiben. Denn der Witz hat nicht allein im politischen und geistigen Leben der Zeit eine für das Verständnis des Biedermeiertums unentbehrliche Bedeutung gehabt. Er bringt darüber hinaus in der Geschichte des deutschen Humors eine neue Spiegelung der gesamten Lebenshaltung, die in dieser heiter-witzigen Form die Besonderheit des 19. Jahrh. am deutlichsten offenbart. Von dieser Beschaffenheit des Biedermeiergeistes fördert die Arbeit von Kalkschmidt[1]) viel zutage, doch steht offenbar der Verfasser diesem Geiste zu fern, um bis ins letzte ein Interpret eines Witzes zu sein, der selbst oft mit dem Gegenstand seiner Kritik Zopfigkeit, Schwäche und Phrasenschwall teilt. Der Verfasser findet die Zeit im ganzen komisch, es kommt aber hier darauf an, nicht sein Urteil, sondern das Urteil der Zeit über sich selbst festzustellen, was hier nicht immer voneinander getrennt ist. Ein großes Verdienst hat sich der Verfasser mit der Bekanntmachung vieler gut ausgewählter Bilder und Karikaturen aus den ersten

[1]) Kalkschmidt, E., Deutsche Freiheit und deutscher Witz. Ein Kapitel Revolutionssatire aus der Zeit von 1830—50. Hamburg o. J., Hanseatische Verlagsanstalt.

Jahrgängen der damaligen Zeitschriften und Flugblätter erworben.

Die Literaturkritik in den Hallischen und Deutschen Jahrbüchern (1838—1842) macht Else v. Eck[1]) zum Gegenstand einer sehr ins einzelne gehenden Untersuchung, wobei es ihr darauf ankommt, aus der Fülle der kritischen Auseinandersetzungen und Erörterungen in den Jahrbüchern dasjenige festzustellen, was für das literarische Urteil der Zeit bestimmend geworden ist. Da es dieser sorgfältigen Studie auf die Erkenntnis der literarhistorischen Funktion der Jahrbücher ankommt, die durch das Verdienst des Herausgebers A. Ruge als eine repräsentative Erscheinung des damaligen wissenschaftlichen Journalismus gelten können, so hätte sie weniger darauf angelegt werden sollen, eine Übersicht über die Kritik der einzelnen literarischen Epochen vom Mittelalter bis zur Gegenwart zu geben, als vielmehr darauf, aus allen Urteilen die gemeinsame zeitbedingte kritische Haltung der Jahrbücher darzustellen. Dieser Einwand gilt mehr der Methode, denn den Geist dieser Kritik hat die Verfasserin, wenn auch nur in den einzelnen Urteilen, wohl zu erfassen verstanden.

Gottfried Keller. Schon immer gehört Gottfried Keller zu den repräsentativen Persönlichkeiten, aus deren Schaffen die Literaturgeschichte mit Vorliebe die Maßstäbe zur Beurteilung und Einteilung der Dichtung des 19. Jahrh. zu gewinnen sucht. Am Beispiel von Kellers Prosa greift Edgar Neis[2]) in die Diskussion über die Begriffsbestimmung von Romantik und Realismus ein, ohne indessen zu den terminologischen Erörterungen von Schultz, Petersen, Bieber, Kindermann u. a. etwas Neues beizutragen. Da diese Begriffe sich nicht mit den historischen Erscheinungen decken, sondern nur Normen der künstlerischen Haltung andeuten, so wendet der Verfasser sie zur Charakterisierung der Kellerschen Schaffensperioden an und kommt bei der stofflichen, weltanschaulichen und stilistischen Analyse von Kellers Prosa zu einer Dreiteilung: Anfangs steht Keller ganz im Banne der Schulromantik, vom „Apotheker von Chamounix" (1853) an erhält sein Schaffen den Charakter eines romantisch verklärten, sog. poetischen Realismus, und schließlich 1860, mit dem „Fähnlein der sieben Aufrechten", beginnt mit dem strengen Realismus die Altersperiode Kellers. Solange man der Meinung ist, daß es in der Literaturge-

[1]) v. Eck, E., Die Literaturkritik in den Hallischen und Deutschen Jahrbüchern. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft. Berlin 1926, Emil Ebering = Germanische Studien, Heft 42.

[2]) Neis, E., Romantik und Realismus in Gottfried Kellers Prosawerken. Zugleich ein Beitrag zur Begriffsbestimmung der literarhistorischen Terminologien des 19. Jahrh. Berlin 1930, Emil Ebering = Germanische Studien Heft 85.

schichte nicht um Terminologien, sondern um Dichtungen geht, wird man solchen Untersuchungen nicht allzuviel entnehmen können. Der Verfasser ist zu ausschließlich damit beschäftigt, die Dreiteilung der Entwicklung Kellers, seine Wandlung vom Romantiker zum Realisten darzustellen, als daß er Zeit fände, zu erkennen, wie Keller in allen Wandlungen ein Dichter war und blieb, zu welcher Erkenntnis alle Terminologien einzig geschaffen und gebraucht werden wollen und sollen.

Während des unglücklichen Polenaufstandes vom Jahre 1863/64 hatte Keller, von der Begeisterung für den polnischen Freiheitskampf gleich der ganzen Zeit mitergriffen, die Stelle eines Sekretärs beim Schweizerischen Zentralkomitee für Polenhilfe inne. Die Aufrufe, Berichte und Korrespondenz, die er in dieser Eigenschaft abzufassen hatte, gibt Adam Lewak[1]) mit einer ausführlichen Einleitung über „Die Schweiz und der polnische Freiheitskampf vom Jahre 1863/64" heraus. „Man lernt Keller daraus so kennen, wie er als Staatsschreiber längst vor uns steht", sagt Ermatinger in einem Vorwort dazu; man lernt also nichts Neues kennen.

Schon längere Zeit zurück liegt die Arbeit von Tièche[2]), der einen Überblick über die politische Lyrik der Regenerationszeit in der deutschen Schweiz zu geben versucht. Er teilt die Lyriker der Jahre 1830—1850 ein in die drei Gruppen der Konservativen, deren Hauptvertreter A. E. Fröhlich ist, der Liberalen und Radikalen, die natürlich das Hauptkontingent stellen, zu denen auch Gottfried Keller gehört, und schließlich der Katholisch-Konservativen, die aber mit Balthasar Ulrich kaum neben den anderen genannt werden können. Der Verfasser begnügt sich in seinem kurzen Abriß mit knappen Charakteristiken, vielfach mit Anführung der Namen und Publikationen. Eine ausführlichere Würdigung kann hier manchen Materialhinweis finden.

Die kleine Studie von Werner Näf[3]) zeigt an dem Schicksal des kurzlebigen, aber historisch bedeutenden Schweizer Verlags, der von 1840—1845 bestand, bis zu welchem Ausmaße der politische Kampf der damaligen Zeit ein Kampf gegen die Zensur war, und demonstriert an diesem Beispiel eines Verlags und seines rührigen geistigen Leiters Julius Fröbel die wichtige Rolle der

[1]) Lewak, Adam, Gottfried Keller und der polnische Freiheitskampf vom Jahre 1863/64. Akten und Briefe, eingel. u. hrsg. Mit einem Vorw. von Emil Ermatinger. Zürich 1927, Orell Füßli.

[2]) Tièche, Henry, Die polit. Lyrik der deutschen Schweiz von 1830—50. Bern 1917, A. Francke.

[3]) Näf, W., Das Literarische Comptoir Zürich und Winterthur. Bern 1929, A. Francke = Neujahrsblätter der Literarischen Gesellschaft Bern. Der neuen Folge 7. Heft.

Schweiz als Hort und Zuflucht fortschrittlicher Ideen. Welche Fülle geistigen Lebens in diesem Verlagsunternehmen konzentriert war, das mit der Herausgabe von Herweghs „Gedichten eines Lebendigen" in epochemachendem Aufschwung begann, davon zeugt die Reihe der Namen, die in den wenigen Jahren damit in Verbindung traten: z. B. Fallersleben, Robert Prutz, Gottfried Keller, Feuerbach, Bruno Bauer, A. Ruge, und daneben eine stattliche Reihe wissenschaftlicher Autoren, hauptsächlich aus dem Kreise der Zürcher Professorenschaft.

Wilhelm Raabe. Es ist ein charakteristisches Zeichen für die neuere literaturgeschichtliche Betrachtung des 19. Jahrh., daß sie sich mit Vorliebe solcher Gestalten annimmt, an denen frühere Auffassungen nur die Merkmale des Sonderlings und zeitfremden Alleingängers feststellen konnten wie z. B. an Wilhelm Raabe. Bei der Beurteilung Raabes hat im besonderen erschwerend gewirkt, daß mit früher üblichen, vorwiegend ästhetischen Maßstäben sein in einem eigenen starken Ethos wurzelndes Werk als bloße Unterhaltungsschriftstellerei verkannt wurde, während umgekehrt in den Kreisen der Raabe-Gemeinde dieser unverkennbar ethische Grundzug den Dichter ins Prophetische erhebt. Eine gewisse Neigung in letzterem Sinne zeigt sich bei Wilhelm Heeß[1]), der aus der Zeit heraus Raabes „Berufung" zu bestimmen sucht. Raabe ist „ein Kämpfer, der auf seinem Posten bleibt" (S. 116). Gemeint ist hier keine dichterische Berufung, sondern die historische Berufung Raabes, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrh. Repräsentant des deutschen Volkstums zu sein. Im Anschluß an Nadlersche Gedankengänge erklärt sich diese Berufung Raabes aus seiner niedersächsischen Herkunft. Die Einfachheit, mit der Heeß das Raabe-Problem löst, ist freilich erstaunlich: „Es brauchte nur ein Mensch zu kommen, der Niedersachse und durch eine gewisse Blutmischung genug in sich polarisiert war, daß dieses sonst stumme niedersächsische Wesen Wort wurde" (S. 19).

Selbst wer der Überzeugung ist, daß die Nadlerschen Theorien zur Erkenntnis der dichterischen Individualität letztlich nichts beitragen, wird den Zusammenhang Raabes mit Natur und Volkstum darum nicht leugnen. Das aus dieser Stammes- und Naturgrundlage quellende schöpferisch-geistige Element nennt Heeß — im Gegensatz zum Mann-Geist, zur Tradition der geformten geistigen Werte — den Mutterwitz und sieht in ihm die eigentlich schöpferische Kraft Raabes, die ihm erlaubt, duldend das deutsche Schicksal mehr habend als wissend, wie Heeß treffend sagt, als der treue Eckart zu tragen, im Gegensatz zu Nietzsche, der für sich

[1]) Heeß, W., Raabe, seine Zeit und seine Berufung. Berlin o. J., Verlagsanstalt Hermann Klemm.

den Bann der Zeit durchbricht. Die Stärke dieses Buches liegt in der klaren Erfassung der natur- und schicksalgebundenen Kräfte des Raabeschen Schaffens und der damit gegebenen natürlichen Grenzen. Aber dieser feste Umriß der Gestalt verbirgt durchaus den Bruch und die seelische Zerrissenheit der Persönlichkeit. Eben weil der Dichter Repräsentant seiner Zeit war, konnte er nicht, wie es seine Sehnsucht war, „frei durchgehen durch die Philisterwelt", die eben seine Welt war.

Zu weit tieferem Eindringen in die Problematik der Persönlichkeit und ihres Schaffens kommt die sorgfältige und umfangreiche Studie von Perquin.[1]) Der Verfasser gibt kein Gesamtbild Raabes, sondern beschränkt sich auf die Untersuchung des motivischen Gehalts. Die ausführliche Darstellung der Entwicklung und des Charakters von Raabes Motiven führt im Gegensatz zu Heeß zur Feststellung eines „fortwährenden Schwankens in Raabes geistiger Entwicklung". Der Verfasser stellt überzeugend dar, aus welchen gegensätzlichen Elementen sich Raabes Weltanschauung in der mühsamen, nie ganz endgültigen Überwindung der Widersprüche des Lebens entfaltete: von der fröhlichen, fabulierfreudigen Naivität seiner dichterischen Anfänge bis zu späteren tief schmerzlichen, pessimistischen Einsichten in den widerspruchsvollen Charakter des Daseins. Allerdings bedarf die Erforschung der Weltanschauung aus dem motivischen Gehalt der Ergänzung durch die Betrachtung des künstlerischen Ausdrucks. Denn dort erst offenbart sich der Humor als die Möglichkeit zur künstlerischen Gestaltung und eigentlichen Überwindung des Widerspruchsvollen in der Welt.

Neuerdings hat Friedrich Röttger[2]) seiner Verehrung für Raabes Schaffen Ausdruck gegeben. Er legt einen stattlichen Band von 380 Seiten vor, auf denen er, angeregt durch den stark vaterländischen Einschlag von Raabes Schriften, alles zusammenträgt, was Raabe in den verschiedenen Perioden seines Schaffens und in den verschiedenen historischen Zusammenhängen und Situationen, die den Schauplatz seines Werkes ausmachen, zu dem Thema Volk und Vaterland geäußert hat, ohne aus dieser Vollständigkeit der Belege und stofflichen Fülle neue belangvolle Erkenntnisse gewinnen zu können.

Fontane. Clara Sieper[3]) versucht durch einen Vergleich des historischen Romans bei Raabe und Fontane zu bestimmten Er-

[1]) Perquin, N., Wilhelm Raabes Motive als Ausdruck seiner Weltanschauung. Amsterdam 1928, H. J. Paris.

[2]) Röttger, Fr., Volk und Vaterland bei Wilhelm Raabe. Graz 1930, Wächter-Verlag = Deutsche Quellen und Studien, Heft 7.

[3]) Sieper, Cl., Der historische Roman und die historische Novelle bei Raabe und Fontane. Weimar 1930, A. Duncker = Forschungen zur neueren Literaturgeschichte 62.

gebnissen zu kommen. So fruchtbar der Gedanke ist, die Auffassung und Behandlung des Historischen der beiden Dichterpersönlichkeiten zu vergleichen, so hat er doch die Verfasserin zu einseitig zur Feststellung des bloß Unterscheidenden zwischen Raabe und Fontane geführt. Zur Vollständigkeit des Vergleichs gehört die Feststellung der gemeinsamen Züge im Verhältnis beider zur Geschichte. Diese Gemeinsamkeit besteht vor allem in einer starken Heimat- und Bodengebundenheit, die in beiden Fällen die Grundlage des Geschichtserlebens ist, das sich dann allerdings verschieden entwickelt. Es ist nicht hinreichend und erschöpfend, Raabes Auffassung von der Geschichte als von einem einzigen sittlichen Kampf derjenigen Fontanes gegenüberzustellen, bei dem „geschichtliches Wachstum an der gesellschaftlichen Oberfläche, Standesgebundenheit, kulturhistorische Buntheit" erkennbar sei. Mit dieser vergröbernden Unterscheidung ist die Verfasserin leider ein Opfer ihres Vergleichs geworden; denn weder die Funktion der Geschichte bei Raabe noch bei Fontane wird in diesem Ergebnis erfaßt.

Die gründliche Untersuchung von Mary Gilbert[1]) ist ein wertvoller stilgeschichtlicher Einzelbeitrag zur Erkenntnis des Fontaneschen Schaffens. Besonders anzuerkennen ist das Geschick, mit dem die Verfasserin die Überfülle ihrer Belege in den Anmerkungen untergebracht hat, so daß ihre Ausführungen ohne kleinliche Abschweifungen ein klares, geschlossenes Bild von der Funktion des Gesprächs bei Fontane geben. Einleitend stellt die Verfasserin zunächst das Vordringen der Gesprächspartien im bürgerlichen Roman und im besonderen die Voraussetzungen für die Gesprächskunst Fontanes dar, die aus gesellschaftlichen Bindungen, Herkunft und Veranlagung abgeleitet werden. Der Hauptteil beleuchtet sodann in zahlreichen Einzelfragen das Verhältnis des Gesprächs zum Aufbau des Romans, die mannigfaltigen Möglichkeiten der Charakteristik durch das Gespräch, die Causerien in den Romanen Fontanes, wo das Gespräch um seiner selbst willen auftritt. Das Gespräch galt Fontane als das beste Mittel objektiver Charakterisierung, wobei er das zunehmende Hereinspielen seiner eigenen starken Subjektivität gar nicht empfand. Wohl zu Recht sieht die Verfasserin darin „die einzigartige Verbindung von idealistischer Tradition mit dem Realismus der Zeit, der hier in Fontane einen konservativen Realisten entstehen ließ und einen deutschen Gesellschaftsroman möglich machte".

Erwähnt sei noch die Dissertation von Rothfuchs[2]) über den

---

[1]) Gilbert, Mary-Enole, Das Gespräch in Fontanes Gesellschaftsromanen. Leipzig 1930, Mayer & Müller = Palaestra, 174.

[2]) Rothfuchs, Ed., Der selbstbiographische Gehalt in Gustav Freytags Werken (bis 1855). Münster i. W. 1929, Helios-Verlag = Universitas-Archiv 18.

selbstbiographischen Gehalt in Gustav Freytags Werken, die sich zu Unrecht einen „Beitrag zur Frage der Wechselwirkungen von Erlebnis und Dichtung" nennt; ohne innere Beziehung zu seinem Gegenstand und ohne die Möglichkeit zu eigenem Urteil sucht der Verfasser für die Gestalten und Begebenheiten in Freytags Werken bis zu „Soll und Haben" nach Vorbildern und Parallelen in Freytags Leben und Erlebnissen. Seine Bemerkungen sind entweder Wiederholungen von bereits Bekanntem oder leere Gemeinplätze im Leitartikelstil.

„Wesen und Form der deutschen Dorfgeschichte im 19. Jahrh." macht Friedrich Altvater[1]) zum Gegenstand seiner Untersuchung. Er bestimmt eingangs den Typus „Dorfgeschichte", „dem Stoffgebiet nach als Heimatkunst, in der Form vorwiegend Erzählung", in der geistigen Haltung und Darstellung von realistischem Charakter. Der Verfasser sieht in Gotthelf und Auerbach die Vertreter der gattungsmäßig echten Dorfgeschichte, die in den Idyll-Erzählungen Melchior Meyrs, Voß', Kleists „Kohlhaas", der „Judenbuche" der Droste usw. ihre Vorläufer hat. An die Darstellung der historischen Entwicklung schließt sich eine Übersicht über die wichtigsten Erzählertypen in der Dorfepik. Der Verfasser unterscheidet den Typ des städtischen Literaten (Spielhagen und Heyse) und des ländlichen (Heinrich Hansjakob), wovon es dem ersteren an Echtheit des Erlebens, dem anderen an künstlerischer Gestaltungskraft fehlt, von dem Typus des Volksmannes wie Jeremias Gotthelf, dessen Erzählweise von dem festen Zusammenhang mit dem Volkstum ohne weiteres bestimmt wird, und als letzten den Typus des Künstlers, bei dem die „Volksgemäßheit" das Ergebnis einer „Einstellung" auf das Milieu des Dorfes ist, die zu einer künstlerisch bewältigten Wesenserfassung des bäuerlichen Lebens führen kann wie bei Keller und Anzengruber. Durch gute Charakteristik einzelner Vertreter der Dorfgeschichte beweist der Verfasser besser als durch diese Einteilung sein sicheres Urteil über die künstlerischen Möglichkeiten der Dorfgeschichte und die Erfüllung, die sie jeweils gefunden hat.

Zusammenfassende Darstellung. Wenn wir uns von diesen Spezialuntersuchungen der großen, zusammenfassenden Darstellung zuwenden, die Hugo Bieber unter dem Titel „Der Kampf um die Tradition"[2]) über die Dichtung von 1830—1880 gegeben hat, so machen sich ganz andere Maßstäbe und An-

---

[1]) Berlin 1930, Emil Ebering = Germanische Studien, Heft 88.

[2]) Bieber, Hugo, Der Kampf um die Tradition. Die deutsche Dichtung im europäischen Geistesleben 1830—80 = Epochen der deutschen Literatur, hrsg. von Julius Zeitler. Bd. 5. Stuttgart 1928, J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung.

sprüche der Kritik geltend, um dieser ungewöhnlichen Leistung gerecht werden zu können. Es ist selbstverständlich bei einem so umfangreichen Werke möglich, über Einzelheiten anderer Auffassung zu sein. Dennoch ist von Biebers Werk zu sagen, daß es sich nicht nur durch seine großzügige Anlage, sondern auch durch Fülle und Tiefe der einzelnen Gedanken, Bestimmtheit und Eigentümlichkeit seiner Urteile auszeichnet. Entscheidend für seinen anregenden Wert ist die mutige und rückhaltlose Auseinandersetzung mit der ganzen, wenig durchsichtigen Problemfülle, die dem Historiker von diesem Zeitabschnitt aufgegeben wird. Bieber weicht an keiner Stelle diesem geistigen Kampf durch abfälliges Urteil oder unbegründetes Lob vorzeitig aus. Dem Umfang seiner Aufgabe sucht Bieber dadurch gerecht zu werden, daß er die Dichtung aus dem Gesamtaspekt des geistigen Lebens, in den sie eingebettet ist, darzustellen unternimmt, so daß sie im Wechselspiel mit anderen geistigen und kulturellen Kräften, aber nicht wie nach klassischer Auffassung notwendig als deren Dominante erscheint. Für einen solchen Standpunkt, der gleichzeitig die Ganzheit und Mannigfaltigkeit des geistigen Lebens zum Ausdruck bringen will, kann die Vielheit der historischen Erscheinungen nur faßbar und sinnvoll werden, wenn sie sich zu bestimmten Problemgruppen unter leitende Ideen (Zeitgeist und Volksgeist, Individuum und Gesellschaft, Anschauung und Stimmung usw.) ordnet. Die vorherrschenden Probleme ergeben die Einteilung des Werkes, nach der die historischen Erscheinungen zusammengefaßt werden, mit Ausnahme der einleitenden Kapitel, in denen die geistigen Voraussetzungen dieser Zeit historisch entwickelt werden. Biebers großes Verdienst besteht in seiner geistesgeschichtlichen Leistung. Es muß aber gerade in Anerkennung dieser Gesamtschau die Frage gestellt werden, ob dabei auch die Dichtung zu ihrem Rechte gekommen sei. Bieber betrachtet jedes dichterische Werk, soweit es Träger einer Idee, Repräsentant einer Zeitströmung ist. Selbstverständlich ist zumal in dem von ihm behandelten Zeitraum keine Rede von einer Vorherrschaft des dichterischen Geistes, aber hat nicht gerade der Literarhistoriker die Aufgabe, dem eigentümlichen, einmaligen und ganz besonderen Wesen der Dichtung auch in den Zeitläuften treu zu bleiben, in denen es sich gegen andersartige Manifestationen des Geistes nur mühsam behauptet? Ist nicht die Dichtung in den Momenten ihrer Bedrohung und Gefährdung dem erkennenden Blick am weitesten offen? In jedem wirklich lebendigen Dichtwerk liegt ein zeitentzogenes Moment; Dichtungen sind keine endgültigen historischen Fakten und deshalb nicht aus der Zusammenordnung mit anderen kulturellen und geistigen Tatsachen in ihrem dichterischen Charakter erkennbar. Es ist der Zeitgeist von 1830—1880, aber nicht die

Dichtung dieser Zeit, der in Biebers Werk zur Darstellung gekommen ist.

Schließlich sei noch auf ein charakteristisches Kennzeichen der Bieberschen Denk- und Darstellungsweise hingewiesen: Biebers Stil zeugt an bedenklich vielen Stellen davon, daß die Weite seiner Konzeptionen, die Neigung zur Konzentration großer Stoffmassen, die Durchdringung der geistigen Zusammenhänge nicht immer hat bewältigt werden können; dafür ein Beispiel: ,,Die Überzeugung, daß die künstlerische Gestaltung durch die Verhältnisse der Gesellschaft, innerhalb deren sie entstanden ist, durch den Stand und die allgemeine Richtung des Geisteslebens, durch die Nationalgeschichte und Kulturepoche entscheidend beeinflußt wird, ist Allgemeinbesitz der geschichtlichen und soziologischen Erkenntnis geblieben, auch als die Ideen des Volksgeistes und Zeitgeistes als vereinfachende Abstraktionen vielfältiger, schwer durchschaubarer Ursachenkomplexe erkannt wurden, und die Ansetzung der Stärkeverhältnisse, die bei dem Zusammentreffen der unendlichen Individualität und der unendlichen Fülle der äußeren Einwirkungen bei dem Durchdringen der dichterischen Expansivkraft des Gefühls, der dichterischen Unmittelbarkeit und Urtümlichkeit der Anschauung mit der ererbten und angeflogenen Tradition des Sehens, Empfindens, Wertens wirksam sind, nach verschiedenen Extremen hin stärksten Schwankungen und Abweichungen unterworfen ist.“

Während Hugo Bieber in zäher und strenger Gedankenarbeit durch das Problemgeflecht der Zeit zu den dichterischen Gestaltungen vorzudringen sucht, wird Herbert Cysarz in seinem Buche ,,Von Schiller zu Nietzsche“[1]) von seinem starken Instinkt zum Ausdruck des eigentlich Dichterischen und Schöpferischen gedrängt. Das gibt seiner Darstellung den Charakter ekstatischer Begeisterung. Cysarz ist kein Denker, sondern ein leidenschaftlicher Genießer und Erfühler des Dichterischen in seinen geschichtlichen Erscheinungsformen. Leider läßt Cysarz das, was er in seinem Nachwort als ,,Mikrokosmos ausgewählter, ausgewerteter Erfahrungen“ bezeichnet, in einem solchen Wortschwall auf seine Leser niederprasseln, daß bei der Form seiner Darstellungsweise der Reichtum und die Echtheit seiner Einfälle und Einsichten kaum ernst genommen werden kann. Einige Beispiele für die Art seines Stils und seiner Kritik, die sich im besten Falle zum Feuilleton erhebt: ,,Der frühromantische Scheitel: Dort Schillers heilige Sympathie, der Platonismus (und Dualismus) der Shaftesbury und Wieland und Hemsterhuis, Herderisch-Pestalozzische Philanthro-

[1]) Hauptfragen der Dichtungs- und Bildungsgeschichte des jüngsten Jahrhunderts. Halle 1928, Niemeyer.

pie und Leibnizisch-Jacobische Glückseligkeitssuche, Spinozas amor intellectualis und die goldene Kuppel der göttlichsten aller poetischen Kathedralen: „L'amor che muove il sole e l'altre stelle", hier der barocke Blut- und Wundendunst der Spee und Balde, die pietistische Todes- und Seitenhöhlchen-Erotik, die Sensualität und Sensibilität der reifenden Brentano- und Hoffmann-Zeit . . ." (S. 42).

„Beispielhaft ist auch Laubes oder Immermanns verletzter Duellant: der glorreiche Paukant, malerisch hingebettet, erhebt nach süßer Ohnmacht erstmals seine Lider und erblickt mit züchtigen verschämten Wangen ausgerechnet jene Jungfrau vor sich stehen, für die er die Hiebe bezogen hat —" (S. 175).

„Grabbes Drama gehört ausschließlich dem Ungestüm der unheilschwangeren Tat: Ein rascher Tritt entfesselt Lawinen, aus Trümmern wühlen gemarterte Hände empor, und ein gellendes ‚Porco di . . .' eitert auf sterbenden Lippen . . ." (S. 242).

Leipzig. Willi Koch.

GESCHICHTE DER BILDUNG UND DES BILDUNGSWESENS.

Auf erziehungs- und bildungsgeschichtlichem Gebiete sind seit der letzten Berichterstattung (Bd. 18, S. 213ff.) nennenswerte Fortschritte zu verspüren, das kann nicht geleugnet werden. Es scheint, als sei der Ansturm der um jeden Preis „Morgigen" gelinder geworden, nachdem eine prüfende Sichtung doch ergeben hat, daß der Blick auf die Vergangenheit sich auch lohnt. Aus innerer Notwendigkeit, aus einer unwillkürlich sich aufdrängenden Bewertung heraus, ohne sonderliche theoretische Erwägung kommt in der wissenschaftlichen Literatur eine Strömung auf, die wieder starkes geschichtliches Gepräge hat. Es ist ja außerordentlich bezeichnend, daß man, noch ehe diese Strömung genügend Stoff herangespült hat, sich schon jetzt ernsthaft um historiographische Prinzipien müht, was natürlich die Forschung im ganzen aufhalten kann. Aber in mäßigen Grenzen kann gerade diese Besinnung im Augenblick der Aufrüstung einer historischen Disziplin von großem Segen sein. Vorsicht vor Übertreibungen ist aber immer geboten.

Die Art, wie Siegfried Behn[1]) durch seine „paarige Denkweise" die Geschichte zerklüftet und durch eine geschraubte Terminologie, die der Herkunft nach recht verschieden ist, ein schwerverständliches literarisches Gebilde schafft, von dem er vielleicht hofft, daß es gemäß der ganzen Anlage ein Vademekum sein wird, bedeutet eine Verirrung. Im einzelnen ist manches wohl brauchbar, aber das Ganze ist doch eine Überspannung an Systematik, durch die ganz bestimmt nicht Freunde für die geschichtlichen Zusammenhänge gewonnen werden. Das allein hätten ja Verfasser und Verleger unter sich auszumachen. Aber das Unverantwortliche für die Wissenschaft als solche ist, daß innerhalb der kategorialen Gruppierung bei den Fakten sich eine unglaubliche Leichtfertigkeit nachweisen läßt. Überall, wo die Prüfung vorgenommen wurde (Luther, Comenius, Pestalozzi, Fröbel) häufen sich die Fehler zu einer beängstigenden Fülle, und selbst bei Angaben über einen solchen Mann wie Ägidius Jais, den Behn über Pestalozzi heraus-

---

[1]) Behn, Siegfried, Allgemeine Geschichte der Pädagogik in problementwickelnder Darstellung, Teil 1 u. 2. Paderborn (F. Schöningh) 1929 = Handbücherei der Erziehungswissenschaft, Bd. 18a u. b.

hebt, mögen die besseren Forschungen Paul Regners (vgl. S. 140) Belehrung bringen. Leider wohnt auch dem zweiten Teil der Darstellung die Tendenz inne, protestantische Pädagogen gegen katholische unvorteilhaft abzuheben. Dazu gehört die krampfhafte Bemühung, Pestalozzi herabzusetzen: Worte zu brauchen wie, daß der „Schmetterling von Stans seinen Flügelstaub eingebüßt" habe, ist frivol. — Die letzten Arbeiten Kurt Riedels[1]), der an sich mit warmen Worten ein tieferes Studium der Erziehung und Bildungsgeschichte herbeisehnt, huldigen der Fundierung der von ihm aufgebrachten „Planidee". Wieweit er mit seinen Theorien im einzelnen Recht und Glück hat, steht hier nicht zur Diskussion. Wie aber diese Theorien historisch unterbaut sind, darüber müssen ein paar Worte gesagt werden, zumal Riedel genau wie Behn seine Arbeiten „problemgeschichtlich" gewürdigt wissen will. Erstaunlich ist die sicher mit großem Fleiß erworbene Belesenheit des Autors, aber was nützt einem eine Belesenheit, wenn man sie nicht zügeln kann. Bücher sollen nicht gedruckte Zettelkästen sein. Wenn man die geschichtliche Fundierung eines Problems sich zur Aufgabe stellt, dann genügt nicht das Nebeneinandersetzen von Äußerungen der Vergangenheit ohne Vorsicht bei der Betonung der Ausschließlichkeit und Erstmaligkeit, sondern man muß das Problem in Kontinuität erwachsen sehen. Wenn man in der letztangedeuteten Weise verfahren würde, könnte man auch eine Bewertung nach Wichtigkeit oder Belanglosigkeit vornehmen. Dann muß es ein Grundsatz für wissenschaftlich-vergleichende Arbeit sein, nur ganz vorsichtig historische Gegenüberstellungen vorzunehmen. Riedel ist sehr schnell bereit, konstruierte Entwicklungsstufen hier und dort, früher und später als Analogien oder Homologien zu beschreiben und zu deuten. All diese Mängel sind Kennzeichen ungenügender Ausreifung. Das ist sehr schade für die sachlichen Dinge, die Riedel fördern möchte, manches an seinen Gedanken ist recht brauchbar.

Die Kritik der Arbeiten von Behn und Riedel ist absichtlich an die Spitze gestellt, um zu zeigen, wie ganz anders die Darstellungsweise Hermann Lesers im 2. Bande seines großen Werkes[2]) dem Historischen gerecht wird, obwohl alle Bemerkungen,

[1]) Riedel, Kurt, Lehrerbildung und Lehrplan. Ein geschichtlich-vergleichender Versuch. Osterwieck (A. W. Zickfeldt) 1929. — Ders., Eigengesetzliche Bildungslehre. Grundlegung der allgemeinen Jugendbildung. Zugleich eine problemgeschichtliche Darstellung für Lehrer aller Stufen und Studierende der Pädagogik. Ebenda 1931 = Handbücher der neueren Erziehungswissenschaft, Bd. 7.

[2]) Leser, Hermann, Das pädagogische Problem in der Geistesgeschichte der Neuzeit. 2. Bd.: Die deutsch-klassische Bildungsidee. München und Berlin (R. Oldenbourg) 1928.

die zum 1. Bande gemacht wurden (vgl. Bd. 18, S. 239f.) mutatis mutandis ihre weitere Berechtigung haben.[1]) Der Erlanger Gelehrte behandelt die Bildungsidee des deutschen Klassizismus und hat damit neben R. Lehmanns Buch in den „Großen Erzieher" eine sehr beachtliche Leistung gestellt. Quellenmäßig genaue Untersuchungen an den Göttinger Neuhumanisten, an Lessing, Herder, F. A. Wolf, Schiller, Goethe und Humboldt geben Anlaß zu leider etwas breiten Einführungen und pedantischen „kritischen Würdigungen", aber auch die damit zum Ausdruck gebrachten Ausstellungen hindern nicht, die saubere Erarbeitung vollauf anzuerkennen, die sicher stets als die großangelegte Lebensarbeit des Verfassers gewürdigt werden wird. — Das Beste, was jetzt an großen Übersichten vorliegt, hat Willy Moog geschaffen, indem er Fr. Hemans „Geschichte der neueren Pädagogik" durch eine vollständige Umarbeitung mit selbständigem Eigenwert völlig auf die Höhe brachte.[2]) Mit größter Gründlichkeit sind die Einzeluntersuchungen[3]) verarbeitet; bis auf kleine Auslassungen wird die Literatur jeweils bibliographisch nachgewiesen. Es wird schwer fallen, bei gleichbleibendem Material die Darstellung zu übertreffen. Übrigens das eine sei gesagt, daß die Versicherung des Verfassers, er wolle ausschließlich eine „Geschichte der Pädagogik" geben, zum Vorteil des Ganzen und der Benutzbarkeit nicht fest innegehalten ist. Man erfährt oft mehr als das, was bei der von Moog wohlbegründeten Einschränkung nur Platz haben sollte.

Von großer methodischer Bedeutung für die Geschichte der Bildung sind die Bemühungen Paul Schneiders (Hamburg)[4]), der vollkommen richtig gesehen hat, daß der Bildungsgeschichte ein würdiger Platz in einer recht verstandenen Kulturgeschichte anzuweisen sei. Die Gedankenführung ist so zwingend, daß bei weiterer geschichtlicher Arbeit auf

[1]) Der 2. Bd. ist so kurz nach meiner Rezension des 1. Bd. erschienen, so daß der Verfasser nicht in der Lage war, dazu Stellung zu nehmen.

[2]) Moog, Willy, Geschichte der Pädagogik. Bd. 2. Osterwieck (A. W. Zickfeldt) 1928 = Der Bücherschatz des Lehrers, Bd. 10, 2: Die Pädagogik der Neuzeit von der Renaissance bis zum Ende des 17. Jahrhunderts.

[3]) Moog sagt in Hinsicht auf sie: „Aber wenn solche Einzeluntersuchungen für die allgemeine Geschichte der Pädagogik fruchtbar sein sollen, dann dürfen sie nicht den Charakter äußerlich zusammengetragener Materialsammlungen besitzen, sondern müssen auch auf beschränktem kleinem Bezirk die Richtung auf pädagogische Grundbegriffe und Ziele hervortreten lassen, mag dabei der Begriff der Erziehung oder derjenige des Unterrichts oder derjenige der Bildung im Vordergrund stehen."

[4]) Schneider, Paul, Kulturgeschichte und Bildungsgeschichte. Ein Beitrag zur Strukturtheorie des historischen Gegenstandes. Langensalza (Beyer & Söhne) 1930 = Friedrich Manns Pädagogisches Magazin (FMPM), Heft 1289.

unserem Gebiete dieses Ziel immer beachtet werden muß, und jedem, der dabei mittun will, möchte die theoretische Besinnung Schneiders angelegentlichst empfohlen sein. — Zu den begeisterten Anhängern der Erziehungs- und Bildungsgeschichte gehört Ernst Krieck. Wenngleich seine Hauptarbeiten, die auf systematischem Gebiete liegen, mit durchaus wechselvoller Anteilnahme aufgenommen wurden, so ist doch zu sagen, daß in ihnen stets der historische Aspekt gegeben ist. Aus historischer Grundeinstellung heraus fühlte sich der in der Federführung oft keine Grenzen kennende Enthusiast bewogen, in den „Bildungssystemen der Kulturvölker" und in der „Geschichte der Bildung"[1]) Werke vorzulegen, die zwar an Großzügigkeit und Schwung kaum etwas zu wünschen übriglassen, indes in Anlage und Durchführung weit über das Maß des Möglichen hinausschießen. Es hieße Bücher daneben setzen, wollte man die Fehler in den Tatsachen und die Schiefheiten in der Deutung richtigstellen. Mit einer sicheren Eigenwilligkeit werden die allerkühnsten Behauptungen ausgesprochen. Was hätte wohl Krieck über Bildungszustand und Bildungsstreben um 1250 gesagt, wenn nicht gerade Dempfs Sacrum Imperium und Kantorowiczs Friedrich II. erschienen wären? Hätte er sich mit Limmers Darstellung (vgl. S. 133) begnügt, die für unser Gebiet gesicherte Ergebnisse bringt? Gewiß nicht; es gehört leider heute eben zur sensationellen Gewohnheit, Bücher von Berühmtheit auch dann über Gebühr zu verwerten, wenn man sie nur mit Haaren herbeiziehen kann. Man möchte für Krieck und mit Krieck wünschen, daß die Bildungsgeschichte auf festeren Füßen steht. — Noch bedenklicher werden solche große Übersichten, wenn die Feder nicht so leicht über das Papier gleitet wie bei Krieck, d. h. wenn bei allen großen Zielen auch noch die schriftstellerischen Mittel versagen. Von diesem Charakter ist Paul Schneiders (Gütersloh) Buch.[2]) Nicht verarbeitet ist das Material. Oft angegriffene, auch verworfene historische Periodisierungsbegriffe werden in ungeläuterter Gestalt fortgeschleppt. Wichtige Verbindungsglieder bei der Schilderung von Entwicklungen sind dem Verfasser unbekannt. Man hat gewiß den Eindruck, daß der Verfasser sich in der einschlägigen Literatur leidlich auskennt, aber um so mehr spürt man, daß er zu seinem eigenen Schaden seine wissenschaftliche Arbeit so eingerichtet hat, daß er der selbständigen Erforschung bildungsgeschichtlichen Stoffes entraten könnte und dürfte. Aber nirgendwo tut saubere Einzelforschung so not wie auf unserem Gebiete.

[1]) Krieck, Ernst, Bildungssysteme der Kulturvölker. Leipzig (Quelle & Meyer) 1927; ders., Geschichte der Bildung. München u. Berlin (R. Oldenbourg) 1930 = Handbuch der deutschen Lehrerbildung, Bd. 1.

[2]) Schneider, Paul, Bildungsbegriff und Bildungsideal im Wandel der Zeiten. Kempten (O. Nemnich) 1930.

Ein Beispiel fleißiger Forschung für ein kleines Gebiet pädagogischer Praxis hat Ludwig Volkmann in seinem beachtlichen Werk über die Geschichte der Mnemotechnik im Sinne einer Geschichte, das visuelle Gedächtnis zu schulen, vorgelegt.[1]) Mit großer Liebe werden die einschlägigen Fragen von der Antike bis zur Neuzeit behandelt, treffliches Buchmaterial wird nachgewiesen, gute Bilder werden beigegeben, alles dies geschieht in kulturgeschichtlicher Besinnung in Hinsicht auf eine Einlagerung des Einzelproblems in das Wesen der jeweiligen Periode. Die Fülle des Materials reizt so recht an, das Gedächtnisproblem in psychologischer Hinsicht zu durchleuchten, eine Aufgabe, die Ludwig Volkmann durch sein Bemühen indirekt gestellt hat.

Nach der Charakterisierung der allgemeinen Arbeiten soll nunmehr auf die Einzeluntersuchungen eingegangen werden.

Kaum einer der namhaften Darsteller geschichtlicher Pädagogik im Zusammenhange ist bisher ernstlicher auf Bildungsidee und Bildungszustände des Mittelalters eingegangen. Es lag das am Mangel an Vorarbeiten. Künftighin wird man die ausgezeichneten Ergebnisse der Arbeit Rudolf Limmers[2]) nicht ignorieren dürfen. In gründlicher Quellenarbeit hat der Verfasser die Details aus einer großen Anzahl mittelalterlicher Schriftsteller (auch aus Handschriften) gewonnen — er gibt in einem besonderen Anhang die Belege im Exzerpt — und ist durch methodisch geschickte Zusammenstellung zu unbedingt gesicherten Ergebnissen über Träger, Inhalt und Mittel der Bildung gelangt. Jede tastende Phantasie ist ausgestaltet. Limmer hat sich damit nicht nur ein Verdienst für die Bildungsgeschichte erworben, er hat auch der gesamten Kulturgeschichte, die erst schüchtern die Bildungsgeschichte einbezieht, einen großen Dienst getan. — Etwas, was von ihm nur gestreift ist, die Leibesübungen, hat Martin Hahn zum Gegenstand einer größeren Studie[3]) gemacht, ohne daß die methodische Akribie Limmers erreicht wäre. Hahn hat sich auch nicht auf einen bestimmten Teil des Mittelalters festgelegt, sondern Quellen des gesamten Mittelalters geben das Material für seine gleichmäßig gut geratene Verarbeitung ab.

Für die Zeit des deutschen Humanismus hat Josef Kuckhoff in zwei Darstellungen[4]) eine recht beachtliche Be-

---

[1]) Volkmann, Ludwig, Ars memorativa. Jahrb. der Kunsthist. Samml. in Wien. N. F. Sonderheft 30 (1929).

[2]) Limmer, Rudolf, Bildungszustände und Bildungsideen des 13. Jahrhunderts. München u. Berlin (R. Oldenbourg) 1928.

[3]) Hahn, Martin, Die Leibesübungen im mittelalterlichen Volksleben. Langensalza (Beyer & Söhne) 1929 = FMPM 1260.

[4]) Kuckhoff, Josef, Der Sieg des Humanismus in den katholischen Gelehrtenschulen des Niederrheins 1525—1557. Münster (Aschendorf) 1929 =

reicherung geboten. Er ist den katholisch-humanistischen Bestrebungen am Niederrhein in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. in guter Quellenforschung und mit großem Fleiß nachgegangen und hat in der Tat wichtige Zusammenhänge der ganzen Bewegung im deutsch-niederrheinischen und niederländischen Gebiete aufgedeckt. Manche sonst nicht oft genannte Schule, mancher unbekannte Schulmann wird in seiner Bedeutung richtig gewürdigt, und man kann, ohne die übersteigerte Bewertung Kuckhoffs im einzelnen anzuerkennen, recht deutlich erkennen, daß die Humanistenschulen die Bildungstradition wahrten, so daß der Jesuitismus nicht überall Trümmer vorfand, wie das zur Ehre der jesuitischen Schulbemühungen meistens behauptet wurde. Vielmehr war gerade in dem hervorragendsten Vertreter des frühen rheinischen Jesuitismus, in Johannes Rethius, soviel humanistische Gelehrsamkeit aufgespeichert, daß nur neue Organisationsprinzipien an die Stätte seiner Wirksamkeit, das Tricoronatum in Köln, herangetragen wurden, um eine neue Blüte erstehen zu lassen. Den Bestrebungen des Rethius ist der Verfasser in einer gründlichen Studie im einzelnen nachgegangen. — Für Georg Agricola, den Stadtphysikus und Schulmann von Amberg, hat Friedrich Roth eine brauchbare, nicht allzu tief schürfende Darstellung[1]) gegeben, insbesondere hat er der für Stadt- und Landesgeschichte bedeutsamen Oratio de laude Ambergae von 1559, die nur handschriftlich vorliegt, eine anziehende Übersetzung und gute Würdigung zuteil werden lassen, so daß auch diese für die Gesamtgeschichte des Humanismus nicht unwichtige Schrift nunmehr für weitere Betrachtungen zur Verfügung steht. Man begrüßt ferner in der Darstellung die mit Stolz und Liebe aufgezeigte Beziehung des Amberger Bürgers zu Melanchthon, Dinge, die übrigens bekannt waren, aber hier deutlicher in die Erscheinung treten. — Eine große Aufgabe hat sich Johannes Maaßen gestellt, wenn er das Schuldrama des Humanismus[2]) charakterisieren und typisieren will. Zwar sind die Übersichten über das Vorkommen des Schulspiels auf territorialer Basis im Eingang der Arbeit recht dürftig — wichtige Vorarbeiten sind nicht berücksichtigt, auch ist

---

Katholisches Leben und Kämpfen im Zeitalter der Glaubensspaltung, Heft 3; ders., Johannes Rethius, der Organisator des katholischen Schulwesens in Deutschland im 16. Jahrhundert. Düsseldorf (Pädagogischer Verlag) 1929 = Katholische Pädagogen, Bd. 2.

[1]) Roth, Friedrich, Dr. Georg Agricola Ambergensis (1530—1575), Schüler und Freund Melanchthons, Schulmeister, dann Stadtphysicus in Amberg. München (Chr. Kaiser) 1927 = Einzelarbeiten aus der Kirchengeschichte Bayerns, Bd. 5.

[2]) Maaßen, Johannes, Drama und Theater der Humanistenschulen in Deutschland. Augsburg (Benno Filser) 1929.

die Nebeneinanderreihung der ,,Wesensmächte" Reformation, Humanismus, Bürgertum seltsam, und es wird dafür innerhalb der Darstellung nichts Entscheidendes beigebracht, das alles kann aber den hohen Wert der Arbeit nicht herabsetzen, der allerdings mehr auf literargeschichtlichem Gebiete liegt. Die Stoffkreise sind nach literarischen Kriterien überraschend gut untersucht, und gerade aus diesen Ergebnissen können wichtige Schlüsse für die pädagogische Verwertung des Schulspiels getan werden. — Nicht viel Neues bringt eine Arbeit Kurt Krauses über die Belebung der geographischen Studien zu Beginn des 16. Jahrh.[1]), indem er bei wenig eigener Forschung, dafür aber in starker Anlehnung an V. Hantzschs und S. Günthers Arbeiten ein im allgemeinen bekanntes Ergebnis nochmals herausstellt.

An dieser Stelle mögen nunmehr ein paar Werke aufgeführt werden, deren Inhalt geschichtliche Darstellung für den großen Zeitraum von ca. 1500 bis zur Gegenwart hin bildet. Am ehesten an die Humanistenarbeit schließen noch die umfangreichen Untersuchungen Engelbert Drerups über die Schulaussprache des Griechischen[2]) an. Es mag ja sein, daß der Altphilologe seine Freude und Augenweide an dem stattlichen Buch über ein vielleicht auch wichtiges Problem hat, dem Historiker ist die ausgedehnte literargeschichtliche Nebenarbeit über alle möglichen Dinge, die in irgendeiner Weise mit dem Streit zwischen erasmischer und reuchlinischer Aussprache des Griechischen in Zusammenhang stehen, willkommen, so vor allem die sehr gründlichen Nachweise über die Pflege der klassischen Sprachen an den verschiedenen Orten. Schon um deswillen wird der Abschluß des Ganzen erwartet, damit mit Hilfe des dann fälligen Registers die riesigen Materien auch für andere Zwecke erschlossen werden können. — Von anderer Bedeutung ist Ferdinand Cohrs' Untersuchung über die 400jährige Geschichte von Luthers Kleinem Katechismus.[3]) Handelt es sich hier doch um die Geschichte eines Lehrmittels von fundamentaler Bedeutung für die Geschichte der protestantischen Schule überhaupt. Der beste Kenner des Stoffes (vgl. Mon. Germ. Päd. Bd. XX—XXIII, XXXIX) hat

---

[1]) Krause, Kurt, Die Anfänge des geographischen Unterrichts im 16. Jahrh. Gotha (Justus Perthes) 1929 = Geographische Bausteine, Heft 16.

[2]) Drerup, Engelbert, Die Schulaussprache des Griechischen von der Renaissance bis zur Gegenwart. Im Rahmen einer Allgemeinen Geschichte des griechischen Unterrichts. Teil 1: Vom 15. bis zum Ende des 17. Jahrh. Paderborn (F. Schöningh) 1930 = Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums, Erg.-Bd. 6.

[3]) Cohrs, Ferdinand, Vierhundert Jahre Luthers Kleiner Katechismus. Kurze Geschichte seiner Entstehung und seines Gebrauchs. Langensalza (Beyer & Söhne) 1929 = FMPM 1240.

hier eine knappe Zusammenfassung dessen gegeben, was er in größerem Zusammenhange schon ausgeführt hat. — So recht die Denkart und die Gewohnheiten seines Lehrers, selbst bis in die Einzelheiten des Sprachgebrauchs hinein (vgl. die typischen Redewendungen wie: verpflichtet sein, verhaftet sein, unaufhebbare Zusammengehörigkeit u. dgl.) trägt Arthur Faulwassers kluge Arbeit über Naturgemäßheit und Kulturgemäßheit.[1]) Die Problemstellung ist recht treffend, und auch in grundsätzlicher Beziehung sind die Fragen gelöst. Doch die historischen Belege sind schwach. Da muß oft der Wunsch zum Einklang mit dem Problem konstruieren, es entstehen Formulierungen, die sehr gut klingen, aber geschichtlich unwahr sind. Es hilft nichts, auch in diesen Dingen muß mit der gleichen Akribie gearbeitet werden, wie das die Philosophen für ihre Fragen verlangen. Die Historie darf nicht zum Aschenbrödel herabgewürdigt werden. — Trefflich ist das Büchlein von Käthe Stricker über die deutsche Frauenbildung seit der Reformation[2]), das Quellenstücke mit knapper Interpretation bietet. Nicht recht befreunden kann man sich damit, daß die Stücke nicht im Originaltext gebracht werden, denn die neudeutschen Texte klingen seltsam, wo eben die andere Sprache schon zum Verständnis des Inhalts „Stimmung" gibt.

Recht gering sind in der Berichtszeit die Bemühungen um Bildungsgedanken und Bildungsgut für das 17. Jahrh. gewesen. Die überragende Gestalt des Comenius hat wieder eine neue biographische Würdigung[3]) erhalten, und Hildegard Staedke hat erneut und gut zusammenfassend die pansophischen Gedanken in den Mittelpunkt einer Untersuchung[4]) gestellt. Den Sárospataker Aufenthalt, die Zeit seines eigentlichen pädagogischen Wirkens, hat der Berichterstatter zum Gegenstand einer manches Neue bringenden Studie[5]) gemacht. — Erwähnt möchte auch

---

[1]) Faulwasser, Arthur, Naturgemäßheit und Kulturgemäßheit. Zwei Grundforderungen der Pädagogik in historischer und grundsätzlicher Betrachtung. Langensalza (Beyer & Söhne) 1929 = FMPM 1215.

[2]) Stricker, Käthe, Deutsche Frauenbildung vom 16. Jahrh. bis Mitte des 19. Jahrh. Berlin (F. A. Herbig) 1929 = Quellenhefte zum Frauenleben in der Geschichte, Heft 21.

[3]) Heyberger, Anna, Jean Amos Comenius. Sa vie et son œuvre d'éducateur. Paris 1928, Champion (vgl. meine Rezension in Zeitschr. für slav. Philologie, Bd. V, S. 504f.). — Die Brünner Ausgabe der Werke (Spisy J. A. Komenského) ist inzwischen auch um einige Bände vorgeschritten.

[4]) Staedke, Hildegard, Die Entwicklung des enzyklopädischen Bildungsgedankens und die Pansophie des J. A. Comenius. Leipzig (Julius Klinkhardt) 1930.

[5]) Schönebaum Herbert, Comenius bei den Ráhóczy in Sárospatak. Korr.-Bl. des Vereins f. siebenbürg. Landeskunde, 53. Jg. (1930).

werden, daß Philosophie und Pädagogik des Thomas Hobbes durch die Neuauflage von Cay v. Brockdorffs Buch[1]), das eine wesentliche Vermehrung durch die Berücksichtigung der Hobbesforschung anderwärts erhalten hat, wieder nahegebracht worden sind.

Größere Beachtung verdient das Bemühen Max Fleischmanns, Werk und Leben des Christian Thomasius[2]) anläßlich der 200. Wiederkehr von dessen Todestag in den Mittelpunkt wissenschaftlicher Fragestellung gerückt zu haben. Der Herausgeber des stattlichen Bandes hat darauf verzichtet, eine umfassende Würdigung des großen Gelehrten zu geben, bestimmt hat er aber durch seinen Beitrag und mit der Redaktion des Ganzen das Meiste geleistet. Es steckt eine unermeßliche Arbeit in all den vielseitigen Beiträgen, bio- und ergographisch sind viele neue Dinge herausgebracht worden. Fleischmann und Georg Müller haben sich mit der Fachwissenschaft des Thomasius, der Jurisprudenz, wie er sie in Lehre und Wort gefördert hat, eingehend beschäftigt und damit zugleich neue Bausteine für die Geschichte dieser Wissenschaft herangetragen. Alfred Rausch hätte in seinem Beitrag über die Bedeutung des Thomasius für das deutsche Bildungswesen, Dinge, die uns gerade hier interessieren, weiter ausgreifen müssen. Eine gute Darstellung gibt der Francke-Kenner August Nebe über das Verhältnis des Juristen zu dem Pietisten, wobei der Briefwechsel zugleich manches für die Geschichte des Glauchaer Pädagogiums abwirft. Hanns Freydank hat sehr eingehend die „Monatsgespräche" untersucht und die starke Begabung des Gelehrten auch für journalistische Dinge dargetan. Vielleicht am interessantesten sind die Ausführungen Bernhard Weißenborns über die Bibliothek des Thomasius, weil man im ganzen recht wenig über Gelehrtenbibliotheken weiß; bedeutsam dabei die Untersuchungsmethode, mit Hilfe von Antiquariatskatalogen zur Restituierung eines früheren Bestandes zu gelangen. Eine dankenswerte Thomasius-Bibliographie beschließt das Buch, das recht viele Anregungen gibt. Der Meinung Fleischmanns kann man sich nicht anschließen, daß eine Gesamtwürdigung für Thomasius zu schreiben eine Unmöglichkeit bedeutet. Im Gegenteil, das vorliegende Werk verstärkt ungemein den Anreiz, nunmehr an diese Aufgabe heranzugehen. — In diesem Zusammenhange mag auch auf eine Arbeit zur Wissenschaftsgeschichte, die insbesondere die Universität Halle betrifft, hingewiesen werden.

[1]) Brockdorff, Cay von, Hobbes als Philosoph, Pädagoge und Soziologe. 2. Aufl. Bd. 1. Kiel (Lipsius & Tischer) 1929 (der 2. Bd. steht noch aus).

[2]) Christian Thomasius. Leben und Lebenswerk. Abhandlungen u. Aufsätze von . . . . ., hrsg. von Max Fleischmann. Halle (Niemeyer) 1931 = Beiträge zur Geschichte der Universität Halle-Wittenberg, Bd. 2.

Hanna Nabakowsky hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Pflege der Pädagogik am Wirkungsorte des Thomasius[1]) zu untersuchen. Leider gibt sie nur im wesentlichen Gelehrtengeschichte: Chr. Thomasius, A. H. Francke, Christian Wolff, Chr. G. Schütz, E. Chr. Trapp, J. S. Semler, F. A. Wolf und A. H. Niemeyer[2]) werden einzeln und eigentlich auch recht isoliert behandelt. Niemeyers „Vorläufige Gedanken über das Bedürfnis und zweckmäßige Einrichtung eines pädagogischen Seminars" vom Jahre 1787 werden der Arbeit in genauem Text vollständig beigegeben.

Zahlreich sind die Arbeiten für die zweite Hälfte des 18. Jahrh. und die erste Hälfte des 19. Jahrh. Dieser Zeitraum der großen Gedankenumwälzung ist ja von jeher ein Hauptarbeitsgebiet für die Erziehungs- und Bildungsgeschichte. Im Lessingjahr wurde Georg Manns Untersuchung[3]), obwohl sie in der Ausarbeitung weit zurückliegt, veröffentlicht. Ausgerüstet am Bildungsbegriff Willmanns hat der verstorbene Lessingfreund besonders gründlich die „Erziehung des Menschengeschlechts" analysiert. — Sehr verdienstlich ist das Bemühen der Anhaltischen Landesbücherei, dessen Direktor Johannes Rammelt eine Reihe von Studien, die sich mit den Schätzen dieser Bibliothek befassen sollen, herausbringen will. In einem ersten Band[4]) wird die Geschichte der erst kürzlich zusammengestellten Bibliothek dargeboten, alsdann folgt der Abdruck der sehr interessanten Sitzungsberichte der Pädagogischen Gesellschaft am Dessauer Philanthropin (für 1777—1793), schließlich werden die Aufzeichnungen von Ludwig Basedow, dem Sohne des Pädagogen, veröffentlicht. Der Abdruck des Ausstellungskatalogs (Sonderausstellung der Landesbücherei Ende 1922) ist eine förmliche Quellenkunde des Philanthropinismus. Alles in allem liegt hier ein Buch vor, das noch recht viel gebraucht werden wird. — Karl Vahlbruchs Rochowstudie[5]) vermag trotz der Fülle der Zitate den märkischen Edelmann nicht lebendig werden lassen, denn kaum etwas Neues erfährt man aus dem kleinen Büchlein.

[1]) Nabakowsky, Johanna, Die Pädagogik an der Universität Halle im 18. Jahrh. Osterwieck (A. W. Zickfeldt) 1930 = Hallische pädagogische Studien, Heft 7.

[2]) Leider kann auf K. Mennes Arbeit über Niemeyer, Halle 1928, nicht eingegangen werden, da der Verlag kein Rezensionsexemplar geliefert hat.

[3]) Mann, Georg, Lessings Pädagogik. Langensalza (Beyer & Söhne) 1929 = FMPM 1000.

[4]) Rammelt, Johannes, J. B. Basedow, der Philantropismus und das Dessauer Philanthropin, nebst einer Einleitung: Herzoglich Anhaltische Behördenbibliothek und Anhaltische Landesbücherei (geschichtlicher Abriß). Dessau (W. Schwalbe) 1929 = Veröffentlichungen der Anhaltischen Landesbücherei in Dessau, Bd. 1.

[5]) Vahlbruch, Karl, Das soziale Lebenswerk Friedrich Eberhard v. Rochows. Langensalza (Beyer & Söhne) 1928 = FMPM 1201.

Eine ganz gründliche Arbeit ist das Buch von Walter Fräßdorf über Rousseaus psychologische Anschauungen.[1]) Erstaunlich ist die Belesenheit des Verfassers, auf das äußerste getrieben ist die philologische Akribie. Alle Ausführungen sind trefflich historisch unterbaut. Dazu kommt ein umfangreiches Literaturverzeichnis, das beinahe eine Bibliographie für die Geschichte der Psychologie überhaupt darstellt. Die Ergebnisse der Untersuchung werden vom Verfasser in recht guten Zusammenfassungen übermittelt, und das ist für die ganze Arbeit ein Glücksumstand, denn die Lektüre des Buches bedeutet beinahe eine Zumutung, weil man sich durch ein sicherlich verfehltes Klammerwerk des Textes hindurchwürgen muß. Dieser äußere Mangel spielt aber keine entscheidende Rolle für die Beurteilung der Arbeit. Inhaltlich sind jedenfalls alle einschlägigen Fragen so erschöpfend behandelt, daß man das Buch schlechthin als Nachschlagewerk benutzen kann. Es wird kaum einen Rousseau-Kenner geben, der Wesentliches wird hinzubringen können, und der Psycholog erhält geradezu eine Fundgrube für alle seine Fragen, schließlich kann auch der Pädagog an Fräßdorfs Arbeit nicht vorübergehen, weil heute mehr als je Rousseaus Ansichten in den Problemen der Bildungslehre eine Rolle spielen (vgl. Riedels „Eigengesetzliche Bildungslehre“).

Daß nach dem Pestalozzijahr die Forschung am großen Schweizer nicht ruhen würde, war vorauszusehen. Sowohl die kritische Ausgabe hat wesentliche Fortschritte gemacht (bis jetzt sind erschienen Bd. 1—5, 8—10), auch weitere Darstellungen sind nicht ausgeblieben. Der Verfasser des Literaturberichts ist selbst an der Pestalozziforschung beteiligt und hat darüber an anderer Stelle berichtet.[2]) Die neueste Arbeit[3]) befaßt sich mit der schwierigen Zeit von 1782—1797, für die vorher recht wenig bekannt war. Es ist gelungen, den Schleier zu lüften, und man kann wohl heute

---

[1]) Fräßdorf, Walter, Die psychologischen Anschauungen J. J. Rousseaus und ihr Zusammenhang mit der französischen und englischen Psychologie des 16.—18. Jahrh. Langensalza (Beyer & Söhne) 1929 = FMPM 1214.

[2]) Schönebaum, Herbert, Der wissenschaftliche Ertrag des Pestalozzijahres. Zeitschr. f. Geschichte der Erziehung und des Unterrichts, Jg. 16, S. 179ff.; ders., Pestalozziana, ebenda Jg. 20, S. 70ff. (vgl. auch DLZ. 1928, Sp. 1549ff.). Nebenbei sei bemerkt, daß die Bemühungen, Pestalozzis Wort mehr als bisher Studierenden zu übermitteln, dazu geführt haben, daß sowohl in Kröners Taschenausgabe (Pestalozzi, Grundlehren über Mensch und Erziehung. Seine Schriften ausgewählt von Hermann Schneider, Leipzig 1930) als auch in den „Kleine pädagogische Texte“ Langensalza (Julius Beltz) 1930 allgemeine und spezielle Texte zu bestimmten Problemen herausgegeben wurden.

[3]) Schönebaum, Herbert, Pestalozzi, Kampf und Klärung. Erfurt (Kurt Stenger) 1931.

sagen, daß der Pestalozzi vor 1800 so weit erforscht ist, wie das nur irgend möglich ist. — Mit Pestalozzi wird von katholischer Seite gern verglichen der Benediktinerpater Ägidius Jais, über den eine recht brauchbare Arbeit vorliegt. Paul Regner[1]) hat Leben und Werk dieses seltenen Mannes so trefflich behandelt, daß wohl in Zukunft kaum etwas Neues hinzukommen dürfte. Damit ist zugleich das tatsächliche Material geliefert, um Pestalozzi und Jais' Werk nebeneinander zu bewerten.

Von zwei Verfassern ist die Industriepädagogik des ausgehenden 18. Jahrh. betrachtet worden, und zwar hat Kurt Iven[2]) die weitgehendere Arbeit geliefert, während August Gams[3]) sich auf die Durchführung der Maßnahmen in Preußen beschränkt. Daß sich die beiden Darstellungen an manchen Punkten überschneiden, liegt in der Natur der Sache. Iven geht von Salzmanns ,,Sebastian Kluge" und Campes ,,Fragmente" von 1788 aus und erarbeitet das Idealbild des wirtschaftenden Menschen im merkantilistischen Staate. Von den Anfängen an werden die Regungen verfolgt, und der Verfasser zielt auf die Feststellung einer spezifisch bürgerlichen Erziehungstheorie hin, in die eben die pädagogischen Belange der zeitgenössischen ,,Industrie" einbezogen sein sollen. Man kann gewiß derartige Tendenzen, vor allem bei Philipp Sextro, erkennen, aber die Fragen müssen begrifflich unter Hinzunahme der Wirtschaftsgeschichte besser geklärt werden. Dann ist die Bedeutung der gemeinnützigen Gesellschaften, die zwar der Verfasser an Einzelbeispielen hervorhebt, für das Problem nicht voll erkannt. Hier läßt sich bei systematischer Forschung weit mehr sagen. Auch bei der Würdigung Kindermanns und Pestalozzis sind einige Schiefheiten nachweisbar. Die Ergänzung, die Gams bietet, erstreckt sich auf bildungspolitische Fragen. — Im Anschluß an diese Arbeiten mag gleich an eine kleine Studie erinnert werden, die H. J. Straube über Christian Peter Wilhelm Beuth[4]), der die Bestrebungen zur Industriebildung gewissermaßen fortgesetzt hat und damit die Brücke zur Gegenwart bildet, vorgelegt hat.

Eine wichtige Fundgrube zur Geschichte des 18. Jahrh. über-

---

[1]) Regner, Paul, P. Aegidius Jais als Pädagog (1750—1822). Freiburg i. Br. (Selbstverlag) 1928.

[2]) Iven, Kurt, Die Industriepädagogik des 18. Jahrh. Eine Untersuchung über die Bedeutung des wirtschaftlichen Verhaltens für die Erziehung. Langensalza (Julius Beltz) 1929 = Göttinger Studien zur Pädagogik, Heft 15.

[3]) Gams, August, Das ökonomische Motiv in der preußischen Pädagogik des 18. Jahrh. Halle (M. Niemeyer) 1930.

[4]) Straube, H. J., Christian Peter Wilhelm Beuth. Berlin (VDI-Verlag) 1930 = Deutsches Museum, Abhandlungen und Berichte, 2. Jg., Heft 5.

haupt wird stets Heinrich Marx' Untersuchung über die pädagogische Presse[1]) sein. Neben wenigem Bekannten erhält man soviel Nachricht von unbekannten und versteckten Dingen; besonders muß man dem Verfasser für die Anfertigung der bibliographischen Anhänge dankbar sein, entsagungsvolle Sucharbeit hat wirklich außerordentlich Brauchbares ans Licht gebracht. Jedenfalls ist ein unumgängliches Nachschlagewerk für die Aufklärung entstanden.

Daß es gegenwärtig beliebt ist, den Neuhumanismus zum Gegenstand der Betrachtung zu machen, ist nicht verwunderlich. Verschiedene Bestrebungen der Gegenwart tragen große Ähnlichkeit mit der Erneuerung des Bildungsideals nach einer Zeit der Aufklärung um jeden Preis. Ist doch der Neuhumanismus jene Bewegung, die unmittelbar hinführt zu den Entscheidungen, die die Grundlage für die Bildungszustände des ganzen 19. Jahrh. abgegeben haben. Für Württemberg hat Otto Dürr eine großangelegte Arbeit[2]) vorgelegt. Ausgehend von Sprangers Humboldt-Arbeiten, um das Problem zu kennzeichnen, unternimmt der Verfasser eine Charakterisierung der neuen Bewegung im Verhältnis zum Humanismus des 14.—16. Jahrh.; die Gegenüberstellung bleibt schwach. Ebenso geht die Abhebung vom Philanthropinismus über Gemeinplätze nicht hinaus. Der Wert der Arbeit liegt in dem umfangreichen Material, das vielfach auf Raunackers Vorarbeiten fußend chronologisch ausgebreitet wird, wobei neben Untersuchungen für die Universität Tübingen, für die Karlsschule, für Gymnasien und Lateinschulen eine ganze Reihe bedeutender Gelehrtengestalten in voller Würdigung vor uns erscheinen. Im ganzen stellt Dürr fest, daß ein philosophisch fundierter Neuhumanismus im besinnlichen Schwaben nicht Platz gefunden hat; die Verquickung der philosophischen Studien mit der Theologie bleibt bestehen; auf philologischem Gebiete zeigt sich wieder eine neue Blüte. Wie allgemein bekannt ist, hat die neuhumanistische Bewegung in Preußen dank der Wirksamkeit W. v. Humboldts einen anderen Ertrag gebracht. Erich Feldmann hat in einem ersten Teil eines größeren Werkes[3]) an der

---

[1]) Marx, Heinrich, Die Entstehung und die Anfänge der pädagogischen Presse im deutschen Sprachgebiet. Beiträge zur Geschichtschreibung des deutschen Erziehungswesens im 18. Jahrh. Frankfurt a. M. (M. Diesterweg) 1929.

[2]) Dürr, Otto, Die Einführung des Neuhumanismus in Württemberg. Stuttgart (A. Bong & Co.) 1930 = Tübinger Arbeiten zur Geschichte der Pädagogik 2.

[3]) Feldmann, Erich, Der preußische Neuhumanismus. Studien zur Geschichte der Erziehung und Erziehungswissenschaft im 19. Jahrh. Bd. 1. Bonn (F. Cohen) 1930.

durch das Buch durchlaufend geschilderten Lebensarbeit Fr. A. Trendelenburgs, die auf Grund des gesamten Quellenmaterials (bis hinein in die Marginalien zu den Akten) genau aufgezeichnet ist, die Entwicklung des Neuhumanismus in Preußen eingehend verfolgt. Hier kam es neben der allgemeinen Reform des Universitätsbetriebes und der Neuregelung des Gymnasialunterrichts zu einer bewußten Eingliederung der Philosophie in den Lehrstoff, wodurch eben gerade das Bildungswesen in Preußen seine besondere Note erhielt. Auf die Fortsetzung des Werkes darf man gespannt sein, denn Feldmann hat für eine künftige Geschichte des Bildungswesens besonders zu beachtende Gesichtspunkte kundgegeben.

Mit diesen beiden Arbeiten zur Geschichte des Neuhumanismus sind wir zeitlich bereits ins 19. Jahrh. geraten. Das Schicksal des Begriffs Humanität in diesem umwälzenden Jahrhundert hat Anneliese Hübotter[1]) untersucht. Sie tut dies in einer für die Nohl-Schule, der Spürstätte für „Bildungsmächte", bezeichnenden Weise, ohne daß bei unbefangener Arbeit man gerade bei diesem Problem geneigt sein könnte, „den Gegner aufzusuchen". Humanität als „Kampfbegriff", an sich ein Paradoxon, kann unmöglich nur durch die verunstaltende Brille der Politik und ihrer Anschauungen gesehen werden, es gibt noch ganz andere Weiten, in die der Begriff hineingedeutet werden kann. Im ganzen bringt indes die Arbeit gewisses Material, das bisher noch nicht in diesem Zusammenhang erörtert wurde. — Von den problemgeschichtlichen Arbeiten ist in unserem Zusammenhange die vorsichtige, beinahe ängstliche Untersuchung Walter Reicherts über die „grundsätzliche" Bedeutung des deutschen Idealismus für die Probleme der Bildung und Erziehung[2]) zu nennen. Es handelt sich im wesentlichen um dieselbe Fragestellung, die für Hermann Lesers zweiten und den zu erwartenden dritten Band im Hintergrund steht, nur daß Reichert hier in begrifflicher Untersuchung nach den Abhängigkeiten von den philosophischen Doktrinen der Zeit, soweit sie für das Wesen und die Möglichkeit der Erziehung und Bildung bestehen, forscht, Leser hingegen das pädagogische Problem selbst aus dem Werk des Idealismus herausarbeitet. — Recht bedenklich ist die Arbeitsweise Paul Schneiders (Gütersloh), wenn er lehrbuchartig die deutschen Philosophen am Werk

---

[1]) Hübotter, Anneliese, Das Schicksal der Humanität im 19. Jahrh. Langensalza (Julius Beltz) 1929 = Göttinger Studien zur Pädagogik, hrsg. von Hermann Nohl, Heft 9.

[2]) Reichert, Walter, Die grundsätzliche Bedeutung des deutschen Idealismus für die Probleme der Bildung und Erziehung. Langensalza (Beyer & Söhne) 1929 = FMPM 1238.

der Erziehungs- und Bildungstheorie[1]) nicht in exakter Untersuchung, sondern in einer nicht ausreichenden Darstellung vorführt. Jede Textauswahl führt besser zum Ziel, als wenn sich der Studierende durch diesen unmaßgeblichen „Führer" in seinen Deutungen beirren läßt. Über diese halb populäre, halb wissenschaftliche Literatur sollten wir eigentlich hinaus sein.

Wir gelangen nunmehr zu den Einzeldarstellungen. Eng zusammen gehören die Arbeiten Wilhelm Süverns über Johann Wilhelm Süvern[2]) und die Hans Brunnengräbers über Ludolph von Beckedorff,[3]) Beide führen hinein in die Zeit der großen preußischen Bildungsreform nach den Freiheitskriegen. Süvern, angeregt durch die Arbeiten Diltheys, Sprangers und Thieles und angereizt durch ein starkes familiengeschichtliches Interesse hat eine Biographie des Reformers geliefert, die außerordentlich viel Material heranbringt, aber eine höhere Form der Darstellung nicht erreicht. Man wird das Buch immer wegen der Fülle des Stoffes heranzuziehen haben, kann aber der älteren Darstellungen der Deutung wegen nicht entraten. Für Johann Wilhelm Süverns Nachfolger v. Beckedorff ist die Darstellung schon besser geraten. Der Verfasser arbeitet nach gründlich durchdachten Prinzipien der Bildungsgeschichte, und so erscheint tatsächlich v. Beckedorffs Bemühen teilweise in neuem Lichte. An manchen Stellen, wo Spranger früher das Quellenmaterial nicht so zur Hand hatte wie Brunnengräber, müssen die neuen Ergebnisse statthaben, aber bei weitem nicht allerwärts, wo Spranger eine tendenziös beeinflußte Handlungsweise des Verwaltungsmannes erkannt hatte. Also auch hier sind die älteren Arbeiten noch nicht ganz abgetan. — In die spätere Zeit preußischer Schulverwaltung führt Karl Müllers Arbeit[4]), in der er die Stellung der Unterrichtsverwaltung zu den freireligiösen Gemeinden und Deutschkatholiken bis zur Mitte des Jahrhunderts kennzeichnet, die Kämpfe um die Frauenbildung, die freiheitliche Schule und den Kindergarten schildert, schließlich Tätigkeit und Schicksal Wanders beschreibt. Briefe Fröbels und Diesterwegs an Johanna Goldschmidt werden erstmalig veröffentlicht.[5])

---

[1]) Schneider, Paul, Deutsche Philosophen des 19. Jahrh. als Pädagogen. Berlin (Union Deutsche Verlagsanstalt) o. J.

[2]) Süvern, Wilhelm, Johann Wilhelm Süvern, Preußens Schulreformer nach dem Tilsiter Frieden. Langensalza (Julius Beltz) 1929.

[3]) Brunnengräber, Hans, Ludolph von Beckedorff. Ein Volksschulpädagoge des 19. Jahrh. Düsseldorf (Pädagogischer Verlag) 1929 = Katholische Pädagogen, Bd. 1.

[4]) Müller, Karl, Kulturreaktion in Preußen im 19. Jahrh. Mit einem Anhang: Briefe Fröbels und Diesterwegs. Berlin (Verlag für Kulturpolitik) 1929.

[5]) In diesem Zusammenhang muß auch die Arbeit Karl Georg Gehrs über die Idee der Freiheit der Schule gegenüber dem Staate bei Denkern

Von Philosophen und Pädagogen dieser Frühzeit unserer gegenwärtigen Periode ist Schleiermacher von Else Wentscher nach der Ethik seiner Pädagogik[1]) befragt worden. Doch handelt es sich bei der kleinen Schrift um nichts Neues, vielmehr um ein orientierendes Referat über Dinge, die längst bekannt sind. Anders steht es mit der Beschäftigung um Herbart, dessen ganze Gestalt nach einer Zeit völlig unverschuldeten Verrufes, hervorgegangen aus einer bedenklichen Unkenntnis seines Systems und einer übermäßigen Hervorkehrung methodischer Prinzipien in den Arbeiten von handwerksmäßigen Epigonen, langsam wieder in neuem Glanze auftaucht. Die größere Arbeit von Georg Weiß[2]), die auf knappem Raume mit Leben und Werk Herbarts bekanntmacht, indes aber über früher Gesagtes nicht wesentlich hinausragt, wird bei einer Herbartrenaissance ein praktischer Führer sein, zumal hier ein Mann die Feder führt, der in alter Tradition aufgewachsen ist und während der Zeit der Herbartmißachtung Treue gehalten hat. Für Herbartfreunde ist die Studie Willi Kahls über die Bedeutung der Musik für den Philosophen und Pädagogen[3]) recht willkommen. Handelt es sich doch um eine Arbeit, die über Guido Bagiers Forschungen hinausgeht und in guter Schulung und mit Verwendung neuen Materials zu letzten Urteilen über Herbarts musikalische Leistung und Auffassung kommt.

Über Schulmänner und Organisatoren handeln drei recht gut gearbeitete Monographien. Emil Schmidt hat sich mit dem Pestalozzianer Gottlieb Anton Gruner sehr ausgiebig befaßt (vgl. die Besprechung in Zeitschr. f. Gesch. d. Erz. u. d. Unterrichts, Jg. 20, S. 73). Den jüdischen Pädagogen und Reformator jüdischen Lebens Sigismund Stern führt Arthur Galliner[4]) in einem recht ansprechenden Buch vor. Man lernt diesen Menschenfreund in seiner wissenschaftlichen Tätigkeit als Sprachforscher, in seinem literarischen und religiösen Streben schätzen. Vieles — Gedichte, Briefe, Stücke aus Schriften — wird einge-

---

des deutschen Sprachgebietes im 19. Jahrh. (Diss. Basel 1929) genannt werden, die eine recht gute Einführung in die schulpolitischen Kämpfe gibt, aber keineswegs erschöpfend ist, obwohl manchmal Dinge herangezogen werden, über die man sonst nichts nachlesen kann.

[1]) Wentscher, Else, Die ethischen Grundlagen von Schleiermachers Pädagogik. Langenalza (Beyer & Söhne) 1928 = FMPM 1222.

[2]) Weiß, Georg, Herbart und seine Schule. München (E. Reinhardt) 1928 = Geschichte der Philosophie in Einzeldarstellungen, Bd. 35.

[3]) Kahl, Willi, Herbart als Musiker. Neue Beiträge mit 1 unveröffentl. Brief Herbarts. Langensalza (Beyer & Söhne) 1926 = FMPM 1078.

[4]) Galliner, Arthur, Sigismund Stern, der Reformator und Pädagoge. Frankfurt a. M. (Englert & Schlosser) 1930 = Frankfurter Lebensbilder, Bd. 12.

streut, und zwar dies in einer für solche Darstellungen vorbildlichen Weise, so daß man sich ein gutes Bild dieses Mannes aus der Frankfurter Biedermeierzeit machen kann. — Eine ganz anders geartete Persönlichkeit zeigt uns Maria Peters in dem Bischof Dupanloup von Orléans[1]), dessen Wirksamkeit auf eine große Reform des Lebens überhaupt abgestellt war. Dupanloup erkannte den rechten Ansatzpunkt dafür, wenn er sich vor allem der Mädchen- und Frauenbildung widmete, um so beim Gelingen seines Vorhabens die Reform der Familie zu garantieren. Die Verfasserin hat mit großer Liebe diesen Mann im Ganzen seines Werkes dargestellt und sich damit ein bleibendes Verdienst erworben; ältere Arbeiten über Dupanloups Bildungsgedanken müssen als überholt gelten.

Methodisch wird jederzeit die Arbeit Albert Gerhard Müllers über Adalbert Stifter[2]) ein Beispiel bleiben, wie aus eines Dichters Leben und Werk die „pädagogische Provinz" herausgelöst werden kann. Was Tradition und Geburt, Schicksal und Erziehung in einem Menschen an erzieherischem Gedankengut erzeugen können, ist wahrnehmbar an dem in natürlicher Sinnenhaftigkeit intuitiv-anschauenden bäurischen Katholiken, der unter Benediktinereinfluß aufwächst, in österreichische Adelskreise hineinkommt, seine Sinnenhaftigkeit zu einer Vorliebe für die Naturphilosophie steigert und bei all diesen Prämissen so unendlich viel Lebenserfahrung gewinnt, daß viele seiner Werke eine starke pädagogische Tendenz aufweisen. Das alles hat Müller sehr feinfühlend erarbeitet; neben dem erwähnten Ertrag für die Methodik bleibt die Schrift nach vielen Seiten hin ein beachtenswertes Dokument der reichen Stifterliteratur.

Lag in der eben behandelten Studie ein methodisch wertvolles Beispiel vor, so zeigt das Buch Heinrich Bellersens über die Sozialpädagogik Paul Natorps[3]), wie man an einen Stoff nicht herangehen soll. Die Begriffswelt eines an thomistischer Philosophie geschulten Katholiken wird unnachsichtlich am System Natorps abgesetzt, gleichviel ob man dem Gedankengang gerecht wird oder nicht. Wenn man nicht den sittlichen Ernst des Verfassers erkennen würde, müßte man dem Buch beinahe das Prädi-

[1]) Peters, Maria, Die Stellungnahme Felix Dupanloups, des Bischofs von Orléans, zu den Fragen der Mädchenerziehung und Frauenbildung seiner Zeit. Münster (Helios-Verlag) 1929 = Universitas-Archiv 27.

[2]) Müller, Albert Gerhard, Weltanschauung und Pädagogik Adalbert Stifters. Bonn (F. Cohen in Komm.) 1930.

[3]) Bellersen, Heinrich, Die Sozialpädagogik Paul Natorps im Lichte der christlichen Weltanschauung und Jugenderziehung. Eine religionsphilosophische Behandlung der Schulfrage in ihren Grundproblemen. Paderborn (F. Schöningh) 1928.

kat der Böswilligkeit zubilligen. Es ist jedenfalls ein starkes Stück, Natorps Pädagogik mit dem Vorwurf der Unchristlichkeit zu belasten.

Unversehens sind wir aber damit in die jüngste Vergangenheit geraten, in jene Zeit, wo der Blick für das Historische zu schwinden beginnt. Eine Übersicht über die pädagogische Reformbewegung mit besonderer Betonung dessen, was diese Bewegung ins Leben rief, hat Karl Fritz Sturm[1]), dem wir schon so manche gute Darstellung verdanken, geschaffen. Die Art, wie er einzuführen weiß, ist vorbildlich; der Verfasser versteht es, schwierige Fragen auch für größere Kreise ohne Verlust der Wissenschaftlichkeit verständlich zu machen. Diesen Vorzug genießt das ausgezeichnete Buch Paul Schneiders[2]) (Hamburg) zwar nicht, aber es holt auch ganz anders aus. Klar und deutlich, in scharfer, geschulter Terminologie werden die Theorien Diltheys[3]) und seiner Schüler dargestellt. Auf dieser Vorbereitung fußend gibt der Verfasser dann am Schlusse seine eigenen, in systematischem Verfahren gewonnenen begrifflichen Auseinandersetzungen über die Erziehungswissenschaft. Schneiders Buch gehört zu den besten Darstellungen, die bei historischer Einstellung Begriffliches von Eigenwert entwickeln, und es wird jeder gern sich von ihm belehren lassen. Offensichtlich mißt er den Bemühungen Eduard Sprangers die größte Bedeutung bei, dessen Aufsatzreihe in der „Erziehung" über das deutsche Bildungsideal der Gegenwart in geschichtsphilosophischer Bedeutung[4]) ganz besonders benutzt wurde. Der Arbeit Schneiders gegenüber muß die kleine Studie von Hermann Pixberg[5]) über die soziologischen und pädagogischen Anschauungen bei Willmann, Barth, Litt und Krieck zurückstehen. Man kann allenfalls verstehen, daß die beiden ersten in dem angedeuteten Zusammenhange untersucht werden, bei den beiden anderen sucht man vergeblich nach einem Grund, warum sie in der Reihe auftreten. Auch die schmalen und dürftigen Analysen,

---

[1]) Sturm, Karl Fritz, Die pädagogische Reformbewegung der jüngsten deutschen Vergangenheit, ihr Ursprung und Verlauf, Sinn und Ertrag. Osterwieck (A. W. Zickfeldt) 1930 = Handbücher der neueren Erziehungswissenschaft, Bd. 6.

[2]) Schneider, Paul, Die Erziehungswissenschaft in der Kulturphilosophie der Gegenwart. Langensalza (Beyer & Söhne) 1930 = FMPM 1273.

[3]) In der Reihe der „Kleine pädagogische Texte" Langensalza (Julius Beltz) 1930 hat Hermann Nohl Wilhelm Diltheys Schrift: Über die Möglichkeit einer allgemeingültigen pädagogischen Wissenschaft mit einigen Entwürfen musterhaft herausgegeben.

[4]) Als Sonderdruck erschienen: Leipzig (Quelle & Meyer) 1928; [2]1931.

[5]) Pixberg, Hermann, Soziologie und Pädagogik bei Willmann, Barth, Litt und Krieck. Langensalza (J. Beltz) [2]1929.

die zudem nicht zur restlosen Klarheit gediehen sind, vermögen nicht die Frage zu verdrängen, warum in diesem Zusammenhang auch nicht noch andere behandelt werden. Ein Beispiel, wie man auch auf kleinem Raume zu schlüssigen Formulierungen gelangen kann, ist das Büchlein von P. Schirbel über die Psychologie der Gegenwart in ihrer geschichtlichen Bedingtheit.[1]) Der Verfasser verfolgt kurz, aber doch ausreichend charakterisierend die Entwicklung der metaphysischen, der naturwissenschaftlichen und der geisteswissenschaftlichen Psychologie, um dann ähnlich wie Schneider für die Erziehungswissenschaft die Grundprinzipien der Psychologie an sich trefflich herauszuarbeiten. Bestimmt ein guter, knapper Führer in ein weites Gebiet!

Für die Entwicklung der pädagogisch beeinflußten Bewegungen sind zwei Arbeiten in neuer Auflage erschienen. Einmal Otto Stählins Buch über die deutsche Jugendbewegung[2]), in dem alle Richtungen, manche mit nicht gutem Vorzeichen, geschildert werden. Wenn es auch heute längst andere Untersuchungen über die Jugendbewegung gibt, so wird doch immer die Schrift des Erlangers Bedeutung behalten, weil sie — und das ist für den Historiker wichtig — die Entwicklung im einzelnen mehr oder minder genau aufzeigt. Recht willkommen ist auch Hans Schlemmers Buch über das Wesen der religiösen Persönlichkeit in der Erziehung.[3]) Obwohl der Verfasser die religiöse Reformbewegung der letzten Vergangenheit nicht im Zusammenhang verfolgt, so ist doch die Schrift ein recht brauchbarer Schlüssel zu all diesen Dingen, weil eben die dargestellte ethisch-pädagogische Wendung der Bewegung ausgesprochen und außerordentlich klar auf ihr Wesen selbst hindeutet. Wohl einem ähnlichen Zweck, zum Wesen von Strebungen der Gegenwart vorzudringen, geht Ernst Krieck[4]) nach, wenn er das Verhältnis der Gesellschaftsgebilde als Urgegebenheiten des Menschentums zu Bildung und Erziehung auf modern-„naturrechtlicher" Basis systematisch untersucht. Wie bei allen Büchern Kriecks steht so sehr viel Gutes und Eigenes neben genau so viel ungeprüft Übernommenem, so daß es schwer fällt,

[1]) Schirbel, P., Die Psychologie der Gegenwart in ihrer geschichtlichen Bedingtheit, ihren Grundprinzipien und ihrer möglichen Einheit. Breslau (Priebatschs Buchh.) 1929 = Beiträge zur Erziehungswissenschaft, Heft 1.

[2]) Stählin, Otto, Die deutsche Jugendbewegung. Ihre Geschichte, ihr Wesen, ihre Formen. Leipzig (A. Deichertsche Verlagsbuchh.) [2]1930.

[3]) Schlemmer, Hans, Die religiöse Persönlichkeit in der Erziehung. Union Deutsche Verlagsgesellschaft, [2]1928 = Philos.-pädag. Bibliothek, Bd. 3.

[4]) Krieck, Ernst, Das Naturrecht der Körperschaften auf Erziehung und Bildung. Zur Neubegründung des Naturrechts. Berlin (Widerstands-Verlag) 1930.

auch bei der Lektüre die klare Linie zu verfolgen. Man möchte sich gern von ihm zur Lösung eines Problems führen lassen und kann doch letzten Endes nicht folgen, weil all die Dinge nicht kritisch genug überdacht sind. — Bestimmt vorzeitig, jedenfalls nicht zu einer Zeit, wo man über die Stefan-George-Bewegung schon Klarheit hätte, erscheint Otto Kohlmeyers Buch über des Dichters Bedeutung für das Erziehungsziel der Gegenwart.[1] In etwas peinlich aufdringlicher Weise geht der Verfasser auf das seinem Helden immanente Streben, die Einstellung zum Problem der Persönlichkeit bewußt zu wandeln, ein. Nicht dem rationalen Persönlichkeitsbegriff, sondern der irrationalen Persönlichkeitsgestalt gilt das Wirken Stefan Georges. Damit ist natürlich nichts Neues gesagt; nur der Nachweis aus dem Werk ist im einzelnen beigebracht. Was sagen übrigens die Stefan-George-Jünger zur mäßigen äußeren „Gestalt" des Buches?

Mit der Besprechung der letzten Bücher sind wir bereits in das letzter Wissenschaftlichkeit nicht zugängliche Gebiet der Zeitgeschichte geraten, deren Behandlung der Historiker eigentlich nur aus Not, wie beispielsweise bei der Kriegsschuldfrage, vornehmen sollte, weil er immer die Gewißheit in sich bergen müßte, bei Kenntnis einer größeren Anzahl von Quellen, als ihm augenblicklich zur Verfügung stehen, tiefer in die Materie eindringen zu können. Für Bildung und Erziehung liegt aus schon erwähnten Gründen ebenfalls eine Not vor, da nur bei Einbeziehung des Geschichtlichen auch das Gegenwärtige Kulturcharakter trägt. Deswegen muß man auch den mehr publizistischen als wissenschaftlichen Arbeiten der Zeitgeschichte auf unserem Gebiete Berechtigung zuerkennen.

Es bleibt nun noch übrig, auf die große Leistung zur Geschichte des Bildungswesens einzugehen. An die Spitze der Arbeiten zur Universitäts- und Hochschulgeschichte ist Richard Graf du Moulin-Eckarts Geschichte der deutschen Universitäten[2] zu stellen, nicht ihres Wertes wegen, sondern wegen der Ausdehnung der Untersuchung auf eine große Reihe der Universitäten — nicht alle sind behandelt — im deutschen Sprachgebiet. Die Behandlung des Stoffes ist so gehalten, daß das Buch auch einem größeren Publikum zugänglich ist. Dabei sind die einzelnen Partien recht verschieden geraten, manchmal sind die Vorarbeiten nicht genügend ausgenutzt. Es bleibt zu erwägen, ob eine „Geschichte der deutschen Universitäten" nicht besser die Details in kürzerer Form, vielleicht regestartig, bringen sollte, um den Gang

[1]) Kohlmeyer, Otto, Stefan George und die Persönlichkeitsgestalt als Erziehungsziel in Deutschlands Zeitwende. Magdeburg (Lichtenberg & Bühling) 1929.

[2]) Du Moulin Eckart, Richard Graf, Geschichte der deutschen Universitäten. Stuttgart (F. Enke) 1929.

der Entwicklung deutlicher hervortreten zu lassen. Der Wunsch nach einem solchen Werk ist lebhaft, Kaufmanns Darstellung erscheint in vieler Hinsicht veraltet. — Ein treffliches Büchlein ist Joseph Scholles Darstellung über das Leben an der Universität Erfurt.[1]) Hier ist recht instruktiv auf schmalem Raum das Wichtigste zur mittelalterlichen Universitätsgeschichte an der Hand eines guten Beispiels zusammengetragen, so daß sich diese maßvoll interpretierte Quellenschrift recht gut für Übungen eignen sollte, besonders wenn man den angegebenen Quellen im einzelnen nachgehen wollte. Freilich würden sich auch bei einer solchen Prüfung die manchmal störenden Überspitzungen in der Bewertung der Leistung an der Universität zeigen. — Die besten Werke zur Universitätsgeschichte liegen für Tübingen vor. Johannes Haller hat sein Wort eingelöst und für seine schon besprochene Darstellung (vgl. Bd. 18, S. 230) die Nachweise und Erläuterungen[2]) beigebracht. Schließt man, wie es auch Haller will, die Arbeit seines Schülers Fritz Ernst über die wirtschaftliche Lage der Tübinger Universität[3]) ein, so hat man wohl jetzt die beste Gesamtleistung für die Entstehung einer deutschen Universität vor sich. Was Haller in seinem Ergänzungsband an Stoff bietet, gibt so viel Möglichkeiten zum Vergleich, so viel Ansatzpunkte zu Problemlösungen für den Humanismus im besonderen und für die Geistesgeschichte überhaupt, daß man gewünscht hätte, manche Dinge wären in der Darstellung selbst deutlicher zum Ausdruck gekommen. Jedenfalls kann man bei der Lektüre des Textes manchmal nicht ahnen, daß im Exkurs noch so viel Wichtiges zu den einzelnen Fragen enthalten ist. Die Beilagen bringen sonst seltenes Material für disziplinelle Angelegenheiten. Für Ernsts Darstellung könnte man den Wunsch hegen, daß ein Kartenbild die Liegenschaften und Erträge in der Übersicht zeigte, um so ein Beispiel zu haben, wie die Ausstattung einer solchen Institution wie einer Universität beispielsweise zu der einer Grundherrschaft sich verhält. — Weiteres zur Tübinger Hochschulgeschichte bringt die lebensvolle Geschichte des Tübinger Stiftes (II. Teil, 1690 bis 1770) von Martin Leube.[4]) Die Arbeit, die manches aus dem

[1]) Scholle, Joseph, Mittelalterliches Universitätsleben an der Universität Erfurt. Düsseldorf (L. Schwann) 1927 = Religiöse Quellenschriften, Heft 55.

[2]) Haller, Johannes, Die Anfänge der Universität Tübingen 1477—1537. Teil 2: Nachweise und Erläuterungen. Stuttgart (W. Kohlhammer) 1929.

[3]) Ernst, Fritz, Die wirtschaftliche Ausstattung der Universität Tübingen in ihren ersten Jahrzehnten (1477—1537). Stuttgart (W. Kohlhammer) 1929 = Darstellungen aus der württemb. Geschichte, Bd. 20.

[4]) Leube, Martin, Die Geschichte des Tübinger Stiftes. 2. Teil: 18. Jahrhundert (1690—1770). Stuttgart (Chr. Scheufele) 1930 = Blätter für württembergische Kirchengeschichte, 3. Sonderheft.

ersten Teil richtigstellt, trägt den Charakter der verdienstvollen württembergisch-landesgeschichtlichen Untersuchungen, bei denen Quelle und Darstellung in geschickter Verteilung sich abwechseln, wodurch gerade die Möglichkeit eines weiteren Gebrauches gegeben ist. Man erfährt so vieles zur Gelehrten- und Personengeschichte, daß das Buch immer zum Nachweis, zu dem es durch das gute Register geeignet ist, herangezogen werden muß. Genau so aufschlußreich in dieser Beziehung sind William Meyers Forschungen über die baltischen Studenten in Kiel[1]) während der zwei Jahrhunderte nach dem ersten nordischen Kriege. In den ersten 50 Jahren dieses Zeitraumes ist der Zuzug der Kur-, Liv- und Estländer verhältnismäßig stark; seit der Gründung der Universität Dorpat verschwinden die Balten nahezu. Wichtig sind auch die Nachweise für Kieler Studenten, die später beruflich im Baltikum tätig gewesen sind. Überhaupt kann und wird der wahre Wert dieses Buches in der Ausnutzung für die Erkenntnis der kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und dem Osten liegen. In dieser Beziehung wird man auch Wilhelm Stiedas[2]) Studie über die Verbindung der deutschen Wissenschaft mit der Universität Moskau zu würdigen wissen. Die umfangreiche Werbetätigkeit Christoph Meiners' in Göttingen, der im ganzen dabei zwar rühmlich geschäftig, aber sonst nicht mit löblichen Eigenschaften ausgestattet erscheint, für die kulturpolitischen Ziele des sehr sympathischen und vornehmen Michail Murav̓ev wird an der Hand der ausgedehnten Korrespondenz Meiners' eingehend geschildert. Der Ertrag für Leben und Werk der Männer, die sich für eine russische Professur interessierten, ist dank der sorgfältigen Nachforschungen Stiedas recht bedeutend.

Recht erfreulich ist's, daß man sich jetzt immer mehr der geschichtlichen Erforschung des Personenkreises innerhalb der ,,Universitas docentium et studentium" zuwendet. Zwar ist Gelehrtengeschichte neben ,,Institutionen"geschichte nie vernachlässigt worden, aber Studentengeschichte ist bisher eigentlich kaum mehr denn als Korporationsgeschichte getrieben worden. Einen recht guten Beitrag zur Münchner Studentengeschichte auf dem Hintergrund politischer Ideengeschichte hat Götz Freiherr v. Pölnitz[3]) geliefert, indem er der Beteiligung der Münchner

---

1) Meyer, William, Baltische Studenten in Kiel 1665—1865. Kiel (W. G. Mühlau in Komm.) 1930 = Mitt. der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte, Nr. 35.

2) Stieda, Wilhelm, Deutsche Gelehrte als Professoren an der Universität Moskau. Leipzig (S. Hirzel) 1930 = Abh. des phil.-hist. Kl. der Sächs. Akademie d. Wissenschaften, 40. Bd., Nr. 5.

3) Pölnitz, Götz Frh. von, Die deutsche Einheits- und Freiheitsbewegung in der Münchner Studentenschaft (1826—1850). München (Knorr & Hirth) 1929.

Studentenschaft an den politischen Ereignissen in sauberer Quellenarbeit nachgeht. Am Hintergrund zeichnet sich der gesamte politische Horizont der Zeit vor und bis 1848 ab, wobei natürlich die Revolutionszeit selber und die Lola-Montez-Affaire eine große Rolle spielen. Es lohnt sich, in dieser weitausholenden Art Studentengeschichte zu erforschen.[1])

Im Zusammenhange mit vorerwähnten Darstellungen sei auf ein paar Äußerungen zur jüngsten Universitätsgeschichte eingegangen. Anknüpfend an die Ergebnisse einer kleinen Untersuchung (vgl. Bd. 18, S. 232) hat Richard Wachsmuth die Gründung der Universität Frankfurt[2]) eingehender beschrieben und damit die Unterlagen für die Erkenntnis des Entstehens einer modernen Universität gegeben, zumal durch die Beigabe vieler Anlagen die Möglichkeit geboten ist, die Stellung der interessierten Kreise und der großen Öffentlichkeit zur Universitätsfrage kennenzulernen. Diesem modernen Problem widmet mit Rückblicken auf die Vergangenheit Jakob Wackernagel eine Studie für die Universität Basel.[3]) Der greise Gelehrte verschließt sich nicht den Gedanken einer Universitätsreform, genau so wie Adolf Dyroff[4]) ganz im allgemeinen, aber ebenfalls mit starker historischer Betonung die Neuerungswünsche eingehend prüft.

Auf Grund gut gesichteten Quellenmaterials, dabei vor allem unter besonderer Berücksichtigung des Lebens und der Tätigkeit des berühmten Veterinärs Friedrichs des Großen, Cothenius, hat Wilhelm Rieck, dem schon manche kleine Studie über das Veterinärwesen verdankt wird, wichtige Ergebnisse für die älteste Zeit (1790—1816) der Tierärztlichen Hochschule zu Berlin[5]) herausgeholt. Gerade in unserer Zeit der fachlichen Spaltung auf dem Gebiete der Wissenschaft ist es interessant, die Anfänge von Disziplinen kennenzulernen, die sich soweit emporgearbeitet haben, daß sie gegenwärtig auf Hochschulen gelehrt werden.

Längst besteht das Desiderat einer Geschichte der geistlichen

---

[1]) Anekdotischen Charakter trägt die Studie von Max Hertlein: Der Weimarische Kanzler Friedrich von Müller als Student in Erlangen. Ein Beitrag zur Geschichte der Studentenorden insbesondere des „Schwarzen Ordens". Erlangen (Palm & Enke) 1928.

[2]) Wachsmuth, Richard, Die Gründung der Universität Frankfurt. Frankfurt a. M. (Englert & Schlosser) 1929.

[3]) Wackernagel, Jacob, Stadt und Universität Basel. Basel (Helbig & Lichtenhahn) 1930 = Schriften d. Freunde d. Univ. Basel, Heft 1.

[4]) Dyroff, Adolf, Vom Wesen der Universität. Karlsruhe (G. Braun) 1930.

[5]) Rieck, Wilhelm, Zur ältesten Geschichte der Tierärztlichen Hochschule Berlin. Leipzig (Walter Richter) 1929 = Abh. aus d. Gesch. der Veterinärmedizin, Heft 18.

Bildung in Deutschland. Einige Vorarbeiten dazu sind schon geleistet worden. Recht gute Muster für künftige Darstellungen sind die gründlichen Arbeiten von Thomas Specht und Ernst Reckers über die Geschichte der Priesterseminare zu Dillingen und Köln.[1]) Bei beiden Anstalten handelt es sich um Werke der Jesuiten des 16. Jahrh., die in sehr enger Verbindung mit den katholischen Universitäten standen. Die vorbildlichere Arbeit ist die für Köln. Auf diözesangeschichtlicher Grundlage hat der Verfasser bei glücklicher Beschränkung im Stoffe zugunsten einer Darstellung der „inneren" Geschichte des Seminars und unter besonderer Berücksichtigung der Idee des Priesterseminars auf Grund des bekannten Tridentiner Dekrets die ersten Versuche und die weiteren Schicksale der Anstalt geschildert. Bei der Untersuchung für Dillingen herrscht das chronologische Prinzip vor; eingehend werden nur die Geschicke des Seminars im 19. Jahrh. verfolgt. Man darf gespannt sein, ob sich andere Anstalten anschicken werden, Spezialdarstellungen für eine künftige Zusammenfassung ausarbeiten zu lassen.

Für die Geschichte der Mittelschulen häufen sich die Untersuchungen. Es wird mehr und mehr Mode, bei festlichen Angelegenheiten geschichtliche Rückblicke in Vorträgen und Festschriften zu tun. Allerdings fallen die Arbeiten sehr verschieden aus. Darüber hinaus haben sich die landesgeschichtlichen Organisationen neuerdings mehr mit der Geschichte des Bildungswesen befaßt. Hier herrscht schon mehr Tradition in der Bearbeitung, je nachdem die in Frage stehenden Kommissionen bestimmten wissenschaftlichen Grundsätzen, die keineswegs einheitlich sind, folgen. So ist von Reinhold Specht durchaus im Stile einer textkritischen Edition mit kurzer Einleitung die Matrikel des Gymnasium illustre zu Zerbst[2]) auf Grund einer dort lagernden Handschrift herausgegeben worden, wodurch es möglich sein wird, weitere Studien, namentlich familiengeschichtliche und berufssoziologische, vorzunehmen. Anders geartet ist das Buch Gustav Langs über die Stuttgarter Gelehrtenschule[3]), in dem sich die Tradition der

[1]) Specht, Thomas, Geschichte des Bischöflichen Priesterseminars Dillingen a. D. 1804—1904. Fortges. u. hrsg. von Andreas Bigelmair. Augsburg (B. Schmidsche Buchh.) 1928. — Reckers, Ernst, Geschichte des Kölner Priesterseminars bis zum Untergang der alten Erzdiözese. Köln (J. P. Bachem) 1929.

[2]) Specht, Reinhold, Die Matrikel des Gymnasium Illustre zu Zerbst in Anhalt 1582—1797. Leipzig (Degener & Co.) 1930.

[3]) Lang, Gustav, Geschichte der Stuttgarter Gelehrtenschule von ihren ersten Anfängen bis zum Jahre 1806. Stuttgart (W. Kohlhammer) 1928 = Gesch. des humanistischen Gelehrtenschulwesens in Württemberg. 3. Bd.: Gesch. d. altwürttemb. Gelehrtenschulwesens. 2 Halbbd. 1. Teil.

württembergischen Landesgeschichte typisch ausprägt. Wichtige Quellen wie Schulordnungen werden in extenso wiedergegeben, darüber hinaus auch sachgemäß interpretiert. Die Darstellung folgt im allgemeinen dem chronologischen Prinzip, ab und zu von kurzen Zusammenfassungen unterbrochen. Mit Hilfe eines gut gearbeiteten Registers kann man sich den Inhalt dieses großen Stoffreservoirs auch für andere Zwecke erschließen. Es wäre schon angebracht gewesen, wenn in diese monotone Pädagogarchen- und Rektorengeschichte etwas Gliederung sachlicher Art gekommen wäre. Den Versuch, eine Form der Schulgeschichte zu finden, hat nicht ohne Geschick Walter Neumann für die Große Stadtschule zu Rostock[1]) unternommen. Nur das Wichtigste wird herausgehoben, auch die wissenschaftliche Leistung der Lehrerschaft wird gelegentlich Gegenstand der Betrachtung; überhaupt ist die äußere Geschichte als Bau- und Verwaltungsgeschichte abgetrennt, und vieles, worüber man sich durch Nachschlagen schnell orientieren kann, wird tabellarisch aufgeführt. Recht interessant ist die älteste Geschichte der Schule wegen der Beziehungen zur Universität, und die Gestalten des Johann Oldendorp und Nathan Chyträus werden als Anhänger von Humanismus und Reformation trefflich geschildert. Einen anderen recht vorteilhaften Weg wählt die Festschrift zur Vierhundertjahrfeier des Alten Gymnasiums zu Bremen.[2]) Neben kurzen brauchbaren Darstellungen von H. Entholt, der sich schon mehrfach zur Geschichte der Schule geäußert hat, und W. Bohm über die Geschichte des Gymnasiums und dessen Verhältnis zur Bürgerschaft nehmen in dem schönen, umfangreichen Buche wissenschaftliche Leistungen von Schülern einen breiten Raum ein, von denen für unser Gebiet noch der Aufsatz von Th. O. Achelis über die Vorgeschichte des Haderslebener Johanneum in Betracht kommt.[3])

Auf ganz großer Basis angelegt ist Emil Waschinskis

---

[1]) Neumann, Walther, Die Große Stadtschule zu Rostock in 3½ Jahrhunderten. Rostock (Große Stadtschule) 1930.

[2]) Festschrift zur Vierhundertjahrfeier des Alten Gymnasiums zu Bremen 1528—1928. Bremen (G. Winter) 1928.

[3]) Anspruchslose Darstellungen sind die von Paul Menge über das Verdener Domgymnasium 1578—1928 (Verden, Domgymnasium, 1928) und die etwas tiefer in die landesgeschichtlichen Zusammenhänge eintauchende Geschichte des Gymnasium Bernhardinum in Meiningen von Friedrich Tenner (Teil 1: 1730—1821. Meiningen (Brückner & Renner) 1930 = Neue Beiträge zur Geschichte des deutschen Altertums, Lfg. 35). Alphons Kellners Geschichte der katholischen Studienanstalt zu St. Stephan in Augsburg, die in Ergänzung durch einen Festbericht zur Jahrhundertfeier der Anstalt Augsburg (M. Seitz in Komm.) 1928 herauskam, kann höheren Ansprüchen nicht genügen, sie bleibt eben nur für Schüler der Anstalt von Interesse.

fleißiges Sammelwerk.[1]) Das gesamte katholische Bildungswesen — das Material für das evangelische kann der veränderten politischen Verhältnisse wegen nicht geliefert werden, obwohl der Verfasser auch dazu Vorarbeiten geleistet hat, lediglich eine Geschichte des evangelischen Landschulwesens Danzigs von der Reformation bis 1793 konnte beigegeben werden — wird geschichtlich inventarisiert. Pfarrschulen, höhere Schulen, Priesterseminare und Klosterschulen werden sowohl der äußeren Gestaltung nach als auch in ihrem inneren Betrieb durchforscht. Viele Quellen, gute Übersichten über Lehrer, Schüler, Unterricht und Lehrbücher werden dargeboten. Waschinski kommt im ganzen zu dem Ergebnis, daß das Bestreben der Kirche für das Bildungswesen nur in Ermland geglückt ist, und daß dabei im allgemeinen der nationalpolnische Einfluß äußerst gering gewesen ist. Leider ist bis jetzt das gewaltige Werk noch nicht durch ein Register restlos erschließbar.

Ein ähnliches voluminöses Werk ist Julius Richters Geschichte der sächsischen Volksschule[2]), die auf einer jahrelangen Erarbeitung aus den Quellen beruht. Es steht zweifellos beinahe alles in dem dicken Buch, was über die sächsische Volksschule und ihre Geschichte zu sagen ist, aber der Verfasser hat den riesigen Stoff eben nicht gemeistert. Obwohl nach seiner Aussage schon Kürzungen stattgefunden haben, steht noch sehr viel im Text, was in Tabellen hätte Platz finden können. Außerordentlich sauber gearbeitet sind die Nachweise über die Lehrbuchliteratur, so daß gerade in deren Auswertung eine weitere Aufgabe besteht, um Einblick in den inneren Betrieb der Volksschule zu gewinnen. Hier den Hebel anzusetzen und vielleicht mit Erforschung von Methoden und Lehrerpersönlichkeiten den Geist des Unterrichts und seine Wirkung hervorzuzaubern, wird eine weitere Arbeit bleiben. — Nicht durch die Fülle des Stoffes bestechend, vielmehr durch die saubere Verfolgung der leitenden Strömungen sich auszeichnend gibt Th. Blinckmann eine anziehende Darstellung über die Geschichte der öffentlichen Volksschule in Hamburg.[3]) Die sehr langsame Entwicklung bis 1870 und der verblüffend schnelle Aufstieg seit der Gründung des Lehrerseminars 1872 bis heute werden genau beschrieben und den Gründen für die ver-

[1]) Waschinski, Emil, Das kirchliche Bildungswesen in Ermland, Westpreußen und Posen. Bd. 1. 2. Breslau (Ferd. Hirt) 1928 = Schriften der Baltischen Kommission zu Kiel, Bd. 13, 1. 2. = Veröffentlichungen der Schleswig-Holstein. Universitätsgesellschaft, Nr. 16, 1. 2.

[2]) Richter, Julius, Geschichte der sächsichen Volksschule. Berlin (Weidmann) 1930 = Monumenta Germaniae Paedagogica, Bd. 59.

[3]) Blinckmann, Th., Die öffentliche Volksschule in Hamburg in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Hamburg (P. Hartung in Komm.) 1930.

schiedenartige Entwicklung wird nachgegangen. Jedenfalls muß man das Buch immer heranziehen, wenn man die Entstehung des Vorbildlichen, das heute Hamburg auf verschiedenen Gebieten aufweist, kennenlernen will. Interessant wäre vielleicht eine genauere Untersuchung der Stellung der Bevölkerung der Hansestadt zur Volksschule, Blinckmann deutet diese Dinge ganz allgemein an.

Über die Geschichte eines recht unbekannten, aber doch schon recht weit verbreiteten Schultyps, über die Werkschulen, unterrichtet die Dissertation des Dr. jur. et phil. und Schreinermeisters Peter Dehen.[1]) Gegründet aus dem Motiv, „den Menschen im Arbeiter zu retten", haben die von der Großindustrie unterhaltenen Schulen große Erfolge aufzuweisen, vor allem erkennt der Verfasser genau die Grenzen einer solchen Werkschulung, die von verschiedenen Seiten verschieden gezogen werden. Man muß dankbar sein, von einem Fachmann über einen so seltenen Stoff genau orientiert zu werden.

Zum Schluß der Besprechungen sei noch auf ein paar Bücher des ausländischen Bildungswesens eingegangen. Ernst Lindenborn hat zu Ehren des letzten Leiters der deutschen Auslandsschule zu Antwerpen, Bernhard Gaster, eine Studie über die Geschichte dieser Schule[2]) abgefaßt. Wenn die Schicksale dieses mit unsäglichen Opfern aufgebauten Kulturwerkes erzählt werden, so bietet sich einem mehr als Schulgeschichte dar. Es handelt sich in der Tat um die deutsche Kolonie in der belgischen Hafenstadt im ganzen, deren höchstes Streben eben jederzeit die Garantierung deutschen Kulturgutes war, was eben sich in der Sorge um das Schulwesen ausprägte. Mit dem Ende des Weltkrieges ist die Schule eingegangen.

Seit einiger Zeit ist es Mode geworden, das anglo-amerikanische Bildungswesen in irgendeine Beziehung zum deutschen zu setzen. Es muß gesagt werden, daß bestimmt dabei viel Unsinn getrieben wird. Jeder Sechswochenreisende maßt sich an, Endgültiges zu diesen Dingen zu sagen. Die Historie ist an diesem Jagen nach dem Fremden schuldlos. Vielmehr muß man rühmen, daß die besten Werke für den kulturpolitischen Aspekt die beiden Darstellungen von Bruno Dreßler und Paul Meißner zur Geschichte der englischen Erziehung und des englischen Bildungswesens

---

[1]) Dehen, Peter, Die deutschen Industriewerkschulen in wohlfahrts-, wirtschafts- und bildungsgeschichtlicher Beleuchtung. München (A. Huber) 1928.

[2]) Lindenborn, Ernst, Geschichte einer deutschen Auslandsschule (Antwerpen). Entstehen, Aufstieg, Untergang. Wolfenbüttel (Heckners Verlag) 1929.

sind.[1]) Beide Werke sind unbeeinflußt voneinander entstanden, Meißner hatte lediglich die Schwierigkeit zu überwinden, nach der Drucklegung von Dreßlers Buch seine Arbeit so einzurichten, daß nicht allzuviel doppelt dargestellt wurde. Als leidtragender Zweiter mußte er mancherlei zusammenstreichen, und gezwungenermaßen mußten kritische Bemerkungen Platz haben. So hat Meißner die beste Besprechung des Dreßlerschen Buches gegeben. Inhaltlich ist letzteres weitergehend. Mit großem Eifer ist eine sehr beachtliche Zusammenstellung gegeben worden, die lange Zeit der beste Führer in dieses Gebiet sein wird. Und die treffliche Ergänzung durch Meißner, in der wissenschaftlichen Auswertung reifer als Dreßlers Darstellung, muß immer daneben genannt werden. Nur in der verbindenden Lektüre beider Bücher kann die wahre Kenntnis über das englische Bildungswesen entstehen. Diesen beiden grundlegenden Arbeiten gegenüber bedeutet die Arbeit Paul Lechtenbergs über deutsche Einflüsse auf England auf pädagogischem Gebiete[2]) eine Enttäuschung. In dem Büchlein steht kaum etwas, was nicht bei Meißner und Dreßler nachzulesen wäre.

Endlich noch ein paar Bemerkungen über den geschichtlichen Anteil in den neuen Lexika der Pädagogik. In dem von Hermann Schwartz veranstalteten Nachschlagewerk[3]) sind geschichtliche Artikel reichlich vertreten, und sie sind auch von Sachkennern recht gründlich bearbeitet. Das auf zwei Bände veranlagte „Lexikon der Pädagogik der Gegenwart"[4]) bringt einen längeren Artikel zur Geschichte der Erziehung und der Erziehungswissenschaft, und auch in den größeren gegenwartsbetonten Artikeln werden geschichtliche Einführungen geboten. Schließlich sei noch erwähnt, daß das verdienstvolle „Sachwörterbuch der Deutschkunde"[5]) in hervorragendem Maße auch die Geschichte der Bildung und des Bildungswesens berücksichtigt.

Wir stehen am Ende eines Literaturberichtes, der eine unge-

---

[1]) Dreßler, Bruno, Geschichte der englischen Erziehung. Leipzig und Berlin (B. G. Teubner) 1928. — Meißner, Paul, Die Reform des höheren englischen Schulwesens im 19. Jahrh. Leipzig (Mayer & Müller) 1929 = Palaestra 163.

[2]) Lechtenberg, Paul, Deutsche Einflüsse auf die englische Pädagogik und das englische Schulwesen. Osterwieck (Zickfeldt) 1930 = Hallische pädagogische Studien, Heft 8.

[3]) Pädagogisches Lexikon, hrsg. von Hermann Schwartz. Bielefeld und Leipzig (Velhagen & Klasing) 1928ff.

[4]) Bis jetzt Bd. 1 erschienen. Freiburg/Breisgau (Herder & Co.) 1930.

[5]) Sachwörterbuch der Deutschkunde, hrsg. von Walther Hofstaetter und Ulrich Peters. 2 Bde. Leipzig u. Berlin (B. G. Teubner) 1930.

wöhnliche Menge von Büchern beinahe nur „aufzählte". Leider stand nicht der Raum zur Verfügung, bei einzelnen bedeutenderen Werken länger zu verweilen. Es war auch nicht angebracht, der Lieferfreudigkeit der Verlagsanstalten gerade auf unserem Gebiete es entgelten zu lassen, eine Auswahl zu treffen, schon um deswillen nicht, damit der Anreiz zur Lieferung für andere Gebiete unseres Archivs gehoben wird. Neben diesem äußeren Grund wollte aber der Berichterstatter die Vielgestaltigkeit der Produktion hervorheben. Sein Wunsch wäre, daß die wissenschaftliche Arbeit gerade auf dem bildungsgeschichtlichen Gebiete homogener würde, daß alle methodischen Stufen antiquarischer, monumentalischer und kritischer Arbeit am historischen Stoffe Angelegenheit so lange der Studierstuben blieben, bis dann die vollendete monographische Darstellung eines Gegenstandes, mag er noch so klein und noch so groß sein, heraustreten könnte. Man ist heute über Gebühr geneigt, der Geschichte von der Gegenwart her die Aufgaben anzuweisen, gewiß an sich auch für unser Gebiet eine berechtigte Forderung. Aber man soll auf keinen Fall begehren, daß jede historisch-wissenschaftliche Arbeit diesen bedingten „Nützlichkeits"aspekt in sich tragen müßte. Es gibt in der Historie eine Stufe der Erarbeitung von Erkenntnissen, wo mehrere Einzelarbeiten sich erst zusammenschließen können zu einem größeren Ganzen, das seinerseits ja dann unter dem Gesichtspunkte der Einlagerung des Geschichtlichen in die Gegenwart gestaltet werden könnte. Aber heute ist man ungnädig und ist schnell mit dem falsch verstandenen Schlagwort „Historismus" zur Stelle. Die Furcht vor „historistischen Auswüchsen" darf aber keineswegs auf der anderen Seite zur Bequemlichkeit werden. Es steht fest, daß diese unwissenschaftliche Haltung häufiger ist als die „historistische".

Leipzig. Herbert Schönebaum.

MITTEILUNG.

DIE ENTWICKLUNG DES MENSCHLICHEN BILDNISSES.

Seit einer Reihe von Jahren hat Walter Goetz innerhalb des Staatlichen Forschungsinstitutes für Kultur- und Universalgeschichte zu Leipzig ein Thema bearbeiten lassen, das für den Gesamtbereich der Kulturgeschichte, vor allem aber für deren bedeutendste Ausprägung, die Geistesgeschichte, von großer Wichtigkeit ist. Die Arbeiten über das menschliche Bildnis sind jetzt an dem im Anfang der Bemühungen gesteckten Ziele angelangt, und es liegen für das Mittelalter bis ca. 1150 (1200) drei Werke[1]) vor, von denen jedes für sich eine Einheit darstellt, aber doch mit den anderen nicht nur durch den gemeinsamen Gegenstand, vielmehr auch durch die Tatsache gemeinschaftlicher Arbeit[2]) verbunden ist.

---

[1]) Die Entwicklung des menschlichen Bildnisses. Hrsg. von Walter Goetz. I. Percy Ernst Schramm: Die deutschen Kaiser und Könige in Bildern ihrer Zeit. 1. Teil: Bis zur Mitte des 12. Jahrh. (751—1152). Mit 144 Lichtdrucktafeln. — II. Joachim Prochno: Das Schreiber- und Dedikationsbild in der deutschen Buchmalerei. 1. Teil: Bis zum Ende des 11. Jahrh. (800—1100). Mit 110 Lichtdrucktafeln. — III. Sigfrid H. Steinberg und Christine Steinberg-v. Pape: Die Bildnisse geistlicher und weltlicher Fürsten und Herren. 1. Teil: Von der Mitte des 10. bis zum Ende des 12. Jahrh. (950—1200). Mit 150 Lichtdrucktafeln. — Das Werk erscheint in Leipzig und Berlin (B. G. Teubner) seit 1928.

[2]) Wenn auch P. E. Schramm zunächst von sich aus gleichzeitig und isoliert von den Bestrebungen des genannten Forschungsinstitutes das Problem in Angriff genommen hat (vgl. Vorträge der Bibliothek Warburg II: Das Herrscherbild in der Kunst des frühen Mittelalters, 1922—24), so zeigt sich doch in dem Zusammenschluß beider Arbeitsrichtungen und in der Art, wie von Schramm die Arbeiten gefördert worden sind (vgl. NA 47, S. 469ff.: Umstrittene Kaiserbilder aus dem 9. bis 12. Jahrh.; ferner: Die zeitgenössischen Bildnisse Karls des Großen = Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance, hrsg. von W. Goetz, Bd. 29, Leipzig, B. G. Teubner, 1928) und gefördert werden (Wilhelm Lutzenberger, ein Schüler Schramms, plant den II. Teil des Schrammschen Werkes für die Zeit von 1152—1519), daß das Gesamtwerk nur durch Gemeinschaftsarbeit gedeihen kann. Auch bei dem weiteren Ausbau des Werkes (in Vorbereitung sind außer Lutzenbergers Arbeit: Hubert Schrade, Das Künstlerselbstbildnis im Mittelalter und in der Renaissance; Oskar Thulin, Die altchristliche Bildniskunst; Erich Keyser, Das Danziger Bürgerbildnis; Georg Ostro-

„Die Darstellung des Menschen in der Kunst scheint lediglich ein ästhetisches und kunstgeschichtliches Problem zu sein. Aber schon der Umstand, daß diese Darstellung eine lange Geschichte besitzt und daß das menschliche Bildnis bei den einzelnen Völkern einen sehr verschiedenartigen Charakter zeigt, rückt das Problem auf eine breitere Grundlage. Dann aber ist die Darstellung des menschlichen Bildnisses unzweifelhaft ein besonderer Akt der Selbsterkenntnis des Menschen: ein Teil seines Verhältnisses zu sich selber, ist Selbstentdeckung und Selbsteinschätzung, und die verschiedenen Formen, die dieser Darstellungswunsch gefunden hat, sind ein wichtiger Teil der menschlichen Geistesgeschichte. Der Wille zur Darstellung seiner körperlichen Formen und ihres geistigen Inhalts ist nicht nur eine Erscheinung aller zu höherer Kultur aufsteigenden Völker und aller Zeiten, sondern die Darstellungen durchlaufen auch eine Entwicklung, die mit den primitivsten Entwürfen beginnt und mit der höchsten Vergeistigung und mit dem Kultus des menschlichen Körpers endet." „Wenn den sämtlichen Untersuchungen der Titel ‚Das menschliche Bildnis' gegeben worden ist, so liegt darin bereits ein Ergebnis ausgedrückt: daß wir es nämlich in der frühmittelalterlichen Zeit wohl mit einer Wiedergabe von Personen, nicht aber mit vollen Porträts zu tun haben." So hat der Herausgeber im ersten Band Absicht, Ziel und Umfang des Werkes umschrieben.

Im Gesamtwerk ist der Personenkreis im wesentlichen gebildet durch die Gestalten der Kaiser und Könige, aller der „Männer und Frauen, deren Wirksamkeit irgendwie historisch faßbar und fruchtbar geworden ist, angefangen von den nichtregierenden Angehörigen der Herrscherhäuser und dem sonstigen hohen Adel bis hinunter zu den letzten Gewalten von einiger selbständiger Bedeutung, die sich etwa mit der Ritterschaft auf weltlichem, den Vorstehern und Leitern von Stiften und Klöstern auf geistlichem Gebiet decken; zu diesem geschlossenen Kreis treten noch die Gestalten der ‚Schreiber', die, sofern sie nicht dem oben umschriebenen Kreis der ‚Machthaber' schon angehören, meistens dem Kreis der um geistige Dinge sich mühenden Klerikerschaft entstammen. Aber auch diejenigen Personen, die sich um das Werk der ‚Schreiber' sorgend gekümmert haben, denen deswegen die Arbeiten gewidmet wurden, sind in den Kreis der Untersuchungen einbezogen worden. Im allgemeinen handelt es sich um Angehörige der deutschen Stämme und Nationen, wenngleich für Kaiser- und Königsbild und für das Schreiber- und Dedikationsbild entsprechend einer gewissen Internationalität von Reich und Kirche die Grenzen der Nation nicht innegehalten werden konnten. Das Quellenmaterial für die Untersuchungen erscheint in Plastik, Malerei, Münz- und Siegelschnitt, für das Schreiber- und Dedikationsbild ist die Hauptquelle die illustrierte Handschrift. Es

---

gorsky, Das byzantinische Herrscherbild; P. Adalbert Krause, O. S. B., Die Bilder der Päpste; dazu die Fortsetzungen der Arbeiten von Prochno und Steinberg) wird bei aller Freiheit der Einzelbearbeiter ein gegenseitiges Austauschen notwendig sein und auch besonders reichen Ertrag bringen. Für die Vermittlung dieses Austausches und die Beschaffung des Untersuchungsmaterials sorgt das Staatliche Forschungsinstitut für Kultur- und Universalgeschichte, bei dem auch das Plattenarchiv zu den Abbildungen zwecks weiterer Inanspruchnahme zur Verfügung gehalten wird.

ist ein großes Verdienst aller Bearbeiter gewesen, daß sie diesem Material überall, oft an den entlegensten Stellen, nachgespürt haben. Eine Vollständigkeit wird ja nie erzielt werden können, man wird hie und da wieder etwas Einschlägiges finden, aber im wesentlichen sind wohl jetzt schon die Typen festgestellt. Die Abbildungen zeugen von dem umfangreichen Stoff, der bewältigt worden ist, und gerade aus der verschiedenen Art, wie die einzelnen Bearbeiter diesen Stoff methodisch gemeistert haben, kann man die Fruchtbarkeit solcher Untersuchungen erkennen. Das Studium aller drei Werke vermittelt eine nicht unbedeutende Kenntnis des Mittelalters, vor allem nicht nur der Fakten, sondern auch des ‚Geistes' dieser Zeit.

Daneben haben alle Bearbeiter auch am Begriff des ‚Porträts' gerungen und sich mit der Literatur dafür auseinandergesetzt.[1]) Es ist fürwahr kein Fehler, wenn trotz des vorgelegten umfangreichen Materials noch nicht die letzte schlüssige Formel gefunden worden ist, es ist vielmehr außerordentlich anregend, die einzelnen Nuancen, die sich aus der Vielgestaltigkeit des Stoffes ergeben, an den Begriff heranzutragen. Bestimmt wird sich zeigen, daß bei einer Ausdehnung des Bildniswerkes auf weitere Nationen und weitere Zeiträume, wie sie ja geplant ist, etwaige vorzeitige Prägungen des Begriffes verändert werden müssen. Also für den letzten Ertrag ist alles noch im Fluß. Vorerst soll aber — das ist der Wunsch des Herausgebers und der Bearbeiter — das rein Stoffliche seine Wirkung tun, denn die Publikation will neben allen weitergehenden Hoffnungen und Absichten auch Unbekanntes und Seltenes dem Leser vorführen, Material, das neben Urkunde und Geschichtsschreibung — sich durch seine besondere Art aus der Gruppe der Überreste herauslösend — für das Zustandekommen von gesicherten geschichtlichen Ergebnissen einen bestimmten Eigenwert besitzt, dem man jetzt noch verhältnismäßig wenig Beachtung gegönnt hat. Gerade dieses Material muß mehr und mehr seinen Eingang in zusammenfassende Darstellungen, vor allem auch in Geschichtsbücher, finden; daneben bilden die Abbildungen des 3. Bandes und die darangeknüpften Untersuchungen mit ihren außerordentlich viel genealogischen Daten für Lokal- und Territorialgeschichte eine ungeahnte Fundgrube.

So ist das Werk, hervorgegangen aus einer aufs Große zielenden Intention, mittelbar ein Quell für neue Aspekte geschichtlicher Betätigung und Wirkung, und es muß erwartet werden, daß es überall da herangezogen wird, wo man geschichtlichen Zusammenhängen gründlich nachspürt. Eine weite Verbreitung würde für Herausgeber und Bearbeiter der beste Lohn und auch dem Forschungsinstitut für Kultur- und Universalgeschichte für die weitere Fortführung ein besonderer Ansporn sein!

---

[1]) Mitten in der Arbeit hatte bereits S. H. Steinberg sich in der Festschrift für Walter Goetz („Kultur- und Universalgeschichte", Berlin und Leipzig, B. G. Teubner 1927) über die Grundlagen und Entwicklung des Porträts geäußert.

WELTGESCHICHTE DER SCHRIFTLOSEN KULTUREN.

FORTSETZUNG.

VON FRITZ KERN.

7. Das Miolithikum.

Wir nehmen Rellinis Bezeichnung Miolithikum für die bisher meist Jungpaläolithikum genannte Geschichtsperiode der Spät- und Endeiszeit an, aus den Gründen, die Menghin S. 17ff. auseinandersetzt.[1]) Für den Archäologen, der sich zunächst an die Geräte hält, stellt sich nun heraus, daß die Hinterlassenschaft des Miolithikums in drei Hauptkulturfamilien zerfällt, welche die drei protolithischen geradlinig fortsetzen. Auch miolithisch erzeugen (S. 137) Klingenkulturen ihr Feuersteingerät nur aus Abschlägen mit einseitiger Randretusche; die Abschläge sind freilich gewöhnlich schmäler, die Retusche ist feiner geworden. Auch jetzt formen Faustkeilkulturen alles Steingerät aus Kernstücken, meist beiderseitig bearbeiteten. Auch jetzt verwenden

---

Berichtigung zu der ersten Abhandlung. Mein gleichzeitig mit dieser Abhandlungenreihe entstandener Aufsatz „Rasse, Sprache, Kultur" war für die „Wiener Beiträge zur Kulturgeschichte und Linguistik 2 (1931)" bestimmt. Wie mir mein Freund W. Koppers inzwischen mitteilte, ist das Erscheinen des geplanten Bandes durch die eingetretenen allgemeinen Umstände hinausgerückt. Zugleich aber hat ein Gedankenaustausch mit Frhrn. v. Eickstedt mir den Wunsch erweckt, dessen in Gang befindliche Rassenforschungen abzuwarten, bevor ich jenen Aufsatz, der nun doch nicht gleich gedruckt wird, abschließe. Wann und wo dieser Aufsatz nun erscheinen wird, kann ich nicht mit Sicherheit angeben. Ich bedaure das nur darum, weil er das Menghinsche Rassen- und Sprachenkapitel vornimmt, somit zu der vorliegenden Abhandlungenreihe nahe Beziehung hat. Aber an sich wird es inhaltlich nur gut sein, einige Klärungen abzuwarten. Soweit ich also auf diesen künftig erscheinenden Aufsatz im Fortgang dieser Abhandlungenreihe verweise, wird die Verweisung lauten „Kern, Rasse, Sprache, Kultur" ohne weitere Angabe.

[1]) Philologische Bedenken gegen die Wortbildung treten demgegenüber zurück, da nun einmal das sprachlich bessere „Mesolithikum" terminologisch verbraucht ist.

Knochenkulturen Feuerstein nur zu einem einzigen Zweck, zur Herstellung von Schärfen an Knochenspitzen. Groß ist die Verfeinerung und Verbesserung des Gerätinventars; sie hat aber die Einseitigkeit, den Sonderstil der drei protolithischen Hauptkulturkreise nicht erschüttert. Eine so reichentwickelte Kultur wie das Aurignacien (miol. Klingenk.) kennt doch (S. 11f.) nur Stichwaffen, keine Beile oder Keulen. Umgekehrt wehrt das Campignien (epimiol. Faustk.) sich nur mit Keulen und erzeugt massenhaft Äxte, Erdhacken, aber keine lanzen- oder dolchhaften Geräte. Die archäologische Einteilungsgrundlage ist also klar. Sie rührt auch schon an wirtschaftliche Scheidungen: unser Beispiel hat soeben Jäger- und Pflanzervölker kontrastiert. Es sei hier vorausgeschickt, daß die miolithischen Kulturkreise eben wegen ihres sich in verschiedenen Richtungen auseinanderbesondernden reicheren Inhalts viel stärker differenzierte Unterschiede und Gegensätze untereinander aufweisen als die Grundkulturen. Trotzdem stehen sich die miolithischen Kulturen durch ihre größeren zivilisatorischen Ansprüche auch wieder unter sich näher als zu ihren protolithisch fortlebenden Nachbarn. Die großen Inhaltsbesonderungen haben viele Kreuzungen zwischen den miolithischen Einzelkulturen nicht verhindert, ja sogar vielleicht angeregt.

Die miolithischen und neolithischen Kulturen fasse ich nach dem Vorgang älterer Forscher als Tiefkulturen zusammen. Menghin, der sich, wovon noch einige Spuren zeugen, z. B. S. 552, 558, dieser Bezeichnung ursprünglich auch bediente, hat sie während der Korrektur seines Buches abgeändert, weil in „Tiefkulturen" ein Werturteil stecke. Entsprechend dem Werturteil, mit welchem wir etwa die „unteren" Klassen einer Schule von den „höheren" scheiden, werden wir allerdings beim Vergleich tief- und hochkulturlicher Einrichtungen unterscheiden müssen, einerlei, ob wir dabei den Dünkel eines Broadway-Hausbesitzers im Negerdorf teilen oder umgekehrt mit Rousseau für die analphabetisch baupolizeilosen „Wilden" schwärmen. Tiefkulturmenschen stehen als Menschen nicht tiefer, weder im Durchschnitt ihrer Gaben und menschlichen Werte noch auch in fähigsten oder vorzüglichsten Charakteren; sie stehen aber zurück in der Höhe des zivilisatorischen Leistungsertrags, des durchschnittlichen und organisierten Könnens und Wissens. Den neuen Menghinschen

Bezeichnungen haftet nun aber ein doppelter Mangel an. Denn erstens verstärken sie noch das Werturteilmäßige, das sie beheben sollen; wenn nämlich Menghin statt Tiefkultur „Stammkultur“ sagt, so stellt er ihr die „Vollkultur“ gegenüber, was dieser fast noch mehr als „Hochkultur“ einen Vorzug unterstellen dürfte. Und zweitens leidet die neue Bezeichnung an Unklarheit, denn die meisten werden bei „Stammkultur“ nicht gleichnisweise an Baumstamm denken, wie Menghin verlangt, sondern an Volksstamm; die unsinnige Verwechslung mit „Stammeskultur“ liegt zu nahe. Darum bleibe ich bei den hergebrachten Bezeichnungen.

Für die relative Chronologie des Miolithikums sind zunächst die völlig geklärten Schichtenfolgen West- und Mitteleuropas (S. 32) grundlegend:

	Späteiszeit
Frühmiolithisch:	Aurignacien
Mittelmiolithisch:	Solutréen, Protomagdalénien
Spätmiolithisch:	Magdalénien
	Endeiszeit
Frühepimiolithisch:	Azilien, Frühcampignien, Frühtardenoisien, Maglemose (besser Mullerupkultur) usw.
Spätepimiolithisch:	Ertebölle, Spättardenoisien, Spätcampignien usw.

Diese Gliederung unterscheidet sich nicht unwesentlich von der auf S. 32 angegebenen. Denn nach Erscheinen des Buchs, im Sommer 1931, hat Menghin sich durch die wichtigen Funde im Göteborger Stadtgebiet von der Notwendigkeit der oben angegebenen terminologischen Änderung überzeugt. Ich verdanke diese Klärung seinen brieflichen Mitteilungen.

Außer Mittel- und Westeuropa ist bisher nur Nordafrika ausreichend erforscht. Die Funde Asiens (S. 39ff.) sind chronologisch noch wenig aufgehellt; gerade Asien wird sich aber für die weitere Forschung immer wesentlicher erweisen, weil allen Anzeichen nach (S. 518f.) die sämtlichen Tiefkulturkreise des Miolithikums wie auch des Protoneolithikums ihren Ursprung in Asien genommen haben. Es entsteht der Eindruck, als sei den drei asiatischen Ursprungszonen der hauptsächlichen Grundkulturen eine besondere Schöpferkraft verblieben, die sie befähigte, jeweils aus einer

ziemlich rein erhaltenen individuellen Grundkultur nahe deren Ursprung und ungeachtet deren inzwischen eingetretener Weltverbreitung eine arteigene Tiefkultur aus sich herauszusetzen, die dann eine ähnliche Kraft zur Weltverbreitung auch ihrerseits an den Tag gelegt hat. Unter den Rassen, die die Wendung von der Grund- zur Tiefkultur zuerst entschieden, überwiegen zweifellos Europide; neben ihnen kommen Ostide und Mongolide vor.

In der absoluten Chronologie will Menghin (S. 42) nur De Geers Berechnungen Wahrscheinlichkeitswert beimessen. De Geer hat den Beginn der Gletscherabschmelzung in Südschweden auf etwa 10000 v. Chr. angesetzt, Obermaier auf mehr als 12000 Jahre. Dieser Rückzug des Gletschers von der südschwedischen Eisrandlage bezeichnet den Beginn der sog. Ancyluszeit, deren Dauer (in zwei Perioden, die ältere mit 3000, die jüngere mit 2000 Jahren) De Geer mit 5000 Jahren berechnet, so daß also das Ende der Eiszeit, mit dem Übergang der Ancyluszeit zur nacheiszeitlichen Litorinazeit, nach De Geer ungefähr 5000 v. Chr. erreicht worden wäre.[1]) Wie man sieht, ist es noch gar nicht lange her, daß die Eiszeit wirklich zu Ende ist, und das mag ein wenig die Leute trösten, denen es noch einiges Kopfweh bereitet, daß eine so lange, aber auch wirklich unheimlich lange und wichtige Strecke der menschlichen Kulturgeschichte sich gerade in voller Eiszeit abgespielt hat und daß wir alle dieser dem kurzlebigen Menschenvolk heute legendär erscheinenden Hauptepoche der menschlichen Kulturgeschichtsdauer so viel verdanken.

Wir dürfen es also für ausreichend halten, den Beginn der Abschmelzung in Südschweden um 10000—9000 v. Chr., das Ende der Eiszeit um 5000—4000 v. Chr. anzusetzen.[2]) Für die Annahme dieser Minimaldaten bestehen gute Gründe. Weiter zurück aber versagen für Menghins Neigung, „herunterzudatieren", die triftigen Gründe. Hier werden, schon allein aus biologischen Gründen, die langen Zeitansätze die wahrscheinlicheren, sofern die

---

[1]) Nicht um 7000 v. Chr., wie Menghin S. 42 irrtümlich als De Geers Ansicht angibt. Zwischen seinen und De Geers Ansätzen besteht kaum ein Unterschied.

[2]) Menghins Übersichtstafel auf S. 30/31 muß entsprechend den oben erwähnten Göteborger Erkenntnissen abgeändert werden. Denn schon in der älteren Ancyluszeit, schätzungsweise um 8000—7000 v. Chr. beginnt im Ostseegebiet das frühe Protoneolithikum bzw. was gleichbedeutend ist, das Epimiolithikum.

hier allein noch schätzungsberechtigte Geologie sie nahelegt. Menghin setzt das Ende des letzten Eishöchststandes (S. 43) um 14000 v. Chr., den Beginn des Miolithikums in Europa (Aurignacien) um 20000 v. Chr. Nach Penck würde man (unter Zugrundelegung der De Geerschen Ansätze) für das Ende der letzten Maximalvereisung (Beginn der Abschmelzung in Norddeutschland) auf etwa 18000 v. Chr. kommen, Obermaier berechnet sogar 25000 v. Chr. Weiter zurück wagen sich nur rohe Schätzungen, aber schon nach dem eben Gesagten kommt man für das Auftreten des Aurignacien auf die Größenordnung von rund drei bis fünf Jahrzehntausenden rückwärts.

Weder Penck noch Obermaier werden das letzte Evangelium bleiben. Haben wir aber ein Recht, ein Rechnen mit Jahrzehntausenden für das Miolithikum als zu hoch zu bezeichnen? Lehren uns nicht vielmehr, abgesehen von der Gesamtdauer der Eiszeit (S. 33), Geologie und Paläontologie im allgemeinen die Tugend, des Menschen ältere Entwicklung geduldig in einen langsamen Prozeß hineinzustellen? Woher, aus welchen objektiven oder subjektiven Gründen stammt das „Unbehagen", das (S. 43) Menghin selbst noch bei seinen eigenen Zahlen empfindet? Menghin sagt (S. 43f.): „Wenn man einen Fundplatz wie Willendorf betrachtet, dessen Schichten vom mittleren bis zum späten Aurignacien reichen, so muß man nach obiger Chronologie annehmen, daß sich der eiszeitliche Jäger hier durch mehrere tausend Jahre immer wieder an der gleichen Stelle niedergelassen hat. Ist das innerlich wahrscheinlich, selbst wenn man außer Betracht läßt, wie rasch in der Lößbildungszeit die Bodenkonfiguration gewechselt haben dürfte? Willendorf, wo ja noch eine Reihe anderer Lagerplätze des Aurignacien vorhanden ist, war ein ganz ungewöhnlich günstiger Platz für den Betrieb der Jagd und der Fischerei, und das mag seine fortgesetzte Inanspruchnahme einigermaßen erklären. Nach den Zahlen von Köppen und Wegener aber würde die Dauer der Hauptstation von Willendorf auf etwa 50000 Jahre anzusetzen sein. Das zu glauben, darf man einem Historiker nicht mehr zumuten. Im übrigen widerspricht auch die Erhaltung des Lößes solchen Ansätzen."

Vor dem Lößsachverständigen würde ich mich beugen; der Appell an die Zeitangst des Historikers aber verfängt nicht mehr.

Wohl ist bei den Historikern kaum erst die „Raumangst" überwunden. Die Völkerkundler, die großenteils die Raumangst verloren haben, scheuen auch noch davor zurück, hohe Zeitgrößen in die Rechnung einzusetzen, ganz begreiflich, da sie ja aus ihrem Stoff heraus dazu keine Veranlassung, ja kein Recht entnehmen können. Aber Historiker wie Völkerkundler sollten einsehen, daß sie in der Frage der Chronologie die Zuständigkeit der Geologen anerkennen müssen, die es mit Recht ablehnen, daß gegen ihre doch immerhin der Größenordnung nach gutbegründeten Ansätze mit bloßen Gefühlsmomenten angekämpft werde. Menghin selbst rechnet 17000 Jahre vom Eindringen der frühen Tiefkultur in Europa bis zu dem der späten Tiefkultur (Mixoneolithikum) im nordischen Kulturkreis, und er gibt zu (S. 44), daß man für die Entfaltung der protolithischen Kulturen einen noch „wesentlich längeren Zeitraum" als für das Miolithikum ansetzen muß. Damit aber hat er eine chronologische Größenordnung von vielen Jahrzehntausenden anerkannt, und so kann er gegen die noch höheren Ansätze anderer Forscher durchaus keinen anderen Riegel als den des subjektiven Gefühls vorschieben. Warum sollte ein guter Wildwechsel vom Jäger nicht ebenso lange benützt worden sein, wie vom Wild, und welche „historischen" Gründe sollten Wild zur Änderung zwingen? Für die Lebensdauer der Tiefkulturen ist jedenfalls mit Jahrzehntausenden, für Grundkulturen aber mit Jahrhunderttausenden zu rechnen. Minimal- oder Maximalschätzungen, Ansätze für das Aurignacien auf 20, 30 oder 50000 Jahre sind nebensächlich; nur die Größenordnung zählt hier, und wenn die Urteile der Sachverständigen für die Gesamtdauer der Eiszeit überwiegend auf eine Größenordnung von rund 1 Million Jahren kommen, so hat der Kulturhistoriker eben etwa seit der Mitte dieser erdgeschichtlichen Periode mit sicheren und reichlichen Kulturspuren des Menschen zu rechnen, muß aber die Anfänge der Kultur mit größter Wahrscheinlichkeit noch in das spätere Tertiär zurückverlegen. Nimmt man diese Größenordnungen unvoreingenommen hin, so ergibt sich für die Tiefkulturen ein beträchtlich rascheres Entwicklungszeitmaß als für die Grundkulturen, jedoch immer noch ein fast unvorstellbar langsames Adagio gemessen am modernen Prestissimo. Nun sehen wir aber an den Überlebseln von Grundkulturvölkern in unserer Zeit, daß

diese Fermate beliebig lange dauern kann, denn wir haben keinen Grund anzunehmen, daß diese oft gar nicht aussterbewilligen Völkchen ohne den Zugriff der Aufklärungskultur wesentliche Änderungen eingeführt hätten, wie sie denn in ihren fernen Rückzugswinkeln auch erst um das halbe Jahrhunderttausend länger in Grundkultur ausgeharrt haben als unsere eignen Ahnen, die auch Jahrhunderttausende Protolithikum gelebt hatten, als vor 50 oder meinetwegen 20000 Jahren die Tiefkultur über sie kam. Vielleicht hatten diese unsere Ahnen nur eine 95 %ige Beharrungstendenz, die Tasmanier eine 100 %ige; der Unterschied braucht aber nicht übertrieben werden. Es wirkt hier bei Menghin vermutlich entweder ein Rest jener aprioristischen Entwicklungstheorien des 19. Jahrhunderts, die mit einem mythischen inneren Veränderungsdrang der Menschheit rechneten, oder ein Rest der theologischen Geschichtsphilosophie, die sich vor hohen Zahlen und dem ganz langsamen Heraufsteigen des Menschen aus der Tierheit scheut. In Wirklichkeit aber sehen wir allerorten, daß eine Kultur, die den Menschen sich im Gleichgewicht mit der Umwelt und seiner Seele fühlen läßt, durchaus zur Beharrung neigt und daß es für diese Beharrung der geistigen, gesellschaftlichen und zivilisatorischen Gleichgewichtszustände überhaupt so gut wie keine Zeitgrenzen oder irgendwelche innere Erschöpfungskrisen gibt. So gut wie heute noch kambrische Tierarten unverändert fortleben, besonders in der Tiefsee, weil ihre Umwelt ihnen niemals Entwicklungsreize bot, während andere Arten sich vollständig umzubilden veranlaßt waren, so ist es auch mit den Kulturen. Die Tiefkulturen, reicher an inneren Spannungen als die Grundkulturen, entbehren schon deren ehernes Gleichgewicht; vom Ungleichgewicht der Hochkulturen und deren sich immer mehr überstürzenden Änderungsschöpfungen sind sie noch weit entfernt.

Menghin ist weder von der Paläontologie, Geologie oder Biologie noch von dem Studium des Paläolithikums ausgegangen, sondern von den neolithischen Kulturen. Er ist der überragende Historiker der Frühzeit; aber in den älteren Teilen spürt man zuweilen, daß sein Entwicklungsgang ihn weniger dazu geführt hat, die außerkulturellen Bedingungen der älteren Menschheitsgeschichte mit abzuwägen.

8. Die Totemisten.

Die miolithische Klingenkultur ist (S. 256) irgendwo in Mittelasien entstanden; sie hat in der Späteiszeit die gemäßigte Zone (Steppen- und nichttropisches Waldgebiet) Asiens überzogen, Europa und Nordafrika nach dem ersten Höhepunkt der letzten Kälteperiode der Eiszeit (um 20000 v. Chr. nach Menghinscher Chronologie) großenteils eingenommen und zu irgendwelcher noch nicht ermittelter Zeit (auch auf der Übersichtskarte S. 254 nicht eingezeichnet) Teile Australiens, Ozeaniens und Amerikas. Unter den rassischen Trägern dieser Kulturen sind Altformen der dalischen und der eurasischen (nordischen? mittelländischen?) Rasse festgestellt. Tauride vermute ich als kolonisatorische Ausbreiter in Ozeanien und Amerika, heute in exotischen Rassengemischen untergegangen, aus denen ihr Blut da und dort noch herausleuchtet. Von den Sprachen dieses Kulturkreises kann man bisher nur soviel sagen, daß unter den geschichtlich überlebenden Sprachstämmen der semitohamitische vermutlich in einer alten Totemistensprache wurzelt.[1])

Diese fachmännischen Jägerstämme „weißer“ oder „europider“ Rasse haben die älteste Wirtschaftsform der Menschheit, die bloß lebensaneignende, zu ihrer höchsten Vollkommenheit gesteigert, so daß sie den Rahmen der Grundkultur sprengten und als einzige Kulturgemeinschaft ohne Lebenszüchtung eine Tiefkultur begründeten, wahrscheinlich die älteste von allen. Die Nahrungswirtschaft dieser Menschen kann man (S. 602) als „höheres Jäger- und Ernterteum“ bezeichnen, d. h. „sie beruht auf einer planmäßigen Jagdausübung und Sammlungstätigkeit“ in wildreichen Strichen. Verglichen mit den anderen Tiefkulturen, den lebenzüchtenden, erscheint die Wirtschaft der Jäger als roher; doch war sie schöpferisch in vielerlei Handfertigkeit und sogar in vielem anspruchsvoller und eleganter als jene.

Die technische Vollendung der aneignenden Wirtschaft machte die mit vielerlei Methoden betriebene Jagd und Sammlertätigkeit in den Herrschaftsgebieten der miolithischen Klingenkultur meist

[1]) Vgl. F. Kern, Rasse, Sprache, Kultur. Der Vergleich des Semitohamitischen und auch des Alarodischen mit den Sprachen heutiger wesentlich totemistischer Stämme ist eine der dringendsten Aufgaben der Sprachwissenschaft.

noch sehr ergiebig. Die Fallenjagd (S. 141), über deren Verbreitung in der ursprünglichen Grundkultur wir nichts Näheres feststellen können, blühte in listigen Systemen. In ihren Jagdgründen umherpirschend waren diese Jäger doch seßhafter als die später zu besprechenden Hirtenvölker. Die Pflege ihrer Nahrungsgrundlage hatte noch keinerlei züchterischen, sondern nur (S. 161 f.) zauberischen Charakter (Fang-, Versöhnungs- und Vermehrungszauber); daß die intensive zauberisch-religiöse Beziehung zu den Tieren aber teilweise einen Hegungs-, mindestens Schonungszweck miterfüllte, darf vermutet werden.

Der Bau von (S. 142) Kegeldachhäusern ist nicht unwahrscheinlich. Hauptwaffen waren Lanze, Dolch und Speerschleuder. Das reiche Steininventar enthält (S. 143) Klingen, Spitzen und Stichel, Dolch- und Lanzenblätter, Messer, Bohrer, Pfriemen, Schaber, Kratzer usw. Die hohe Vollendung des Klingenabschlags unterschied die miolithischen Handwerkskünstler von den veraltenden Vettern der epiprotolithischen Klingenkulturen, die neben ihnen in immer verengteren Abdrängungsgebieten weiterlebten (S. 255). Von der Breitklinge war man zu der im Protolithikum noch seltenen Schmalklinge übergegangen; die eingetretene Arbeitsteilung, das ausgebildete Spezialistentum drückt sich in allerlei Fachhandfertigkeiten aus.

Als (S. 144) Männertracht sind (Rinden-?)Gürtel und Penisstulp vorhanden; Fellkleidung wurde wohl nur als Schutz-, nicht als Schamkleidung getragen; von den Frauen kennen wir nur einen wahrscheinlich zauberisch zu erklärenden Rückenschurz; Nacktgehen war wohl die Regel, wo die Witterung es erlaubte. (Im Gegensatz zum Schamschurz der Grundkulturen!) Dagegen ist Schmuck reichlich und mannigfaltig, Gegenstand fernreichender Handelsbeziehungen.

(S. 145) Gewisse Anzeichen lassen auf ein Zusammenleben in größeren Horden schließen. Jugendweihen waren es wohl, die „in der Tiefe schauerlicher Höhlen" vorgenommen wurden, die man mit Malereien zauberisch belebte.

Beim Erschließen der soziologischen und geistigen Kulturbeziehungen müssen wir uns nun aber noch stärker als bei der stofflichen Kultur nach der Ergänzung unseres archäologischen Einblicks durch völkerkundliche Überlebsel umsehen! (S. 505).

Die Wirtschafts- und Siedlungsformen des Klingenmiolithikums stehen nicht im Gegensatz zu denen des völkerkundlichen Kulturkreises der Totemisten; die Übereinstimmung im gefertigten Gerät ist positiv beweiskräftig. Pfeil und Bogen fehlen beiderseits. Die Männerkleidung stimmt überein; rote Farbe dient beiderseits als Kultsymbol. Die Jagdzaubergebräuche, die wir durch den miolithischen Bildzauber kennen[1]), und die völkerkundlichen decken sich so weithin, daß Koppers' berechtigte Forderung, neben Stoffkultur auch Übereinstimmungen im Religiösen, im Kunstschaffen und im Soziologischen zu verlangen, in erheblichem Grad erfüllt erscheint (S. 506f.).[2]) Ziehen wir nun in dem methodisch zulässigen Umfang völkerkundliche Ergänzungen heran, so ergibt sich (S. 602) Vaterrecht; „gemäßigte" Polygamie; der Stamm zerfällt in exogame Totemklane. Das Auftreten von Zauberhäuptlingen bringt den Beginn ständischer Differenzierung. In religiöser Hinsicht herrscht eine Sonnenmythologie, „neben der aber auch andere Gestirne eine bedeutende Rolle spielen". Die (S. 495) Siedlungen haben die Form des Haufendorfs. Der völkerkundliche Totemismus, d. h. die eigentümlichen Beziehungen der Klane zu „ihrem" Tier können archäologisch bisher nur vermutungsweise belegt werden, würden aber vieles, was da eine große Rolle spielt, wie die Tiermaskentänze, Amulette, Prozessionen (?) u. a. mit erklären; doch liegt schon bei unseren miolithischen Dokumenten wie in den völkerkundlichen Überrestgebieten eine offenbar sehr alte Vermischung tiertotemistischer Elemente mit Glaubenselementen des pflanzerischen Kulturkreises vor. Völkerkundlich ist mit der totemistischen Jünglingsweihe die Beschneidung verbunden.

Archäologisch wie völkerkundlich sind die Klingenmiolithiker bzw. Totemisten künstlerisch hochbegabt. Sie bevorzugen naturalistische Tiermotive, auch in der Gerätverzierung, seltener das geometrische meist geradlinige, tektonisch gliedernde,

[1]) Unmittelbare Kontinuität archäologischer und völkerkundlicher Lebensformen und Wanderwege würde sich am ehesten wohl in Australien, Ozeanien und Amerika durch entsprechende Forschungen feststellen lassen.

[2]) In der Annahme reichlicher Zauberkulte, Handverstümmelungen, Bildzaubers usw. folgt Menghin (S. 147) der auch von mir im Archiv für Kulturgeschichte 16, 237ff. begründeten Auffassung, die sich trotz Luquets aussichtslosem Rückzugsgefecht heute wohl völlig durchgesetzt hat.

oft randständige Ornament. Den (S. 151) ältesten bekannten miolithischen Musikinstrumenten, kleinen Lochpfeifen und (S. 163) Flöten, entsprechen (S. 496) völkerkundlich Flöte und Tritonsmuschel. Für das (S. 149) gemessen an der Grundkultur reich entfaltete Sozialleben wird immer der Aufstieg künstlerischen Wollens und Könnens die anziehendste Urkunde bleiben. Auch vor den paläarchäologischen Entdeckungen haben schon die Völkerkundler Gräbner, Ackermann, Schmidt, Koppers u. a., Menghins Lehrmeister, rein aus ihrem Stoff heraus (S. 496f.) die totemistische für die älteste Tiefkultur gehalten, die sich weltweit verbreitet hätte und die von später nachdrängenden, besonders von pflanzerischen, vielfach zersprengt wurde; an eine mittelasiatische Heimat des Totemismus hat auch schon Gräbner gedacht.

S. 602. „Die älteste Ausbreitung der totemistischen Kultur fällt mitten in die letzte Eiszeit. Durch die südrussische Steppenregion nach Westen vorbrechend, besetzte sie mit gewaltiger Kraft nahezu ganz Europa, den vereisten Norden und die mittleren und südlichen Teile der iberischen Halbinsel ausgenommen.“ Da sie (S. 261) „als erste Tiefkultur ihre ursprünglichen Grenzen überflutete und die Wanderung über die Welt antrat, kam die totemistische Klingenkultur in Afrika wie in Europa vor dem Pflanzertum an. Aber nur ganz ausnahmsweise vermochte sie sich ungestört zu erhalten,“ z. B. im italienischen Grimaldien, daneben noch (S. 262) etwa in Oberguinea. Sonst wird sie überall nach und nach umgebildet durch Zuströme namentlich aus dem Altpflanzertum oder aus Althirtentum oder aus Grundkultur; „dies und (S. 602) lokale Differenzierung führten zur Entwicklung verschiedener Misch- und Sondergruppen.“ Von diesen zum Teil sehr bedeutungsvollen Mischgruppen Europas soll in unserem 11. Abschnitt die Rede sein.

S. 602. „Ein Zweig der Urtotemisten ist nach Afrika gelangt, vermutlich über Arabien und Syrien. Er fand hier große Verbreitung, vor allem aber setzte er sich im Norden des Erdteils fest (Frühcapsien) und drang bis Spanien vor.“ Die heutigen Trockengebiete Nordafrikas und Vorderasiens, mit ihren weiten Wüsten, waren (S. 25) in der Eiszeit und nachher unter reichlichem Regen fruchtbar, anziehend und besiedelt. (S. 35) Der reiche Wildstand der späteiszeitlichen Sahara machte sie zum

Jägerparadies. Mit den Klingentotemisten teilte sich in ihren Genuß ein mit Bogen und Pfeil bewaffnetes Zwerg- oder mindestens kleinwüchsiges einheimisches Nigritiervolk, dessen wohl älithische Kultur (Menghins Cogulien, S. 602) allmählich mit der der Totemisten „verschmolz (Mittel- und Spätcapsien), allerdings kaum zu einem einheitlichen Volkstume, sondern zu verschiedenen Stammesgruppen, die teils mehr auf die progressive, teils auf die pygmäische Seite neigten."[1]) Wenn die völkerkundliche Forschung darüber, ob der Totemismus primär nach Afrika eingedrungen sei, bisher im Zweifel war, so dürfte archäologisch das Capsien diese Frage entscheiden.[2])

9. Die Altpflanzer.

Im tropischen Urwald der Faustkeilmenschheit, wo wilde Fruchtbäume und Knollenfrüchte sich unmittelbar zur Nahrung boten, des Gejaids aber weniger war als in den grasigen Wildgründen der Klingenmenschheit, haben Angehörige der Faustkeilgrundkultur noch tief während der Eiszeit, die in den Tropen keine fühlbare Änderung der Lebensumstände hervorbrachte, den Pflanzenbau, die erzeugende Wirtschaft erfunden. Über die ursprünglichen Anstöße dieser weltumwälzenden Neuerung wissen wir nichts; vielleicht hat wachsende Volkszunahme, ein gewisser Bevölkerungsdruck dieser immer ziemlich seßhaften Pflanzengenießer die ersten Schritte vom bloßen Abernten zum bewußten

[1]) Die Erschließung des Cogulien, das rein archäologisch kaum faßbar ist, das aber aus den Veränderungen des Capsien und den anthropologischen Befunden besonders im Tardenoisien und den völkerkundlichen Zusammenhängen der Buschmannkultur indirekt mit großer Wahrscheinlichkeit erschlossen werden kann und postuliert werden muß, ist eines der für die Hypothesenbildung Menghins besonders bezeichnenden Beispiele.

[2]) W. Koppers macht mich freundlicherweise brieflich auf die neuen Forschungen bei Negrillen aufmerksam, die Anhaltspunkte für ein recht hohes Alter des Totemismus in Afrika geben. P. Trilles habe bei den Negrillen des Gebietes von Französisch-Kongo (nach unveröffentlichter Monographie), P. Schebesta bei denen des Iturigebietes (vgl. jetzt Anthropos 26, 1931, 1ff.) einen sekundär übernommenen Totemismus gefunden; sekundär augenscheinlich schon um deswillen, weil der Totemklan der Negrillengruppe immer wieder mit dem der Negergruppe identisch ist, zu der jene gehört. Da nun dieser Negrillentotemismus eigentlich weite Verbreitung aufweist, sporadisch auch unter Buschmännern sich findet und dabei einfacher Totemismus ist, so bestätigt dieser Befund eine recht alte Quelle für Totemistisches in Afrika.

Hegen und Züchten der Nutzpflanzen gelenkt. Jetzt wurde also der abwehrende Grenzerweiterungskampf aufgenommen gegen das unfruchtbare Wildgewächs zugunsten der dem menschlichen Magen freundlichen Kohlehydraterzeuger, deren Standraum zu erweitern, deren Tragfähigkeit zu erhöhen war. Der Schauplatz dieser nützlichkeitsbedachten Schöpfung war Südasien, aus welchem die Nutzpflanzen stammen, vermutlich Vorderindien — irgendwo (S. 257) „etwa von Iran bis Birma". Durch Eickstedts Entdeckung der Melaniden ist es sehr wahrscheinlich geworden, daß südliche Europide die Träger dieses Kulturfortschrittes waren, vielleicht schon ein Gemisch von Südeurasiern mit Cromagnon und Ostiden.[1]) Die Proto-Ostiden gehören anscheinend einer alten Zwischengruppe zwischen Protomongoliden und Protoeuropiden an; mit den fertig ausspezialisierten eigentlichen Mongoliden haben sie jedenfalls nicht mehr gemein als mit europiden Rassen. So hat also der stärker erfindsame Geist dieser progressiven Rassengruppen, der Europiden, Ostiden und Mongoliden, dem wir wohl alle drei älteren Tiefkulturen verdanken, in den Melaniden durch Erfindung des Pflanzertums die protolithische Waldkultur durchbrochen. Die eigentlichen Tropenrassen, die „protomorphen" Rassen wären hierzu nicht imstande gewesen. Freilich diese ganze Argumentation hat nur Wahrscheinlichkeit, nicht Gewißheit. In Südasien sind (S. 258) Kulturschichten, die uns dort „das Höhersteigen der protolithischen Faustkeilkultur ohne wesentliche Beeinträchtigung ihrer Arteigenheit ad oculos demonstrieren, noch nicht festgestellt worden. Hier liegt eine für die älteste Geschichte der Menschheit unermeßlich wichtige Forschungsaufgabe vor uns." In Hinterindien hat besonders die spätmiolithische reine Faustkeilkultur der Keophay-Gruppe (S. 223f.) räumliche und inhaltliche Nähe zu dem noch unbekannten Ausgangspunkt des Altpflanzertums bewahrt, den wir nach allen seinen archäologischen und völkerkundlichen Ausstrahlungen voraussetzen müssen. (S. 603f.): „Die wichtigsten kulturellen Merkmale dieses Volkstums sind die Schöpfung des Pflanzenbaues im Hackbaubetriebe, die Weiterbildung der beilartigen Geräte, die Keulenbewaffnung, der Holzschild, das Mutterrecht, Ahnenkult und Animismus, Mondmythologie und geometrisch-schematische Kunst

[1]) Vgl. F. Kern, Rasse, Sprache, Kultur.

mit besonderer Hinneigung zu kurvilinearer Ornamentik. Vielleicht fällt auch die Erfindung der Töpferei hierher." (S. 497) Sozusagen reinerhaltene völkerkundliche Überlebsel der altpflanzerischen Kultur gibt es im östlichen Melanesien, im östlichen Viktoria, auf Teilen der Sundainseln und bei den sehr archaischen Sakai; (S. 509) Kontinuität zwischen nacheiszeitlichen und völkerkundlichen Formen liegt wahrscheinlich vor zwischen der Keophaykultur und ihren Verwandten und der Altmutterrechtskultur Australiens; ferner im Tumbakulturgebiet des westlichen Zentralafrikas. (Für die archäologisch-völkerkundliche Deckung vgl. S. 508f.)

Fassen wir noch einige Züge zusammen, die sich teils aus der spät- und endeiszeitlichen Archäologie, teils aus der Völkerkunde ergeben, so (S. 497ff.) wären zu nennen etwa: die hervorragende Rolle der Frau beim Hack- und Stocherbau; weil die Frau durch Feldbau wirtschaftliches Übergewicht erhielt, als Besitzerin ihrer Pflanzung, so geht die Rechtsnachfolge nach der mütterlichen Linie, wo etwas zu holen ist, und der Mann tritt in die Familie der Frau ein; das Mutterrecht entstand als eine Konzentration um die Nahrungsquelle. Mehr als schweifende Völker hängen die seßhaften Pflanzer überhaupt an ihrer geräumiger werdenden Habe; sie sitzen bei Gut und Geld; das Geld haben sie erfunden; sie häufen gern Vorräte und Genußmittel. Die Bodenbaugeräte sind nach Art von Queräxten gebildet und das Steinbeil, dieses typische Waldgerät, ist in Zweigschlinge geschäftet, oft ganz gut geschliffen. Die nebenhergehende Jagd wird auch mit Schwippgalgenfallen[1]) betrieben. Das behäbige viereckige Giebeldachhaus steht in enggeschlossenen Reihendörfern. Die Korbflechterei ist eine fortgeschrittene Art der Spiralwulsttechnik. Die Pflanzer sind nicht so schmuckfroh wie die Totemisten; sie scheinen auch weniger poetisch, ihre Phantasie mehr engräumig zu sein; aber sie haben sehr viel religiöse Furchtkomplexe; der für das Pflanzenwachstum entscheidende Mond und die Totengeister, denen sie einen ausgedehnten Ahnenkult widmen, beschäftigen sie eigentlich fortwährend. Sichel- und dreizackförmige Anhängsel sind für ihren magischen Schmuckgebrauch bezeichnend. (S. 498) „In Australien, Ozeanien und Amerika ist die altmutterrechtliche Kultur mit dem sog. Zwei-

[1]) Die Armbrustfallen setzt Koppers frühestens zum Jungpflanzertum.

klassensystem verbunden; die Lokalgruppe zerfällt nach diesem System in zwei endogame Heiratsklassen;" da dieses System nicht nach Afrika gekommen zu sein scheint, hält Menghin es für eine jüngere Entwicklungsform.[1]) Die Totenbestattung ist zweistufig: die Leiche wird erst vorläufig beigesetzt oder entfleischt; nach der Verwesung werden die Knochen gesammelt und neuerlich beigesetzt oder verehrt; der oft bemalte Schädel wird häufig gesondert aufbewahrt. Die Geisterbeschwörung, aus der in Fortbildung des Zauberertums das Schamanentum erwächst, führt zu ekstatischen und dramatischen Kulten, zu dem Maskenwesen und den Geheimbünden der Männer, die vom religiösen Gebiet in das politische übergreifen, eine Art von Männerreaktion zur Einschüchterung und Beherrschung. Von der hölzernen Geisterfigur meist ornamental-schematischen Stils und den apotropäischen Geistergesichtsbildern strahlt die flächenfüllende kurvilineare Ornamentik dieses Kulturkreises aus. Hier taucht als erstes melodisches Instrument die Panpfeife auf, ferner der einsaitige Musikbogen; die Schalltrommel steht mit dem Geister- oder Ahnenkult in nahem Zusammenhang.

Bevor ich die spät- und endeiszeitliche Geschichte des altmutterrechtlichen Kulturkreises umreiße (Abschnitt 11), gilt es nun zuerst, die dritte frühe Tiefkultur möglichst in ihrer Urgestalt zu erfassen.

10. Die Althirten.

Während Menghin sich für die beiden zuerst betrachteten Tiefkulturen völkerkundlich vor allem auf die Arbeiten Gräbners und seiner Schule stützen konnte, ist die völkerkundliche Erschließung des Hirtenkreises vornehmlich das Werk W. Schmidts und seiner Wiener Schule. Nachdem Menghins Protolithikum Schmidts lange umstritten gewesene Auffassung von der Grundkultur so weithin bestätigt hat, tritt man mit Spannung an die archäologische Nachprüfung des ebenfalls noch nicht unbestrittenen völkerkundlichen Hirtenkulturkreises heran. Vielfach bezieht Menghin sich auf die Arbeiten von Gahs und die von F. Flor, besonders befähigter Schüler Schmidts und Koppers'. Ungefähr gleichzeitig mit der „Weltgeschichte der Steinzeit" ist Flors „Haustiere und Hirtenkulturen"

[1]) Eine andere Möglichkeit wäre, daß das System in Afrika oder auf dem Weg dahin verloren ging.

erschienen, ein Werk, das vielfach neue Wege erschließt und das ich im folgenden mitverwende.[1])

Archäologisch macht die Ableitung der Althirten- oder miolithischen Knochenkultur aus der protolithischen Vorstufe trotz der großen Zeit- und Entwicklungslücke zwischen den beiderseitigen Funden noch weniger Schwierigkeiten als bei den beiden zuerst betrachteten Tiefkulturen. Schon hatte die Wiener Schule der Völkerkunde die Dreizahl der ältesten Tiefkulturkreise geahnt. Es war ein beglückender Beweis der Koinzidenz archäologischer und ethnologischer Methoden, als nun Menghin auch archäologisch die Dreizahl der miolithischen Kulturkreise erwies.[2])

Diese dritte selbständige miolithische Kultur ist sichergestellt (S. 227) in Nordasien und Nordeuropa. Unter ihren Trägern sind Mongolide, Ostide und Euraside zu vermuten, unter ihren Sprachgruppen jedenfalls die proto-uralaltaische Sprache[3]). Die finnougrischen Völker, die in der Metallzeit Bauernkultur annahmen, (S. 500) lassen noch die althirtliche Grundlage durchschimmern; am reinsten hat sich der ursprüngliche Zustand völkerkundlich bei Nordsamojeden (Juraken) und den Lappen erhalten. Die Alt-

---

[1]) Die Ausbreitungskraft der Wien-Mödlinger Schule hat sich soeben wieder betätigt in der Begründung einer neuen Veröffentlichungsreihe durch W. Koppers, der „Wiener Beiträge zur Kulturgeschichte und Linguistik", die also wie das ältere Zentralorgan der Schule, „Anthropos", Kultur- und Sprachgeschichte vereinigen, Philologie in Symbiose mit Völkerkunde, Weltgeschichte aufgebaut aus Ethnologie, Sprachforschung, Archäologie und Anthropologie. Vergleicht man Flors im ersten Band dieser „Beiträge" erschienene Abhandlung etwa mit Gräbners Darstellung der Hirtenkulturen in seiner „Ethnologie" von 1923, so sieht man, wieviel die Wiener Schule diesem einst dunklen Gebiet in wenigen Jahren schon abgerungen hat. Ich möchte die Kulturhistoriker besonders auf diese „Wiener Beiträge" aufmerksam machen, deren erster Band neben sprachgeschichtlichen Forschungen von W. Schmidt, R. Bleichsteiner, G. Höltker und zwei Beiträgen zu ostasiatischen Tiefkulturen von Fürer-Haimendorf und W. Koppers in dem Beitrag von F. Röck über „Das Jahr von 360 Tagen und seine Gliederung" die Zusammenhänge der amerikanischen Hochkultur mit der Alten Welt weiter aufhellt.

[2]) Terminologisch bevorzuge ich „Hirten" vor „Viehzüchtern", denn letzteres sind auch die späteren Bauern, die sogar in der Züchtung schlachtreifen Viehs und besserer Rassen als Züchter voranstehen. Die Althirten folgen den Herden nomadisierend von Weideplatz zu Weideplatz, weniger um sie im eigentlichen Sinn zu züchten, als um die Herden zusammenzuhalten und ihr Fleisch, Fell, Knochen usw., im ausgereiften Hirtenkulturzustand mehr noch ihre Milch zu bewirtschaften.

[3]) Vgl. F. Kern, Rasse, Sprache, Kultur.

hirtenkultur hat sich an den Stellen Nordeurasiens entwickelt, wo auch in der Eiszeit menschliches Leben möglich war (S. 259). „Diese Landschaft war damals noch durch zahlreiche, z. T. gewaltige Seen belebt." (S. 229) Die wahrscheinlich späteiszeitlichen Leute der transuralischen Schigirkultur dürften auf kleinen Sumpfinseln oder auch auf dem Eis des Sees gehaust haben, wo sie fischten und den Biber jagten, außerdem viel Großwild bis zum Mammut und Nashorn, Bär, Hirsch, Elch, Ur, Ren. Sie hatten Werkzeuge aus Knochen und Holz, ohne Stein. Die (S. 259) technischen Fortschritte gegenüber der Knochengrundkultur sind aber erheblich. Ganz ähnlich ist die als endeiszeitlicher Ableger zu betrachtende Kundakultur im europäischen Rußland und in Nordmitteleuropa. Auch hier spielt Jagd und Fischerei eine große Rolle. Es nimmt also nicht Wunder, wenn Einflüsse der südlich angrenzenden totemistischen Jägerkultur hervortreten, die sich (S. 198, 603) teilweise auch bis in die Domäne der Hirtenkultur einschob.[1]) An Jagdzauberamulette möchte ich z. B. bei den (S. 251) Fischanhängseln der allerdings erst opsimiolithischen Angarakultur denken.[2]) Die in der Havelgegend gefundene runde Knochenscheibe der Kundakultur (S. 230: Nr. 17) mit ihrem sternförmigen Ornament, das sicher ein religiöses oder magisches Zeichen ist, möchte ich als Sonnenscheibe deuten, also auch aus dem totemistischen Kulturgebiet, wo freilich archäologisch bisher kein Sonnensymbol nachgewiesen ist; vielleicht nur, weil man sie dort noch nicht aus dauerhaften Stoffen fertigte. Dagegen ist noch späteiszeitlich (S. 229) belegt die naturalistische Tierkopfverzierung von Holzgerät; hier mag statt klingenkulturlichem Einfluß bodenständige Parallelentwicklung des Knochenmiolithikums mit dem Klingenmiolithikum vorliegen.

Aber die Jagd in der weiträumigen Tundra hatte andere Gesetze als im dichten Wildbestand des südlicheren Graslandes. (S. 501) Die Besonderheiten der Rentierjagd begünstigten den Übergang zur Zähmung. Vom beständigen Verfolgen der wandernden Herden zur Übernahme ihrer Leitung und Regelung ihrer Nutzung war nur ein Schritt. (Flor 225) Die Samojeden locken auf der Jagd die wilden Rentiere an durch ein zahmes, das sie an einem mehrere Meter langen Zügel lenken. Die Erfindung des Halfters,

[1]) Vgl. auch Flor 74. [2]) Vgl. unten (Tschuktschen u. Jukagiren).

der „seltsamen Idee, dem Tier etwas ins Maul zu geben, wodurch es gelenkt wird", könnte also schon sehr alt sein. (Flor 225) Die älteste Rentierzähmung ging vor allem auf Zugtiergewinnung aus. Voran war (Flor 84; Menghin 271, 489, 507) die entsprechende Abrichtung einer mit dem Jäger symbiotischen und zähmbaren Wolfsart zum Zugtier gegangen. Die arktische Grundkultur hatte damit als erste den Hund gewonnen, der (Flor 60, 82, 84) in den anderen Grundkulturen, wie heute feststeht, ursprünglich fehlt. In der eine extreme Raumüberwindungskraft fordernden Weitflächigkeit der protolithischen Knochenkultur konnte der Mensch nur existieren, indem er (Flor 106) Schneeschuh und Schlitten (zuerst eine einfache Fellschleife, dann den Kufenschlitten) erfand. Aus der noch rein jägerischen Abrichtung von Zug- und Lastträgertierkraft entwickelte sich die Urhirtenkultur, indem (Menghin 501) als Universalmagazin für Fleisch, Fell, Knochen, Horn, Sehnen usw. die Herde, die bisher dem Stamm gehörte, der das Eigentum an den Jagdgründen besaß, jetzt planmäßig von ihm beweidet und bewirtschaftet und an die Symbiose mit dem Hirten gewöhnt wurde. Gemolken und geritten wurde ursprünglich nicht.

Das Nomadisieren mit der Renherde (S. 502) bestimmt die ganzen Lebensformen, das Wohnen im Kegelzelt aus Stangen mit verfrachtbarem Fell- oder Rindenbelag, die Geräte aus Holz, Knochen, Fell und Leder. Bogen und Speere, Harpune, Dolch, Drillbohrer gehören auch hierher; mit dem letzteren hängt wohl zusammen die Erfindung des Radwagens, die aber (Flor 108) wohl nicht von den Rentierurhirten, sondern erst später bei den Pferdehirten (nach Kreichgauer um 3000 v. Chr.) gemacht worden sein dürfte; jedenfalls ist (Menghin 233) der Lastschlitten weit früher archäologisch gesichert. (S. 502) Die Gefäße sind meist aus Holz, Rinde und Leder; der Holzlöffel ist typisch. Kleidung ist reichlich, aus Fellen; Ärmelröcke und Hosen gibt es nur hier. Eine Kapuze bedeckt den Kopf. Schmuck bezieht sich mehr auf die Kleider als den Körper selbst, der ja vermummt ist. Erfunden ist (S. 503) die Schneebrille, Fellboote und Schwimmsäcke. Wirtschaftlich begründet ist die Großfamilie (streng vaterrechtliche Sippenverfassung). Es herrscht Monogamie. Pietätvoller als in anderen frühen Tiefkulturen wurde für die Bedürfnisse der verwandten Toten gesorgt, die selten einfach auf der Tundra ausge-

setzt, meist in Holzkisten oder unter Steinhügeln beigesetzt wurden. Viel Habe gab man ihnen mit und schlachtete Rentiere am Grab. Die Religion der Knochengrundkultur blieb treu erhalten; dem höchsten Wesen, Num, dem Herrn des Himmels und des Alls, dem guten Alten und Glücksspender, wurden hellfarbige Rentiere geweiht, auch teilweise geopfert, wobei kein Blut vergossen werden durfte, und Schädel und Langknochen ihm dargebracht. (S. 504) Andere Götter (Jagd- und Naturgötter) waren kaum in den Anfängen als Hypostasen abgezweigt. Künstlerische Begabung zeigt den Wesenszug eines gemäßigten Naturalismus. Es hat größte weltgeschichtliche Tragweite erlangt, daß der grundkulturliche Vatergottglaube, der in den beiden anderen frühen Tiefkulturen hinter neueren Religionsbildungen fast ganz verblaßte, im Hirtenkreis fast ungetrübt erhalten blieb; später wurde dann das bewahrte ältere Glaubensgut wieder mächtig auch dem jüngeren gegenüber. Was insbesondere die totemistisch-magisch-mythischen Verwandtschafts- und Genossenschaftsbeziehungen zwischen Mensch und Tier anlangt, so mußten diese mit der Jagd vielleicht auch einmal bei den Knochenmiolithikern ansetzenden religiös-soziologischen Glaubenswirrnisse verdorren, als die beiden neuen Formen lebenzüchtender Wirtschaft, die pflanzliche und die tierische, sich nüchtern-kraftvoll ausbreiteten und den von ihnen in die Mitte genommenen jägertotemistischen Kulturkreis, dessen Wirtschaftsform als die schwächere weichen mußte, zersetzten. Dabei ist aus dem klingenmiolithischen reichen Kulturdasein vieles in die neueren Mischkulturen übergegangen; aber gerade die totemistische Religionssoziologie verlor ihren Boden. Die gezähmte Herde oder gar das Haustier hat kein metaphysisches Geheimnis mehr hinter sich, wie das selbständig gegnerische, scheue, rätselreiche Wild, dessen Haltung und Vorkommen oft unberechenbar ist und zauberisch gelenkt werden muß. Jäger sind mit dem Tier abergläubisch, Hirten rationell. Die Wirtschaftsform der Jäger aber in ihrer mittleren Zone litt, auf die Länge gesehen, besonders stark unter klimatischen Wechseln und arbeitete, wo ihre gesteigerten Fangmethoden den Wildbestand lichteten, gegen sich selbst. Wo Totemisten zur Viehzucht übergingen, wie z. B. die betreffenden Teil-Ahnen der Indogermanen, der alten Ägypter oder der Drawida, starb auf ganz natür-

liche Weise die spukhaft trauliche Welt der totemistischen Glaubensbeziehungen ab, verblich zu kaum mehr verstandenen Schrumpfrückständen in Wappen, Klan-, Gau- oder Kastennamen, Gebräuchen, Märchen und Motiven der Kunst.

Wie in der Religion, so hat überhaupt der Hirtenkreis Grundkulturliches am kräftigsten überliefert. Die Samojedenkultur ist (S. 504) in vielen Punkten noch geradezu protolithisch. Dieses Beharren im Alten erklärt sich aus dem Nomadismus, der die Hirten den tiefeingreifenden Wirkungen der Verseßhaftung entzog. „Stärker naturgebunden als die übrigen frühen Tiefkulturen blieb das Hirtentum auch immer an seinen nordeurasischen Stammsitzen haften, während man die totemistische und die altmutterrechtliche Kultur dort, wo sie ursprünglich zuhause waren, kaum mehr findet." Es wäre allerdings irrig, daraus auf mangelnde Ausbreitungsneigung und Ausbreitungskraft der Hirten zu schließen. Aber während auch sie sich verbreiteten, erwies sich eben die rauhe Heimat des Althirtentums, die primitive Kraftquelle dieser Völker, selber für andere Kulturformen ungeeignet, obwohl einzelne Kulturgüter aus dem Süden eindrangen.[1])

Soll ich die seelischen Veränderungen der Tiefkulturen auf eine Formel bringen, so würde ich dreierlei hervorheben. Das in der Grundkultur vorherrschende Familiengefühl wird durch Rudelgefühle verdrängt, die primitive Universalleistung des einzelnen Menschen durch eine gesteigerte Fachsonderleistung, und die reizsparsame Arbeitsgenügsamkeit durch genußkundige Reizzüchtung. In allen drei Richtungen hat sich das Hirtentum weit weniger von der Grundkultur entfernt als die beiden anderen, besonders die totemistische Kultur. Dies und die karge Lebenswelt der Hirten, bei denen der Mann für die Lenkung zahlreicher Lebewesen verantwortlich geworden ist, hat sie zu führenden Leistungen, in einer mehr primitiv gebliebenen schöpferischen Elastizität aufgespart.

[1]) Beim Nachweis der Zugehörigkeit der archäologischen Hirtenkultur zur ethnologischen ist (S. 509) auch das Mooropfer festgestellt. Wenn archäologische Bestattungen fehlen, so offenbar darum, weil (S. 248) die oberirdischen Bauten aus Holz, die noch heute in Sibirien üblich sind, sich nicht erhalten konnten.

11. Spät- und endeiszeitliche (miolithische und epimiolithische) Geschichte der drei früheren Tiefkulturen.

So sehr die Verschiedenheit der Lebensbedingungen auf der Erde unterschiedliche Kulturformen forderte und die Zerspaltung der Menschheit in kleinste Genossenschaften die Besonderheiten vertausendfachte, so waren die Gruppen der Tiefkulturmenschheit, wie immer abgeschlossen, mißtrauisch und am Alten hängend, doch weder abgeneigt, Güter zu tauschen, noch unfähig zu lernen oder zu mischen; vielfältig wanderten sie auf der Suche nach besserer Umwelt, wobei sie Heimisches mitnahmen, verbreiteten und veränderten.

Die frühesten Ausstrahlungen der Pflanzerkultur außerhalb ihres tropischen Ursprungsraumes brachten geistige und stoffliche Kulturgüter zu Jägern und Hirten, aber wahrscheinlich noch ohne die zunächst unverpflanzbare Fruchtwirtschaft. Mitten in der schärfsten letzten Kälteperiode der europäischen Eiszeit — nach Menghins Chronologie vielleicht um 15000 v. Chr. — drangen pflanzerische Kulturelemente ohne oder mit nur sehr geringem Bodenbau in die europäischen Klingenkulturen vor.[1]) Geistig interessiert vor allem der Kult der Magna Mater, den die europäischen Eiszeittotemisten aus der pflanzerischen Welt übernahmen, in der dieser Kult für uns zwar archäologisch nur mit Unterbrechungen faßbar wird, doch so, daß er als ein zugleich altes und zähes Element, immer in Zusammenhang mit dem Mondglauben, gesichert ist. Der Kult der Magna Mater, der „Ammas", scheint um die Mitte des zweiten Jahrzehntausends v. Chr. ein erstes Mal als große religiöse Bewegung durch die Welt gegangen zu sein. Wir finden Mittelpunkte ihrer Verehrung auch (S. 261) bei Völkern, die wohl so gut wie ganz als Jäger lebten. Das erklärt sich unschwer aus dem starken Bedürfnis der Jäger nach Fruchtbarkeitszaubern; wenn die Pflanzer an den Muttergeist der Zeugung und Vernichtung glaubten, so lag es für die Jägervölker

[1]) Menghin läßt diesen Prozeß mit dem Mittelaurignacien beginnen. Dem widerspricht es nicht, daß Breuil bezüglich der hochkünstlerischen Elfenbeinarbeiten von Brassempouy so kategorisch beim Beginn des Mittelaurignacien bleibt, daß ich mich Menghins (S. 149) Herabdatierung auf Spätaurignacien nicht anschließen kann. Nicht weltanschaulich macht das einen Unterschied, wohl aber kunstgeschichtlich. Offenbar hat die Aurignacienplastik gleich mit dem Feinsten, das sie erreichen konnte, eingesetzt. Die Fundlage bleibt entscheidend.

nahe, sich auch an diese mächtige Fremdgottheit zu wenden und sie, die allgemeinmenschliche, bei sich einzubürgern.[1]) (S. 507) Ferner gehören hierher die Tiermaskentänze, der Kultpfahl (S. 146 Nr. 9) und das Schwirrholz. Die europäisch-eizseitliche totemistisch-mutterrechtliche Mischkultur ohne Pflanzenbau, die ihre völkerkundliche Parallele bei heutigen Australiern hat, äußert sich auch in den interessanten Stilzwiespältigkeiten, die Menghin (S. 149f.) aufweist. Das Solutréen (S. 151) ist eine bezeichnende Mischkultur; an den Beobachtungen dabei mag der Kulturhistoriker Feinarbeit lernen. Man bemerkt nach dem primitiven reinen Frühaurignacien vom Mittelaurignacien bis zum Magdalénien zum erstenmal in der Weltgeschichte deutlich, wie Kulturenmischung für schöpferische Neugestaltungen den günstigen, spannungsanregenden Boden schafft. Die augenblickliche ungeschichtlich-romantische Seuche, für eine „echte nationale Eigenkultur der grauen Urzeit“ zu schwärmen, die es geschichtlich niemals gegeben hat, macht blind für die weltgeschichtlichen Tatbestände, wie kosmopolitisch die meisten Kulturinhalte immer gewesen sind, was freilich auch auf der anderen Seite längst keine Gleichwertigkeit der rassischen Sonderanlagen bedeutet. Der „Erdgeruch der Heimat“ aber ist immer zum Teil an volkskundliche Überlebsel geknüpft, deren ursprüngliche Internationalität vollkommen klargestellt ist und die meist „Fremdgut“ sind. Die kulturelle Fruchtbarkeit aller indogermanischen Einzelvölker beruht nur zum einen Teil auf ihrer Rasse, zum andern aber gerade auf der uralten Empfänglichkeit der vor- und indogermanischen Geschlechter für fremde Einflüsse, wobei mit der Kulturenmischung auch die Rassenmischung wenigstens teilweise einherging und nicht immer nur „Verschlechterung“ brachte. Grundkulturen sind reiner als die meisten anderen, aber auch seit unvordenklichen Zeiten in einem Gleichgewicht ohne Fortgestaltung. Neuerungen wurden meist unter Schmerzen und Verlusten geboren,

[1]) Wenn dieser Kult auch von Indien oder Iran ausgegangen sein wird, so gab es doch vielleicht (S. 262f.) im östlichen Mitteleuropa ein zweites Ausstrahlungszentrum, das auf Europa starken Einfluß gewann. Eine andere Möglichkeit ist (S. 263) die, daß das Mittelaurignacien sich in Asien schon durch totemistisch-pflanzerische Berührung gebildet hat und als zweite, „unreine“ Aurignacienwelle schon nach Europa kam, welchem Mischkomplex dann noch eine Pflanzerwelle gefolgt wäre.

gegen den Trieb der Menschen, im Stil der Väter ihr Auskommen zu finden. Es haben sich immer zuvörderst Ungleichgewichte, unangenehme zumeist, durch Umweltsänderung eingestellt, dort wo der Schöpfertrieb mächtig wird. Diese Umweltsänderungen wirkten als Entwicklungsreize, weil sie die Menschen zwangen, aus dem unerträglichen Ungleichgewicht in das gefährliche Wagnis einer Neuschöpfung zu flüchten, wie der Sturmtrupp aus der Sperrfeuerzone in den feindlichen Graben. Unter diesen Ungleichgewichten aber, die die schöpferische Neubildung anregen, nimmt die Kulturenmischung einen wichtigen Platz ein. Mischung führt allein freilich noch nicht in eine höhere Sphäre; sie kann ein rein extensives Durcheinander bringen, sogar verschlechtern, wo die Disharmonie nicht bewältigt wird. Aber oft hat sie aufgelockert, befreit, erstarrte Tradition gebrochen, die schöpferische Freiheit zur Überwindung des Bruches geweckt und reiche plastische Möglichkeiten geboten. Das bemerken wir zuerst im Miolithikum Europas. Das Fachkönnen der Gerätehandwerker, Bildner und Zauberer, das die Totemisten schon in Arbeitsteilung innerhalb des Stammes und in gewerblicher Arbeitsteilung gesteigert hatten, bekam jetzt den Antrieb zu jener frühreifen Kunstblüte des Aurignacien und Magdalénien, in der die totemistische These und eine pflanzerische Antithese zu Synthesen wurden, die diese Kulturen zu reicheren Gestaltungen einschmolzen. Freilich scheint diese Steigerung der seelischen Intensität ein Eigengut der europäischen Rassen, insbesondere wohl der Cromagnonrasse, zu bilden. Das originelle, begabte, seelenkräftige, leistungswillige und Schule bildende Individuum ist auch in Grund- und Tiefkulturen führend am Werk, so selten wir auch in den schriftlosen Kulturen diese Namenlosen unmittelbar bezeichnen können. Kämpferisch und wagend antwortet das starke Individuum auf neue Umweltsreize, geht unter oder siegt, indem es Späteren sein Werk als Tradition hinterläßt. Hierbei hat aber das Nebeneinander verschiedener Kulturen auf der Erde und ihre Reibung allezeit den Humus für Neugestaltung geboten.[1]

[1]) Auch in der Südsee hat die totemistisch-pflanzerische Mischkultur unter totemistischer Führung das künstlerische Schaffen belebt; in jenem Teil von Afrika, wo die pflanzerische Komponente überwog, sind die Kulturen unkünstlerischer. Die totemistisch-pflanzerische Mischzone scheint auch, im Zusammenhang mit der Ausgestaltung des Fruchtbarkeitszaubers die Organistik besonders entwickelt zu haben.

Amuletthafte, wohl dem Fruchtbarkeitszauber dienende Pflanzenbilder (S. 154) mit ährentragenden Gräsern weisen im Magdalénien auf totemartige Beziehungen zu Pflanzen hin; ist die Deutung zutreffend, dann würde sie ebenso wie bei den Australiern und den ostsibirischen „Paläasiaten", die in Wirklichkeit ziemlich junge und südliche Mischkultur haben, auf Erntertum als degeneriertes („sekundär primitives") Pflanzertum, das den Bodenbau vielleicht ganz verloren hat, hindeuten.[1])

Stärker als in den west- ist in den ostmitteleuropäischen Mischkulturen der Späteiszeit (S. 200ff.), dem Ondratizien, der Szeletakultur, dem Pschredmostien und Mezynien die pflanzerische Komponente. (S. 604) „Das eigentliche Zeitalter der Ausbreitung des Altpflanzertums brach aber mit dem Ausgang der Eiszeit an. Eine gewaltige Welle schlug nach Vorderasien, Afrika und von hier nach Europa über. Ihre Wasser sammelten sich vor allem in zwei Gebieten. Das eine war das zentrale Afrika, das in seiner ganzen Länge mit miolithischer Faustkeilkultur (Gubanien, Tumbien) besetzt ist. Das zweite Hauptkolonisationsgebiet des Altpflanzertums war Nordeuropa (Campignien, Erteböllekultur). Hier wurde es zu einer der Wurzeln des Indogermanentums; Bedeutung gewann es auch für die uralischen und gewisse westeuropäische Völkerschaften. Ein zweiter mächtiger Strom altpflanzerischen Volkstums überflutete Hinterindien (vgl. auch S. 269), den malaischen Archipel, Ozeanien und Australien, wohl auch Amerika.

Durch lange Jahrtausende sehen wir also das Altpflanzertum ausstrahlen, erst in schwächeren Energien, dann mit Hauptkraft. Häufig kommt in der Kulturgeschichte ein und derselbe Einfluß aus einem Zentrum in späterer, veränderter Umwelt wieder an dieselben Stellen, wo er früher schon einmal aufgetreten war. Seinem späteren Sieg mögen dann latente Dispositionen zu Hilfe kommen, die von den alten Vorposten zurückgeblieben sind; häufig sind aber die alten Einflüsse so sehr erloschen, daß man kaum erkennen kann, inwieweit sie die abermalige Aufnahme erleichtert haben.

Was nun die Ausbreitung des Altpflanzertums betrifft, so ist jetzt durch die neue Phaseneinteilung von 1931 (oben S. 173) klar-

[1]) Bei den Hirten gibt es keine Spur von Erntertum (Flor 225). Übrigens ist natürlich ein bescheidener Pflanzenbau im Magdalénien mit voller Sicherheit nicht auszuschließen, wenn er auch bestimmt hier sekundär blieb.

gestellt, daß jene verstärkte Welteroberung für die Pflanzerkultur, die erst im Endstadium der Eiszeit einsetzte, schon gar nicht mehr von der Altpflanzerkultur allein, sondern neben ihr auch schon von der Jungpflanzerkultur getragen worden ist. Es handelt sich hier also um jene epimiolithische bzw. protoneolithische Phase, die mit ihren altpflanzerischen Bestandteilen in Europa (Campignien) frühestens um 8000 oder 7000 v. Chr. sichtbar wird, in Ägypten, Syrien und Afrika (Tumbien) wohl um einige Jahrtausende früher.

Soweit die Altpflanzerkultur rein sich verbreitet hat, muß sie wohl von einer melaniden, also südeuropiden und ostiden Volkswanderung getragen worden sein. Diese Menschen haben (S. 253) in Afrika und Europa ein viel reicheres Faustkeilinventar hinterlassen, als man es in der mutmaßlichen südostasiatischen Heimat findet. Vielleicht waren die Auswanderer zu einer weniger ärmlichen Ausnutzung des Steins gezwungen als die Pflanzer, die niemals aus der tropischen Region heraustraten und sich darum mehr Holzkultur erhalten konnten.

Die von Ethnologen noch immer gebrauchte rückständige Bezeichnung der mutterrechtlichen Pflanzer als ,,Bodenbauer" ist mit Rücksicht auf das spätere Bauerntum unbrauchbar, weshalb ich vor Jahren die jetzt von Menghin und Flor angenommene Bezeichnung ,,Pflanzer" vorgeschlagen habe.[1])

Viele pflanzerisch-totemistischen Mischkulturen bildeten sich lange Jahrzehntausende hindurch in aller Welt, teils örtlich selbständig sich mischend, teils ihrerseits wandernd; sie bestimmen heute das Kulturbild der Hauptmasse der auf epi- oder opsimiolithischer Stufe stehengebliebenen Völker, die, ohne zu neolithischen Stufen weiterzubegehren, nur die alten Elemente immer reicher oder individueller weiterbildeten. (Vgl. S. 499 und für das Spätmiolithikum überhaupt die Übersichtskarte S. 260.)

Die althirtliche Knochenkultur (S. 601) übte vielleicht schon auf das Pschredmostien und (S. 227) das Magdalénien einen beschränkten Einfluß aus. Stärker dürfte es sich im mittleren Rußland zur Geltung gebracht haben, wo die Gontschoffkultur wohl eine ausgesprochen klingen-knochenkulturliche Mischfazies bedeutet. Weiter nach Westen stieß es in geschlossener Masse erst

[1]) Auch ,,Hackbauer" ist kein glückliches Wort, da es an Bauer anklingt und außerdem dem Fruchtbaumpflanzen und dem Stocherbau nicht gerecht wird.

in der Schlußphase der Eiszeit vor, vielleicht seit 10000 bis 9000 v. Chr., vor allem in das nun allmählich — im Verlauf weiterer fünf Jahrtausende — eisfrei werdende Baltikum und nach Norddeutschland. Hier traf es alsbald mit anderen Völkerschaften zusammen, vor allem den wahrscheinlich nicht unbedeutenden Mengen totemistischer Klingenkulturleute, die[1]) dem weichenden Eis von Mitteleuropa her auf dem Fuße folgten, und den ihnen machtvoll nachdrängenden Trägern der pflanzerischen Faustkeilkultur. Wenn nordische und dalische Rasse „hier immer siegreich blieben und alle Zuströme fremdartiger Rasse ohne wesentlichen Bruch in sich auf nehmen konnten", so ist dies wohl den vereinigten Strömen der nordischen Totemisten und der westlichsten Ausläufer des Hirtentums zu danken.[2]) So war das Althirtentum (S. 271) gegen Ende der Eiszeit zwar von Transbaikalien bis zum Ostbaltikum in außerordentlicher Gleichförmigkeit verbreitet; in Nordeuropa aber bereicherte es sich (Maglemosekultur) durch starke Synthese mit Faustkeil- und Klingenkultur. Allen Tiefkulturen eignet ein ungemein praktischer Geist; daß im Ostseegebiet keine der drei großen Wirtschaftsformen der Zeit rein zur Durchführung kam, war sicherlich ebensowohl durch die Natur des Landes bedingt wie durch das Zusammentreffen aller drei großen Systeme gefördert, die dort aufhörten, sich rein durchsetzen zu wollen. Dieses eigentümliche Zusammenwachsen im Ostseegebiet ist entscheidend für die Komponenten, aus denen das spätere Indogermanentum unter Führung eines ganz bestimmt ten Volks, aber unter breiter Aufnahme aller nordeuropäischen Sonderbildungen heraufwuchs. Die Althirtenkultur bestimm- (Flor 199) die Urverwandtschaft zwischen Teilen der indogermanischen und der ugrisch-protofinnischen Kultur. Auch in seinen anderen Randgebieten ist das Althirtentum von (S. 510) fremden Kulturwellen berührt worden, ohne sein Wesen zu ändern.[3])

[1]) Vermutlich aus nordischer Klingenkultur, die, wahrscheinlich aus dem Ostmagdalénien abzweigend, vorstoßend die erste Besiedelung Norddeutschlands und Skandinaviens leistete (S. 169ff., 602).

[2]) Nicht allein den ersteren, wie Menghin S. 602 meint. Auch auf die osteuropäischen Klingenkulturen (S. 173f.) ist als auf vermutliche Behälter nordischer Rasse in Osteuropa hinzuweisen.

[3]) Die Frauenstatuette von Kostienki ist heute nicht mehr, wie noch S. 173 steht, die östlichste gefundene; vgl. S. 263, 200: Irkutsker Funde, nach Photographien im Kölner Ostasienmuseum dem aus Europa dutzendweis bekannten Typus ähnlich.

Der nordafrikanisch-ostspanische Zweig der totemistischen Jägerkultur (Capsien) unterlag während der Eiszeit (S. 265) keinen Fremdeinflüssen der Pflanzerkultur, dagegen, wie schon oben erwähnt, der Kreuzung mit einer nigritisch-pygmäischen Holzkultur, die ihr den Bogen vermittelte. Die späteiszeitliche ostspanische Felsmalerei ist der Ausdruck des Kunstwollens dieser Mischkultur. Wenn man die verteufelte Beweglichkeit dieser gestikulierenden Menschlein und das Streben nach weitgespannten Kompositionen mit der Höhlenmalerei des Magdalénien vergleicht, so könnte man leicht auf den Gedanken kommen, hier den Gegensatz zwischen der schweren nördlichen Dalrasse Mitteleuropas und der temperamentvollen südlichen Mittelmeerrasse zu vermuten, die wohl den Hauptstock der Capsienleute gebildet hat. Aber Menghin versucht eine andere Erklärung; er glaubt zwar, daß die ostspanische Kunst vom großwüchsigen Klingenkulturelement ausgeht, führt aber ihre besondere Formung auf die Mischung mit dem nigritischen Pygmäenelement in der Capsienkultur zurück. Dafür könnte sprechen, daß die Buschmänner, die man heute nicht mehr einfach als eine reine nigritische Pygmäenrasse auffaßt, sondern als verkümmerte pygmoide Abkömmlinge jener europid-nigritischen Mischung des Capsiens, aus ihren früheren nordafrikanischen Sitzen abgewandert oder verdrängt, erstaunlicherweise noch vor wenigen Jahrhunderten eine Kunst gepflegt haben, die offensichtlich aus der Capsienkunst entspringt. Die Frage, ob die Buschmänner nur eine von Europiden im Capsien geschaffene Kunst fortsetzen oder ob ihre Ahnen tatsächlich auch als die Schöpfer der ostspanischen Felsmalerei zu gelten haben, läßt sich eindeutig noch nicht beantworten.[1])

Die pygmoiden Stämme sind jedenfalls in der Symbiose der Capsienkultur sehr mächtig gewesen, haben (S. 267) eine fortschreitende Primitivisierung des Capsien bei sich allmählich verschlechternden Lebensbedingungen bestimmt und in der Endphase der Eiszeit (10000/9000 bis 5000/4000 v. Chr.) und der ersten

[1]) Es spielt hier besonders auch die Beurteilung der „magdalenischen“ Piletagruppe herein; ob diese versprengten Magdaleniern des Nordens angehört, oder, wie Menghin S. 266 meint, der Stil der europiden Capsienelemente war, womit denn nur die enge Verwandtschaft der damaligen Mittelmeerrasse mit der dalischen oder nordischen erhärtet wäre, nicht aber ihr Unterschied.

Nacheiszeit (zirka 4000—3000 v. Chr.) eine gewaltige Ausbreitung unter Überflutung aller ihrer Grenzen genommen. (S. 602f.) „Ein Strom dringt schon früh über Ostafrika bis an die Südspitze des Erdteils vor. Ein zweiter Strom ging nach Europa, soweit wir sehen können, vornehmlich über die iberische Halbinsel." „Es ist hinreichend bezeugt, daß er von Pygmoiden getragen war." (S. 267) Die ungeheure Ausbreitung des vollkommen mikrolithischen Spätcapsien geht vielleicht zurück auf den Druck der in Afrika inzwischen eingedrungenen Pflanzerkultur, die in der Endeiszeit (S. 35), offenbar durch starken Wechsel der klimatischen Bedingungen begünstigt, sehr beherrschend wird und (S. 264) von ihrem Kerngebiet in Ostafrika und am Kongo nach Oberguinea und Südafrika ausstrahlt. Die Jägerkulturen mußten sich unter starken Einbußen überall durchwinden. In der Endeiszeit begann überhaupt für die Jägerkulturen im allgemeinen eine schlechte Zeit, die meistenorts ihren Untergang bzw. ihr Aufgehen in Pflanzer- und Hirtenkulturen einleitete, so in Osteuropa, wo die Totemisten „in dem Meer der früharktischen" Hirtenmischkulturen ertranken. Erstaunlich weit und einheitlich verbreitete sich nun freilich (S. 185) in der Endeiszeit um 6000 v. Chr. über Europa die reine Pygmoidenjägerkultur des Spätcapsien oder, wie es hier heißt, das Tardenoisien, besonders auf sandigen Böden, und hält sich dort stellenweise, bis sie sich allmählich im Mixoneolithikum, seit etwa 3000 v. Chr., verliert. Diese afrikanischen Jäger, die wohl mit dem Beginn der Austrocknung der Sahara, und da ihnen im Süden Pflanzerkulturen manchen Weg verlegten, nach Europa gepreßt wurden, fanden dort die ehedem stolzen eiszeitlichen Rentierjägerstämme in einem Verfall, der gleichfalls sowohl durch die Klimaänderung wie durch das Einströmen von Pflanzern bedingt sein mochte. Das Azilien (S. 165) (zirka 8000—5000 v. Chr.) war die ärmliche einheimische Verfallskultur der westeuropäischen Jäger, die in dem jetzt erwärmten und bewaldeten Gebiet dem Hirsch statt dem Rentier nachstellten, fischten, sammelten, möglicherweise auch ein wenig Getreide anpflanzten, aber aus bloßer Überlieferung an der Höhlenwohnung festhielten.[1]) Auch diese Überbleibselkultur versank in der Flut des Tardenoisien

[1]) Die bemalten Azilkiesel, neuerdings als Fälschung verdächtigt, dürften doch teilweise echt, aber keine Neuerfindung des Azilien sein. Mit Magie dürften sie irgendwie zusammenhängen.

und des pflanzerischen Campignien. Die beweglichen pygmoiden Endcapsienweltläufer aber haben sich nur in Südafrika bis zur Gegenwart gehalten, eben die Buschmänner; ihre kleinen Tardenoisienvettern sind kulturell und rassisch untergegangen; wahrscheinlich haben sie als standhafte Jäger den rettenden Übergang in bäuerliche Kulturen höchstens in wenigen Exemplaren gefunden.

Zahlreich sind die untergegangenen Jägerkulturen auch auf anderen Flecken der Erdkarte; in Indien (Windhjakultur usw.) und in den Dünen der Mongolei (ältere Schabarakhkultur) handelt es sich ebenfalls um pygmoide Völker wahrscheinlich mongolider Rasse[1]), in Vorderasien und in Mittel- und Südafrika um großwüchsige (S. 191ff., 268f.). Über all dies ging schon das Neolithikum hinweg; dem großen Sterben der Grundkulturen schloß sich das der totemistischen an, während die sie zersetzenden Pflanzer- und Hirtenkulturen, die Träger zielbewußter erzeugender Wirtschaft, besser für Wechselfälle gerüstet, voranschritten. Ein genialischer Zug eignet diesen beiden siegreichen Kulturen vielleicht weniger als der unterliegenden. Jedenfalls ist der glänzende frühmiolithische Aufstieg und der endmiolithische Verfall der Jägerkulturen ein fesselndes Schauspiel. Wir studieren ihre Wesensart bei den kümmerlichen Resten, die (S. 494) in Australien und in der Südsee leben, während in Afrika, Indien, Amerika vielleicht kein primärer Totemismus erhalten ist, sondern nur ein schon zertrümmerter, im Formenbestand jüngerer Mischkulturen mitgeschleppter.[2])

12. Zur methodologischen Klärung.

Wenn den knappen Umrissen dieser Skizze noch die bunten Farben des geschichtlichen Einzellebens hätten eingezeichnet werden können, dann wäre wohl mancher Leser überwältigt von der Mannigfaltigkeit der Vorgänge, Zustände und Bestrebungen, die eine unendlich fleißige und scharfsinnige Einzelforschung den archäologischen und ethnologischen Resten der eiszeitlichen Menschheit abzuringen verstand und immer richtiger verstehen lernt. Unzählige Gruppen schlagen sich mit ihren besonderen Künsten durch die Welt, gehen aneinander vorüber, kampfen,

[1]) Vgl. Kern, Rasse, Sprache, Kultur.

[2]) In Nordasien lassen sich nach Gahs die Tschuktschen und Jukagiren als ursprüngliche Totemisten nachweisen.

lernen voneinander, mischen sich, vergehen. Breuil sagte mir einmal halb scherzend, man werde noch dazu kommen, einen Geschichtsatlas Frankreichs für jene ferne Zeit zu entwerfen, auf dessen Blättern die jeweils gleichzeitige Verteilung all der Stämme und Stämmchen mit einem Blick zu übersehen sei, die damals auch in Europa klein und verschieden wimmelten wie heute noch in einzelnen Teilen Ozeaniens. Gänzlich utopisch ist ein solcher Ausblick heute jedenfalls nicht mehr. Diese mit ihrem Erleben und Sorgen bepackten Geschlechter aber treiben in einem Strom, der ihnen selbst unbewußt ist, und der sie mit uns verbindet, dem Strom derselben Weltgeschichte, dem wir als Bewußt Gewordene angehören; denn außer der Zerteilung und Bewegung der einzelnen Gruppen, die standhaft in ihren Sonderüberlieferungen beharrten oder sich gegen wandelbare Umwelt selber wandelten, gewahren wir jetzt mit Staunen Zusammenhänge von tellurischer Universalität. Freilich sollte man über diese Wanderungen bei der Kleinheit unseres Planeten und der Länge der Zeiten nicht allzusehr staunen. Wer täglich 11 km geht, würde in 30 Jahren dreimal den Äquator umwandern können. Diese weltumfassende schöne Bestandsaufnahme der älteren Weltkulturdokumente hat aber im wesentlichen die überragende Geistes- und Arbeitskraft eines Einzelnen geschaffen. Mag in den gesammelten Angaben Menghins Werk auch vieler weiterer Klärungen bedürftig sein und mit dem Fortschreiten der Forschung rasch veralten, die struktiven Teile des Buchs dürften sich, durch vielfältige Widerlager ineinander verstrebt, als gesichert erproben. Die zu erhoffende Standfestigkeit dieses an Reichtum unvergleichlichen Geschichtsbildes beruht zum Teil eben darauf, daß es nicht allein durch archäologisches Material gestützt ist; dessen Deutung ist vielfach überhaupt erst durch Fragen von außen her möglich geworden. Die Gesamtleistung der deutschen kulturgeschichtlichen Schule wird vorläufig durch die „Weltgeschichte der Steinzeit" gekrönt; sie darf als einzigartig im gegenwärtigen internationalen Wissenschaftsbetrieb bezeichnet werden. Die geistige Aneignung des der Kompliziertheit des geschichtlichen Lebens und zugleich der Einfachheit seiner Grundlinien gerecht werdenden Buches ist nicht gerade bequem; sie etwas zu erleichtern, war neben Einwänden und Zusätzen im einzelnen der Zweck dieser Abhandlungsreihe.

Es ist ein ganz anderes Arbeiten jetzt; wie mühselig mußten wir vor der Errichtung dieser Baus von einzigartiger Übersichtlichkeit den Fundstoff und die Literatur durchwühlen, und wie leicht verflossen dabei die Linien ineinander!

Ein naheliegender Einwand drängt sich vor. Ist nicht gerade in entscheidenden Punkten Menghin zu seinen Einzelentscheidungen oft durch den heuristischen Wunsch geführt worden, Übereinstimmendes mit den von der kulturgeschichtlichen Schule herausgearbeiteten Kulturkreisen zu finden? Gewiß! In der endgültigen Anordnung der Kapitel ist der Weg zwar umgekehrt gewählt worden, und es ist von Menghin darauf geachtet worden, die Einzelaufstellungen des archäologischen Hauptteiles immer so zu begründen, daß sie sich induktiv aus dem Fundstoff ergeben und dann erst zuletzt wie nach prästabilierter Harmonie in den universalgeschichtlichen Kulturkreisen zusammenschließen, als die überzeugendste Bestätigung der völkerkundlichen Rekonstruktionen der Gräbnerschule, die sich denken läßt, und um so überzeugender, als sie nicht einfach das völkerkundlich gewonnene Bild wiederholen, sondern mit einer Fülle komplizierter Einzelzüge weit mehr ins Besondere und Konkrete hineinverankern. Aber in Wirklichkeit lenkte doch eben der vorschwebende Deckungwunsch die Richtung des Menghinschen Forschens und seine Beurteilung der Einzelheiten! Es liegt also die Gefahr von Zirkelschlüssen nahe, die von dem ethnologisch ausgedeuteten archäologischen Stoff zurück auf die Haltbarkeit der hypothetischen Kulturkreise der Völkerkunde folgern möchten. Diesen deduktiven Elementen des Menghinschen Denkens muß der kritische Forscher eine mißtrauische Wachsamkeit widmen. Ich kann mir z. B. nicht recht vorstellen, daß ein rein spezialistischer Prähistoriker sich so leichthin entschließen werde, die Pflanzerkultur Menghins anzuerkennen. Denn erstens ist archäologisch der geforderte Urkreis in Südasien nicht in der wünschenswerten Weise bisher belegt. Er könnte mit der Keophaykultur und dergleichen identifiziert werden; man muß aber noch warten, was aus den Spuren in Vorderindien weiter herauskommt. Solange ein postulierter Kulturkreis archäologisch noch auf Hauptfunde wartet, kann der spezialistische Prähistoriker wenig damit anfangen. Und nun kommt die Pflanzerkultur bei Menghin zunächst nur in kleinen

Spritzern nach Europa; der spezialistische Prähistoriker wird da schwer einsehen, warum die Beimengung von etwas Faustkeil in Klingenkulturen schon zwingende Rückschlüsse auf Kulturmischung und die Existenz eines postulierten reinen Faustkeilkreises erlaube. Ferner wird der spezialistische Prähistoriker erst recht nicht einsehen, warum Menghin die einen dieser Mischkulturkreise noch zur Klingenkultur stellt, dagegen z. B. das Mezynien, das gar keine Faustkeile hat und in seinem ergologischen Bild eigentlich eine vollkommene Klingenkultur darzustellen scheint, nur wegen der eigenartigen Ornamentik doch lieber bei den (unreinen) Faustkeilkulturen einreiht, obwohl Menghin selbst ja immer wieder betont, daß bei Mischkulturen die klassifikatorische Zuordnung verhältnismäßig beliebig ist. Nehmen wir nun noch die in der nächsten Abhandlung zur Erörterung stehende Tatsache hinzu, daß die Jungpflanzerkultur in der Paläarchäologie Europas auch als eigener Kulturkreis nie entdeckt worden wäre, wenn nicht diese betreffenden (Walzenbeil-)Einschläge durch völkerkundliche Postulate als Abzweigungen eines besonderen Kulturkreises hätten gedeutet werden können, und bleibt somit eigentlich nur das Campignien als verhältnismäßig greifbare Fazies der nach Europa hereinwirkenden Pflanzerkulturen übrig, wobei wieder die Gleichheit mit dem Tumbien auf den ersten Blick große Rassenschwierigkeiten aufzuwerfen scheint, so verstehen wir vollkommen die Zögerung mancher Spezialisten, den weitgespannten Bögen der Menghinschen Zusammenschau zu folgen. Selbst der Mißgünstige wird gewiß zugeben, daß die Intuitionskraft des Forschers durch seine völkerkundliche Inspiration oft auf richtige Entdeckungen gelenkt wurde; ist aber nicht auch Gewaltsames und Schiefes auf diese Weise entstanden?

Wer die unermüdlich und oft radikal wieder umstürzende Selbstkritik Menghins an der Arbeit sah und die Entwicklung seiner Gedanken verfolgt hat, diese absolute Elastizität und Bereitschaft, in der Erkenntnis von heute den Irrtum von morgen zu sehen, der wird solche Zweifel und Einwendungen durchaus im Sinn Menghins selbst nur willkommen heißen, soweit sie wirklich auf einer Kenntnis des ethnologisch-archäologischen Gesamtstoffes fußen. Nicht viel lehren kann uns dagegen mehr der Zweifel des Spezialisten, der am Kleinen feilt, ohne das Große

überhaupt zu sehen! Und daran fehlt es leider weithin in erheblichem Maße. Daß z. B. die geistige Kultur des späteren Aurignacien oder des Magdalénien eine pflanzerisch-totemische Mischkultur ist, sieht der Ethnologe klar; woher aber sollte es der reine prähistorische Spezialist entnehmen? Natürlich kann der Paläarchäologe der europäischen Steinzeit, besonders solange er an dem Wahn festhält, Europa biete in dieser Zeit originale, heimständige Kulturen, weder die Notwendigkeit der Aufstellung der pflanzerischen Kulturkreise erkennen noch auch an unseren Erkenntnissen durch seinen Zweifel mehr rütteln. Gerade dieses Eindringen zuerst von bloßen Spritzern in europäischen Klingenkulturen, dann der nacheiszeitliche geschlossene Einmarsch des Campignien, getragen wahrscheinlich von der gleichen Rasse wie das Tumbien, und endlich das rasche Überholtwerden des eindringenden Jungpflanzertums durch nachrückende bäuerliche Schichten im Neolithikum[1]) ist die großartige Deutung der bruchstückhaften Erscheinungen aus einer Ganzheit, die die universalgeschichtliche Methode allein finden konnte, aber auch mit ihren Gesamtmitteln so wahrscheinlich macht, daß nur eine andere Deutung des gesamten Weltquellenmaterials, nicht aber ein Spezialistenzweifel die großen Umrisse erschüttern könnte. Menghin hat die Pflanzerkultur quellenkritisch gesichert und wunderbar herausgearbeitet. Wenn Spezialisten das nicht sehen, um so schlimmer für die Spezialisten. Es muß betont werden, daß kulturgeschichtliche Methode universalgeschichtliche Methode heißt und daß es eine solche Methode gibt, deren Ergebnisse nur bei streng ausgewogener Berücksichtigung aller Quellen gewonnen und beurteilt werden können. Der Spürsinn des ersten paläarchäologischen Universalhistorikers aber, natürlich nicht unfehlbar und fortwährend schon durch neue Funde zum Umbauen genötigt und bereit, verfügt, wie Menghins Entwicklungsgang zeigt, glücklicherweise auch über ein ungewöhnliches Maß von kritischer Widerstandskraft gegen die eigenen Wünsche und Konstruktionen.

Und hier sichert sich Menghin nun durch den Grundsatz, nach dem er seine Beweisgänge aufgebaut hat: Getrennt marschieren, vereint schlagen! Zwar macht er als erster Ernst mit der Gesamtheit der Quellen als einer Ganzheit, zugleich aber verlangt er von

[1]) Siehe die nächste Abhandlung.

sich und jedem Kritiker, jede beteiligte Einzelwissenschaft an ihren eigenen Leistungen zu prüfen. „Daß meine Gliederungen der archäologischen und der ethnologischen Kulturen sich gegenseitig vorbeeinflußt haben, kann nicht bezweifelt werden", schreibt mir Menghin, fährt indessen fort: „Aber meine von aller ethnologischen Interpretation absehende Darstellung der Archäologie hatte eben den Zweck, das gewissermaßen wieder wett zu machen und mich zur Selbstkritik zu zwingen, indem ich immer nur so weit ging, als das archäologische Material aus sich heraus gestattete. Der archäologisch-ethnologischen Kombination maß ich hier, gleichwie in der Darlegung über die ethnologischen Kulturkreise, lediglich den Wert intuitiver Eingebungen zu. Erst in den jeweiligen Vergleichsabschnitten gestattete ich mir, weiterzugehen und die beiderseitigen Ergebnisse zu verknüpfen. Also, ich ließ mir von den anderen Wissenschaften jeweils Anregungen geben, holte dort Licht, wenn es ganz finster wurde, aber ich nahm diese Anregungen niemals als Beweis. Ich glaube eben, daß man zur Vermeidung der Zirkelschlüsse zunächst ganz getrennt marschieren muß."

Das sind richtige und wichtige methodologische Sätze. Ist nun aber das ethnologische Bild, das Menghin in der angegebenen Weise mit dem archäologischen konfrontiert hat, gesichert genug? Hierüber schreibt W. Koppers in einem neueren Brief an mich: „Das Kulturkreisschema wird nicht unwesentliche Modifikationen erleben. Menghin fundiert aber teilweise auf der alten Vorlage. Hier ergeben sich Unebenheiten, Schwierigkeiten, die aber keineswegs den ganzen Bau treffen müssen und ihn meiner Überzeugung nach auch nicht in seiner Gänze treffen werden." Es ist hocherfreulich, daß die Hauptvertreter der Kulturkreisforschung dem jeweiligen Stand ihrer Erkenntnis so kritisch gegenüberstehen, ohne dogmatisch auszuruhen. Schon vor zwei Jahrzehnten, als die kulturgeschichtliche Schule noch in ihren Anfängen, heiß umstritten und einsam inmitten einer argwöhnischen Mitgelehrtengeneration, sich vorankämpfte, haben z. B. Gräbner und W. Schmidt, obwohl sie sich als Bundesgenossen auf dem rechten Wege wußten, einander auch öffentlich keinen Zweifel und keine Kritik geschenkt, nach gewissenhaftester Gelehrtenart. Weit entfernt abzuschrecken, müssen die inneren Gegensätze zwischen den Mitarbeitern der gleichen Richtung das Zutrauen zu ihrem Wahrheitssinn nur er-

höhen. Wir betonen auch heute die Unfertigkeit unserer jährlich voranschreitenden Gesamtarbeit aus der täglichen Erfahrung unbewältigter Probleme heraus, können freilich dabei wenig lernen von solchen Forschern, die es bisher verschmäht haben, sich auch nur mit dem bisher Erarbeiteten anders als allgemein und oberflächlich oder an belangloseren Einzelpunkten auseinanderzusetzen. Bei allem dem scheint mir jedoch Koppers' Einwand hier etwas überstreng. Ganz abgesehen davon, daß eben Menghin die wichtigsten Modifikationen des ethnologischen Teilgebiets, die wir der jüngsten Epoche der Forschung verdanken, z. T. mit errungen hat, ist es doch etwas zu viel verlangt, daß er statt auf die alte Vorlage sich zu gründen, die noch nicht veröffentlichten und zum Teil erst zu erarbeitenden Modifikationen des ethnologischen Kulturkreisschemas hätte zugrunde legen sollen. Soweit ich diese Dinge überschaue, handelt es sich dabei wohl um keine Hauptsachen, und das deutet ja auch Koppers in der angeführten Stelle selber an. Wahrscheinlich handelt es sich dabei ferner um Elemente sozialer und geistiger Kultur, die in der Archäologie gar nicht nachweisbar sind, und bisher hat Koppers diese in Aussicht stehenden Änderungen weder öffentlich noch mir oder Menghin persönlich näher mitgeteilt.

In verwandtem Zusammenhang schreibt mir F. Flor: „Ich würde unterstreichen, daß Menghin selbst nicht mehr als eine Diskussionsbasis geben wollte, also jenen Gelehrten, die mit dem Vorwurf kommen, daß ja vieles doch noch fraglich sei, den Wind aus den Segeln nimmt. Die Kritik steht zum Teil dem Wesentlichen an Menghins Buch hilflos gegenüber und begnügt sich mit Detailkritik, die den Kern der Sache nicht trifft. Ich halte es für verfehlt, von einer Krisis der Kulturkreisforschung zu sprechen. Das kann doch nur die Ansicht eines solchen sein, der sich einmal damit vertraut gemacht hat, die für ihre Jahre bewunderungswürdigen Synthesen Gräbners von 1923 und von Schmidt-Koppers von 1912/1924 seien etwas Letztes. Man kann doch auch nicht von der Krisis eines Weizenkornes sprechen, das, in die Erde gesteckt, erstirbt, um reichere Frucht zu tragen. Was sich jetzt begibt, ist keine Krisis, sondern das Fruchtbarwerden, Fruchttragen der kulturhistorischen Idee."

Das Beispiel der Pflanzerkultur mag uns noch einmal dazu

dienen, die nicht mehr auflösbare Verflechtung des ethnologischen mit dem prähistorischen Stoff zu verdeutlichen.

Der reine Prähistoriker kann — wie wir sahen — in den miolithischen Kulturen Europas einfach nicht mit Sicherheit entscheiden, was Mischkulturen sind, welches die reinen Grundkomponenten und ihre Mischungsverhältnisse sind. Er kann das in seinem Sonderstoff nicht klar und deutlich sehen. Aber auch der reine Ethnologe hinwiederum kommt zwar zur Herausarbeitung einer Altpflanzer- und einer Jungpflanzerschicht, in den großen Umrissen absolut sicher, aber in ihrem geschichtlichen Verlauf aus dem rein ethnologischen Material nur verschwommen und unsicher wiederherstellbar. Nur die Vereinigung beider Stoffgruppen zu einem einheitlich behandelten Stoffgebiet führt zur Klarheit, führt zu zwingenden Schlüssen, zwingend (allein) für den, der die Ganzheit des universalgeschichtlichen Stoffes beherrscht. Die Darstellung Menghins hat aus Zweckmäßigkeitsgründen zunächst nur den archäologischen Stoff für sich allein ausgebreitet, um im 7. Kapitel die Synthese mit dem ethnologischen zu vollziehen. Das gibt aber dem reinen prähistorischen Spezialisten nicht das Recht, den archäologischen Teil rein und endgültig aus sich heraus zu beurteilen. Vor diesem schweren Irrtum, der den Fortschritt der Wissenschaft empfindlich verzögern könnte, kann nicht ernsthaft genug gewarnt werden. Es gibt jetzt eine universalgeschichtliche Methode, die sich durch ihre Berücksichtigung aller Quellen von jeder spezialistischen unterscheidet und nur dann durchgreifend weitergeführt und berichtigt werden kann, wenn auch die Spezialisten doppelhändig werden, woran es vorderhand noch weithin fehlt. Nicht wie Menghin den Stoff in der Darstellung geordnet, sondern wie er wirklich gearbeitet hat, ist das Entscheidende.

Ich stimme unter wissenschaftstaktischem Gesichtspunkt dem Bedauern Koppers' bei, daß Menghin seine methodologischen Darlegungen nicht etwas mehr entwickelt hat. Bei der methodischen Wirrnis und Unklarheit, in der sich heute noch viele Ethnologen, Prähistoriker und Anthropologen befinden, die den Anbruch des kulturgeschichtlichen Zeitalters noch nicht recht bemerkt zu haben scheinen, wäre eine methodologische Auseinandersetzung Menghins mit seinen engeren Zunftgenossen höchlich zu begrüßen.

Indes für uns Historiker ist die Frage eigentlich längst entschieden, nämlich seit dem Augenblick, als der Meisterschüler unseres Scheffer-Boichorsts, des Meisters historischer Quellenkritik, sich dazu entschloß, die Rankesche Methode in die Völkerkunde hineinzutragen. Was er da tat und was bei den Ethnologen wie eine Revolution wirkte und noch wirkt, ist für uns eine Selbstverständlichkeit. Was hat denn Gräbner eigentlich seit etwa 1904 getan und in seiner „Methode der Ethnologie“ (1911) begründet? Er hat die altbewährten Grundsätze historischer Kritik, Interpretation, Kombination, wie sie bei uns seit fast einem Jahrhundert gar nicht mehr ernstlich diskutiert werden, sondern friedlich, dem Proseminaristen zu Nutz und Frommen, im „großen Bernheim“, bei Droysen, Erslev, Bauer und dergleichen schlummern, übertragen, auf neue Quellengruppen angewandt. Wir erleben eine Ausdehnung des unserer historischen Methode unterworfenen Quellenstoffes mit wundervollen Erträgnissen, wir erleben gar keine Änderung der Methode selbst.

Keine neue Methode hat auch Menghin, der im Institut für österreichische Geschichtsforschung ausgebildete Fachhistoriker, gebracht, er hat nur der alten, unsrigen, wiederum eine neue Provinz erobert. Die emanzipierten Tochterwissenschaften Völkerkunde und Prähistorie kehren zur alten Mutter Geschichte heim, reichbeladen mit dem, was sie ihr „auswärts“ erwarben, und es ist nun nur an uns Fachhistorikern, dies zunächst einmal anzunehmen.

Menghin selbst schreibt mir: „Ich stehe auf dem Standpunkt, daß für den archäologisch-ethnologischen Kulturvergleich keine andere Methode in Frage kommen kann als die Gräbnersche. Denn es ist grundsätzlich vollkommen gleichgültig, ob ich prähistorische Funde oder rezente Gegenstände gleicher Art als Quelle habe. Daher ist jedes Wort über die Methode des archäologisch-ethnologischen Kulturvergleichs überflüssig. In meiner Einleitung habe ich lediglich gegen Birkners Ausführungen, die methodologisch gesprochen in Frage stellten, ob die Gräbnersche Methode auch zwischen prähistorisch-archäologischem und ethnologischem Material angewendet werden dürfe, Stellung zu nehmen. Mein Buch ist ja kein Lehrbuch, sondern eine Untersuchung, in der ich schon Feststehendes nicht zu wiederholen brauche.“

Das neuerrungene Gebiet der Prähistorie hat auch der Völker-

kunde gewaltige Verbesserungen gebracht. Ich gebe hierzu einem Ethnologen selbst das Wort, F. Flor, der mir darüber schreibt: „Die Paläarchäologie hat neben der besseren Chronologie vor allem den Vorzug, noch relativ reine Kulturen zu besitzen. Es ist doch ein Unterschied, ob ich die Klingenkultur in ihrer Frühform, also etwa vor 20000 Jahren, betrachte, oder aber eine solche aus der Gegenwart vor mir habe. Die völkerkundlichen Kulturen sind vielfach überschichtet, durchmischt und weisen wohl auch in manchem bereits eine Bereicherung, Steigerung und innere Fortentwicklung auf, was bei den paläarchäologischen noch nicht in dem Maße der Fall ist. So bin ich überzeugt, daß die Kulturkreise der Südsee in ihrer endgültigen Form erst von den Archäologen gehoben werden können. Dazu hat der Archäologe doch auch allerlei aus der geistigen Kultur: Bestattungswesen, Kunst, und auch Soziologisches läßt sich vielfach herausdestillieren."

Solange die universale Kulturgeschichte erst das völkerkundliche Material umbrach, nahmen sich die genetischen Geschichtsverläufe weit unbestimmter und einfacher aus als das archäologisch präzisierte Bild, das wir jetzt zu sehen anfangen. Die Eiszeit ist eingereiht in die Weltgeschichte. Die Leistungen der vielverzweigten und einander überkreuzenden Menschengruppen in der Eiszeit werden fortab im Bewußtsein der Historiker nicht länger die Stelle einer bloßen Kuriosität einnehmen. Eine fröstelnd leere Stelle unseres Wissens beginnt sich mit echtgeschichtlichem Leben zu füllen. Ein strenges Geflecht von Taten einer schon recht komplizierten Menschheit mit einer wachsenden Zahl von Kulturkomponenten bildet die notwendige Voraussetzung, um jüngere Zustände, einschließlich unserer eigenen zu verstehen. Unsere Skizze hier freilich, teilweise auf Stichwörter beschränkt, vermag den Eindruck nicht wiederzugeben, den eine Weltgeschichte der Frühkulturen mit Fleisch und Blut erweckt, wo die völkerkundlichen Überlebsel voll in den paläarchäologischen Rahmen eingefügt werden. Dennoch hoffe ich in der nächsten Abhandlung den Menghinschen Übergang zu den „eigentlich" geschichtlichen Zeiten so nachzeichnen zu können, daß jeder Historiker, mindestens jeder Althistoriker von dieser freilich ein ernstes Studium heischenden Steinzeit wird sagen müssen: mea res agitur!

(Die letzte Abhandlung folgt.)

GENEALOGIE UND WIRTSCHAFTSGESCHICHTE.

VON GERHARD KESSLER.

Die Genealogie hat angefangen als Hilfswissenschaft der politischen Geschichtsforschung. Im letzten Menschenalter schien sie nahe daran, eine Hilfswissenschaft der menschlichen Erblichkeitsforschung zu werden. Dieser Charakter als zwiefache Hilfswissenschaft behinderte ihren Aufstieg als Wissenschaft wohl mehr als die manchmal beklagte Mitarbeit der Dilettanten; Dilettanten fehlen auch in den anderen Wissenschaften nicht und haben oft gerade als Außenseiter Wesentliches gesehen und geleistet.

Zu den Wirtschaftswissenschaften steht die Genealogie aber erfreulicherweise in keinerlei Hilfsdienstverhältnis; so besteht ohne weiteres die Möglichkeit gleichberechtigter Arbeit neben- und miteinander. Das Feld, auf dem Genealogie und Wirtschaftswissenschaften sich treffen, ist die Wirtschaftsgeschichte. Die wirtschaftsgeschichtliche Forschung berührt sich mit der genealogischen oft an den Quellen und oft im Gegenstande; daraus ergeben sich viele, heute noch wenig genutzte Möglichkeiten wechselseitiger Befruchtung.

Zunächst die Berührung an den Quellen. Sobald der Genealoge aus dem Bereiche der Kirchenbücher und Standesamtsregister, der Testamente und Epitaphe hinaustritt, kommt er in das wirtschaftswissenschaftliche Quellengebiet. Grundbücher und Grundakten, Untertanenbücher und Lehensakten, Amtsrechnungen und Steuerakten, der gesamte schriftliche Nachlaß der Domänen und der adligen Güter, der Mühlen und der Braukommunen, der Berggewerkschaften und der Innungen, dazu die Bücher und Akten der Handels-, Industrie-, Bank- und Verkehrsunternehmungen, bis zu städtischen Vertragsbüchern und gerichtlichen Konkursakten — das alles ist Quelle zugleich für den Genealogen und für den Wirtschaftshistoriker (warum übrigens dabei der Genealoge

höhere Archivgebühren bezahlen soll, begreife ich nicht). Für die hochkapitalistische Zeit werden auch Verbands- und Kammerarchive zu wichtigen Quellgebieten[1]), und eine Fülle wertvollen Materials steckt in den Gelegenheitsschriften, die bei Firmen- und Verbandsjubiläen verfaßt wurden, wie in den Erinnerungsbüchern einzelner Unternehmer und Wirtschaftsführer. Gelegenheitsschriften dieser Art und Autobiographien sind freilich nur mit Vorsicht zu verwenden; aber sie werden den wissenschaftlichen Arbeiter in der Regel bis an die letzten Urquellen, Firmen-, Verbands- und Kammerakten, heranführen, und die Art ihrer subjektiven Färbung hat ja auch Bedeutung für die objektiv gerichtete Forschung. Dazu kommen als gemeinsame Quellen für Wirtschaftsgeschichte und Genealogie die Materialsammlungen und Darstellungen der Ortshistoriker, die vereinzelten Monographien über preußische Kreise und die württembergischen Oberamtsbeschreibungen, und in hohem Maße die großen kunstgeschichtlichen Inventarienwerke. Man kann so wenig Lübecker Wirtschaftsgeschichte schreiben wie Lübecker Familiengeschichte, wenn man die Lübecker Bau- und Kunstdenkmäler nicht gründlich studiert hat, und es gibt keine Handelsstadt aus dem Zeitalter der Hanse und des deutschen Frühkapitalismus, für die nicht das gleiche gilt. Quellengemeinschaft besteht auch hinsichtlich der oft noch ungedruckten alten Stadtchroniken; gemeinsame Quellen sind die großen Aktenpublikationen der letzten 50 Jahre vor dem Weltkriege, wobei Wirtschaftshistoriker und Genealogen zusammenstimmen werden in dem Bedauern, daß das reiche Deutschland der kaiserlichen Zeit bei seinen Veröffentlichungen aus den Staatsarchiven die Akten der Außenpolitik und der Verwaltungsgeschichte wohl allzu liebevoll bevorzugte.

Aber auch die Quellen, die die Genealogie für ihre Sonderzwecke gefunden hat und neuerdings beginnt, durch Drucklegung allgemeiner Forschung zugänglich zu machen, lohnt es, der Wirtschaftsgeschichte dienstbar zu machen. Bürgerbücher geben reiche Aufschlüsse über soziale Gliederung, Handwerksgeschichte, innere Wanderungen; die soeben erschienene Bearbeitung des

[1]) Schweer, Walter, Wirtschaftsliteratur und Firmendenkschriften als Quellen familiengeschichtlicher Forschung, Ztschr. d. Zentralstelle f. niedersächs. Familiengeschichte XII, Hamburg 1930, S. 193ff.

Bürgerbuches von Angermünde durch den Genealogen Peter v. Gebhardt[1]) bringt für die Neubürger aus zwei Jahrhunderten besondere Verzeichnisse der Herkunftsorte und der eigenen und väterlichen Berufe — vorzügliches Material zur Wirtschafts- und Ständegeschichte des 17. und 18. Jahrh.! Ähnlich zeugen auch Beamten-, Studenten- und Schülerlisten von wirtschaftlichen Verhältnissen, Wohlstand oder Armut in einzelnen Orten und Verkehrsbeziehungen über weitere Räume hin; Adreßbücher und Steuerlisten sind für den Wirtschaftsforscher ebenso wertvoll wie für den Familienforscher. Der Gesamtkatalog der Stolberger Leichenpredigten[2]) wird, wenn er fertig ist, eine Grundlage für die Geschichtsschreibung über das deutsche Buchdruckgewerbe werden. Regesten über die Leichenpredigten eines bestimmten Ortes, wie sie Kurt Tiesler[3]) aus Königsberg i. Pr. für genealogische Forschungszwecke veröffentlicht hat, gestatten auch fruchtbare Studien über Handel und Handwerk am Orte; ganz zu schweigen von der Möglichkeit neuer sozialstatistischer Auswertung der Kirchenbücher, jener Quelle, aus der schon im 18. Jahrh. in Deutschland durch Joh. Peter Süßmilch (1741) die Bevölkerungsstatistik ihren Ursprung gewann.

Noch mehr als in den Quellen aber berühren sich, wie mir scheint, Wirtschaftsgeschichte und Genealogie im Gegenstand ihrer Forschung. Familiengeschichte ist immer Klassen- oder Standesgeschichte, immer Berufsgeschichte, immer Vermögensgeschichte; unter allen drei Gesichtspunkten kommt der Genealoge in wirtschaftsgeschichtliche Zusammenhänge. Wissenschaftlich fruchtbar gemacht sind diese Wechselbeziehungen bisher freilich nur selten. Auf der wirtschaftswissenschaftlichen Seite wären Ehrenberg und Strieder, unter den Historikern Rörig als Bahnbrecher zu nennen — Sombarts Name versteht sich hier wie überall

---

[1]) von Gebhardt, Peter, Das Bürgerbuch der Stadt Angermünde (Märkische Bürgerbücher, Bd. 1). Berlin 1931.

[2]) Katalog der fürstlich Stolberg-Stolbergschen Leichenpredigten-Sammlung, Bd. I u. II, Leipzig 1927 u. 1928, Bd. III im Erscheinen seit 1930.

[3]) Tiesler, Kurt, Verzeichnis von Lebensläufen vorwiegend des Handwerker- u. Kaufmannsstandes aus der Zeit von 1579—1724, entnommen den in der Stadtbibliothek Königsberg i. Pr. befindlichen 507 handschriftlichen Leichenpredigten; Heft 34 der Mitteilungen der Zentralstelle f. deutsche Personen- u. Familiengeschichte, Leipzig 1927.

in moderner Wirtschaftsforschung von selbst —; auf der familiengeschichtlichen Seite liegen einige gute firmengeschichtliche Monographien vor, außerdem wertvolles Material in familiengeschichtlichen Zeitschriften, das den Wirtschaftshistorikern fast stets unbekannt bleibt.[1]) Es ist dringend zu wünschen, daß diese Literatur von seiten der Wirtschaftswissenschaftlichen Institute systematisch gesammelt und verarbeitet werde. Wenn sie in der wirtschaftswissenschaftlichen Bibliographie nicht selten fehlt, so sind die öffentlichkeitsscheuen Genealogen daran freilich leider nicht unschuldig; die bibliographische Sammelarbeit der Leipziger Zentralstelle wird hier hoffentlich Wandel schaffen, zumal wenn in ihrer bibliographischen Gruppe „Ständische Genealogie" (besser „Genealogie der Berufe, Klassen und Stände") ein ständiger Posten „Unternehmer und Firmen" eingerichtet wird.

Vorwürfe hinüber und herüber sind leicht zu machen, aber sie helfen nicht weiter. Sicher war die wirtschaftshistorische Forschung der Schmollerischen Schule meist ohne genealogische Interessen; aber ebenso sicher waren auch die Genealogen in nicht sehr fernliegender Zeit oft ohne tiefere wirtschaftshistorische Kenntnisse. Da findet man in genealogischem Schrifttum nicht ganz selten im 18. Jahrh. „Bierbrauermeister" und „Brauereibesitzer", die in Wirklichkeit Mälzenbräuer, Eigentümer brauberechtigter Häuser waren; da stehen biedere Tuchweber des 18. Jahrh. stolz als „Tuchwarenfabrikanten", ohne daß ihre Urenkel ahnen, daß noch im preußischen Landrecht von 1794 der „Fabrikant" ein schlichter Lohnarbeiter ist. Da treten „Großkaufmänner" in Massen auf, die gewiß an einzelnen Plätzen Deutschlands schon im 14. und 15. Jahrh. nicht gefehlt haben — darin haben Keutgen, Rörig, Kuske gegen Bücher, v. Below, Sombart[1]) sicherlich recht —, die

[1]) Sombart, Werner, Der moderne Kapitalismus, 1. Aufl. Leipzig 1902, 2. Aufl. in 3 Bänden seit 1916; Die Juden und das Wirtschaftsleben, Leipzig 1911; Luxus und Kapitalismus, München 1912; Krieg und Kapitalismus, München 1913; Der Bourgeois, München 1913. — Ehrenberg, Richard, Das Zeitalter der Fugger, 2 Bde., Jena 1897; Große Vermögen, ihre Entstehung und ihre Bedeutung (Fugger, Rothschild, Krupp, Siemens, Parish), 1902—1905; Die Unternehmungen der Brüder Siemens, Jena 1906. — Strieder, Jakob, Forschungen zur Entstehung der großen bürgerlichen Kapitalvermögen zu Ausgang des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit, zunächst in Augsburg, 1904; Jakob Fugger der Reiche, Leipzig 1926. — Rörig, Fritz, Hansische Beiträge zur deutschen Wirtschaftsgeschichte. Breslau

aber doch nur in zehn bis zwanzig besonders verkehrsbegünstigten Städten, besonders am Meer, im Rheingebiet und vor den wichtigsten Gebirgsübergängen, zu finden sind, während die kleinstädtischen Kaufmänner mit ihrem bescheidenen Kramgeschäft die erdrückende Masse des Handelsstandes bildeten. Aber solche Irrtümer sind nun wohl Vergangenheit; die Anfangszeiten der wissenschaftlichen Forschung liegen ja für wissenschaftliche Genealogen wie für Wirtschaftshistoriker heute weit zurück, sowohl die Zeiten der naiven und oft kritiklosen Rohstoffsammlung, wie die

---

1928. (Dies Buch enthält einige musterhafte genealogisch-wirtschaftshistor. Aufsätze.) — Pfeiffer, Gerhard, Das Breslauer Patriziat im Mittelalter. Breslau 1929. — Bothe, F., Frankfurter Patriziervermögen im 16. Jahrh. Berlin 1908. — Volkmann, Ludwig, Die Familie Volkmann, drei und ein halbes Jahrhundert eines deutschen Geschlechtes. Leipzig 1895; Nachträge 1911 u. 1921. Die Familie Volkmann, ein Bild deutschen Volkstums. Leipzig 1930. — Passow, Siegfried, Ein märkischer Rittersitz (Orts- und Familienchronik von Hohenfinow, besonders über die Familie de Vernezobre). Leipzig 1907. — Friedländer, Ernst, Das Handlungshaus Joachim Moses Friedländer & Söhne zu Königsberg i. Pr. Hamburg 1913. — Hashagen, Justus, Geschichte der Familie Hoesch. 2 Bde. Köln 1911 bis 1916. — Krebs, Kurt, Das Kursächsische Postwesen zur Zeit der Oberpostmeister Johann Jakob Kees I u. II. Leipzig 1914. — v. Welser, Fhr. Joh. Michael, Die Welser. 2 Bde. Nürnberg 1917. — Ritter, Hermann, Alte rheinische Fabrikantenfamilien und ihre Industrien (Stollberg, Schleidener Tal, Düren, Monjoie, Mülheim a. Rh.). Köln 1920. — Völcker, H., Geschichte der Familie Metzler und des Bankhauses B. Metzler seel. Sohn & Co. zu Frankfurt a. M. 1674—1924. Frankfurt a. M. 1924. — Schmidt, Hans, Vom Leim zur Seide. Geschichte d. Firma C. A. Delius & Söhne 1722—1925. Lemgo 1926. — 100 Jahre Vorwerk & Sohn, Ein Ausschnitt aus der Geschichte der Barmer Großindustrie. Barmen 1927. — Meyer, Bruno, Die Sudermanns von Dortmund. Marburger Diss. 1929. — Ring, Walter, Geschichte der Duisburger Familie Böninger. Duisburg 1930. — Klamroth, Kurt, Wilhelm Ludwig Klamroth (1803—1881), zugleich ein Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte der Stadt Halberstadt. Blätter f. d. Klamrothschen Familienverband Nr. 5. Halberstadt 1929. — Wiehen, Albert, Das Blutgericht in Königsberg. Zur Geschichte der Weinhandlung David Schindelmeisser. Altpreuß. Geschlechterkunde Bd. 4 (Königsberg 1930) S. 13ff. u. 45ff. — Hohlfeld, Johannes, Das Bibliographische Institut. Leipzig 1926 (betr. die Buchhändlerfamilie Meyer in Hildburghausen u. Leipzig). — Hohlfeld, Johannes, Nachfahrentafeln Christian Frege (1655—1731). (Leipzig, Zentralstelle f. deutsche Personen- u. Familiengeschichte 1930). — v. Eynern, Gert, Die Unternehmungen der Familie vom Rath. Bonn 1930. — Schmidt-Scharff, Wolfgang Johann Georg Leerse, Ein Frankfurter Kaufmann im 18. Jahrh. Frankfurt 1931. — Kaltbrunner, Josef, Lazarus Henckel von Donnersmarck, in der Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Bd. 24 (1931), S. 142—156.

Zeiten, in denen die Interessen der historischen Forscher fast nur den Entstehungsfragen gehörten: dort der Entstehung des Staates, der Staaten, des Rechtes und der einzelnen rechtlichen Ordnungen und Einrichtungen, hier der Entstehung der Klasse und der einzelnen Klassen, des Berufes und der Berufe, des Kapitals und der Einzelvermögen, bei den Genealogen der Entstehung des Adels und dieser oder jener Adelsfamilie, überhaupt dem Ursprung der isoliert verfolgten Einzelfamilie. Heute ist die Frage nach dem Leben der geschichtlichen Gebilde vor die nach ihrer Entstehung getreten; Wachstum, Ausbreitung, Wandlungen stehen auch in der wirtschaftsgeschichtlichen und in der familiengeschichtlichen Forschung im Mittelpunkte. Zukunftsarbeit wird nach den Vorbildern von Montesquieu und Taine, von Seeck und Spengler, von Bücher und Dopsch in verstärktem Maße der Erforschung auch des Unterganges oder des Überganges in Wirtschaft und Familie gehören müssen.

Familiengeschichte ist Klassengeschichte; sie führt hinein in das Werden der Klasse aus annähernd gleichem Einkommen und gleicher Berufsstellung, verwandter Lebensanschauung und gleicher Lebensführung, sie führt hinein in die Ausbreitung und den Aufstieg der Klasse, in ihre politische Umformung zum „Stande" durch Rechtsumgrenzung, Rechtsbeschränkung und Privilegierung, sie führt hinein auch in die Vorgänge des Klassenverfalls, der Klassenauflösung oder der Ständezertrümmerung. Wir haben neuerdings Anfänge klassengeschichtlicher Befruchtung der Familienforschung (Tille, Zachau, Mitgau[1]) brachen die Bahn dazu);

[3]) Tille, Armin, Genealogie als Wissenschaft, in Heft 2 der Mitteilungen der Zentralstelle f. d. D.P. u. F.G., Leipzig 1906, S. 32—40; Die sozialwissenschaftl. Bedeutung der Genealogie, in Heft 6 derselben Mitteilungen, Leipzig 1910, S. 1—19; Genealogie u. Sozialwissenschaft, in Heydenreichs Handbuch der praktischen Genealogie, Bd. I. Leipzig 1913, S. 371—388. — Zachau, Johannes, Die Familiengeschichtsforschung als Philosophie; Heft 11 der Sammlung „Praktikum für Familienforscher". Leipzig 1925. — Ders., Natangische Bauern, Geschichte des Geschlechtes Zachau aus Böttchersdorf, Ostpr. Gehsen, Ostpr. 1927. — Mitgau, J. H., Familienschicksal und soziale Rangordnung; Heft 10 der Flugschriften für Familiengeschichte. Leipzig 1928. — Hashagen, Justus, Familiengeschichte, Industriegeschichte, Landesgeschichte, in Bd. 18 (1917) der „Deutschen Geschichtsblätter", S. 187—198. (Dieser Aufsatz, der auf Grund rheinischen Materials ähnliche Gedanken ausspricht wie meine Arbeit, wurde mir erst nach der Drucklegung bekannt; Hashagen bringt Literaturhinweise besonders für die rheinische Familien- und Industriegeschichte).

aber wie bescheiden ist die genealogische Befruchtung der Klassen- und Ständeforschung! Nur der wissenschaftlichen Bearbeitung der Adelsgeschichte ist das genealogische Altmaterial, so bedenklich es uns auch heute in 1000 Einzelheiten erscheint, zum wertvollsten Fundament geworden. Aber wir haben keine genealogische Geschichte der Geistlichkeit, weder der katholischen mit ihren Wurzeln in Adel, Bauernschaft und Kleinbürgertum noch des protestantischen Pfarrhauses[1]) mit seinen noch ganz unabsehbaren Ausstrahlungen in alle Ober- und Mittelschichten unserer Gesellschaft. Wir haben auch noch keine genealogisch befruchtete Geschichte des deutschen Landvolks.[2]) Sie würde die Städter zu Staunen und Ehrfurcht führen vor der Schollentreue der Altbauernfamilien auf dem alten deutschen Volksboden und vor der Ausbreitungskraft von Kolonistenfamilien im Osten und in Gebirgen und Brüchen. Sie würde andererseits das Bild, das die Wirtschaftsforschung des 19. Jahrh. vom Ursprung der ostelbischen Landarbeiter zeichnete, wesentlich korrigieren (wie es auch die neuen Arbeiten von Plehn, Kern, Skalweit und Stein für Ostpreußen getan haben), würde zeigen, daß ländlicher Zwergbesitz und ländliches Proletariat in Deutschland in keinem Jahrhundert gefehlt haben und daß wie heute die Parzellen, so früher

[1]) Materialsammlungen unter genealogischen Gesichtspunkten: Fischer, Otto, Märkische Pfarrergeschlechter, im Jahrbuch für Brandenburgische Kirchengeschichte, Jahrg. 21 u. 25, Berlin 1926 u. 1930. — Ehrhardt, Siegismund Justus, Presbyterologie des evangelischen Schlesiens, 3 Bände. Liegnitz 1780—1783. Die übrige Literatur siehe in Heydenreichs Handbuch der praktischen Genealogie, Leipzig 1913, Bd. I, S. 72ff., II, S. 136ff. u. 389.

[2]) Beispiele für Materialsammlungen unter genealogischen Gesichtspunkten: Gravert, Johannes, Die Bauernhöfe zwischen Elbe, Stör und Krükau mit den Familien ihrer Besitzer in den letzten drei Jahrhunderten (hrsg. von Emil Hobst und Theodor Ahsbahs). Glückstadt 1929. — Thierer, Georg, Ortsgeschichte von Gussenstadt auf der Schwäbischen Alb. 2 Bände. Stuttgart 1912 und 1916. — Reiter, Joseph, Reckingen-Mersch, eine Dorf- und Familiengeschichte. Luxemburg 1929. — Endler, C. A., Die Ratzeburger Bauernfamilien vor dem 30jährigen Kriege, Familiengeschichtl. Blätter Bd. 28 (1930), Sp. 77ff. Im übrigen sei auf die Familiengeschichtliche Bibliographie, Abteilungen „Ständische Genealogie" u. „Örtliche Genealogie", verwiesen. Vgl. auch Meiche, Alfred, Alte nichtadelige Familiengüter in Ostsachsen, in Bd. 12 (1913) der „Deutschen Erde" (S. 5—13; eine vorzügliche Materialsammlung, die auch für die in der Lausitz und in Schlesien übliche Vererbung von Hofnamen neben den bürgerlichen Familiennamen wertvolle Beispiele bringt).

die Hufen und Höfe im Dorfe immer wieder den Weg zum besten Wirte gesucht und gefunden haben. Gottfried Keller hat das mit der Hellsicht des Dichters im 1. Kapitel seines „Grünen Heinrich" gezeichnet: „Das Dorf zählt kaum 2000 Bewohner, von welchen je ein paar Hundert den gleichen Namen führen; aber höchstens 20 bis 30 von diesen pflegen sich Vetter zu nennen, weil die Erinnerungen selten bis zum Urgroßvater hinaufsteigen ... Ein großes rundes Gebiet von Feld und Wald bildet ein reiches unverwüstliches Vermögen der Bewohner. Dieser Reichtum blieb sich von jeher so ziemlich gleich ..., die Einteilung des Besitzes aber verändert sich von Jahr zu Jahr ein wenig und mit jedem halben Jahrhundert fast bis zur Unkenntlichkeit. Die Kinder der gestrigen Bettler sind heute die Reichen im Dorfe, und die Nachkommen dieser treiben sich morgen mühsam in der Mittelklasse umher, um entweder ganz zu verarmen oder sich wieder aufzuschwingen." Eine künftige genealogische Wirtschaftsgeschichte des deutschen Dorfes und Landvolkes wird das wohl Wort für Wort bestätigen, nur daß „gestern", „morgen" und das „halbe Jahrhundert" in der Regel erheblich zu dehnen sein werden.

Für das Bürgertum unserer Städte ist die genealogische Forschung älter als für das Landvolk, aber auch sie ist für die städtische Wirtschaftsgeschichte nur vereinzelt systematisch genutzt worden.[1]) Der ökonomische Gelehrte hat hier seit langem feststehende allgemeine Vorstellungen: starkes und freudig begrüßtes Hineinströmen vom Lande in die städtischen Mauern in den Zeiten der Stadtgründung und des Stadtwachstums, Kampf zwischen Patriziat und Zünften als Kampf zwischen Alt- und Neubürgern mit schließlich irgendwie erkämpftem Ausgleich, dann Erstarrung der städtischen Stände, Erblichkeit im Rate und Erblichkeit im Handwerk, bis schließlich im 19. Jahrh. Mauern, Bürgerrechtsschranken und ständische Ordnungen auch in der Stadt fallen. Alle Einzelzüge dieses Bildes sind echt, aber im ganzen gesehen ist es doch eine bedenkliche Verallgemeinerung besonderer — im 19. Jahrh. gut durchforschter — reichsstädtischer Verhältnisse; genealogische Forschungsergebnisse aus der viel größeren Zahl der fürstlichen Residenz- und kleinen Landstädte

[1]) Methodisch und stofflich bedeutsam ist: Roller, Otto Konrad, Die Einwohnerschaft der Stadt Durlach im 18. Jahrh. Karlsruhe 1907.

werden das Bild wohl stark berichtigen. In territorialen Handelsstädten wie Leipzig und Königsberg i. Pr. gab es jedenfalls im 16. und 17. Jahrh. kein Jahrhunderte altes Patriziat, und die großen Familien Breslaus im 16., 17. und 18. Jahrh. sind ganz andere als die in den letzten katholischen Jahrhunderten. In Königsberg und Leipzig sind die wichtigsten Ratsfamilien der protestantischen Zeit, wie Gallandi[1]) und Fischer[2]) festgestellt haben, erst im 15. und 16. Jahrh. zugewandert. In Universitätsstädten und Residenzen fand ich die sozial gehobene Bevölkerung des 16. bis 18. Jahrh. überall, wo ich in Quellen und Darstellungen einblicken konnte, in starkem Fluß. Das Bürgerbuch von Angermünde[3]) zeigt im 17. und 18. Jahrh. vielfach Zuwanderer als Ratsherren und Bürgermeister. Auch in den ostpreußischen Landstädten, über die mir Material vorlag, haben die Zuwanderer des 17. Jahrh. keine Schwierigkeit gefunden, in den Rat und auf den Bürgermeisterstuhl zu kommen. Die Erstarrung der ständischen Ordnung in nicht wenigen Reichsstädten des 17. und 18. Jahrh. — Frankfurt gehört übrigens nicht in diese Reihe! — dürfte schwerlich typisch sein für das gesamte deutsche Städtetum in dieser Zeit. Im kleinen märkischen Angermünde[3]) haben im 17. Jahrh. sogar Juden und Edelleute den Bürgereid geleistet (v. Gebhardt a. a. O. S. 20, 29, 35, 62, 65).

Über die Erblichkeit des Handwerks wissen wir aus den Reichsstädten des 17. und 18. Jahrh. Erstaunliches. Baron v. d. Osten-Sacken[4]) stellte in der Reichsstadt Mühlhausen i. Thür. zwischen 1680 und 1880 aus der Familie Feigenspan 46 Gerbermeister und fünf Gerbergesellen fest; zwischen 1790 und 1810 waren in der Regel zehn Glieder der Familie gleichzeitig als Meister tätig, 1830 sogar dreizehn, und in Döbeln in Sachsen fand Hohlfeld[4]) im 19. Jahrh. noch einen Seitenzweig der Familie mit vier

[1]) Gallandi, Johannes, Königsberger Stadtgeschlechter, in der Altpreußischen Monatsschrift, Königsberg, Bd. XIX (1882) u. XX (1883); Register dazu von Tiesler in den Familiengesch. Blättern XIX (1921).

[2]) Fischer, Gerhard, Aus zwei Jahrhunderten Leipziger Handelsgeschichte 1470—1650. Leipzig 1929.

[3]) von Gebhardt, Peter, Das Bürgerbuch der Stadt Angermünde (Märkische Bürgerbücher, Bd. 1). Berlin 1931.

[4]) von der Osten-Sacken, Baron W., Feigenspan, eine Mühlhauser Lohgerberfamilie. Familiengeschichtl. Blätter XXVIII (1930), S. 255ff. Dazu Ergänzungen von Hohlfeld, Johannes. Ebd. S. 341f.

Meistern. Für die Reichsstadt Frankfurt a. M. verzeichnet Karl Knetsch auf Goethes 12. Ahnentafel[1]) fünf miteinander versippte Metzgerfamilien, und über Sohn und Schwiegersohn geht die eine dieser metzgerlichen Stammreihen durch acht Generationen. In Angermünde[2]) sind unter den Neubürgern von rund 160 Jahren des 17. und 18. Jahrh. 247 Handwerker, die dem Gewerbe des Vaters, vielfach auch noch weiterer Vorfahren, folgen; darunter 155 einheimische Bürgersöhne und 92 Auswärtige. Das Material des Angermünder Bürgerbuches wird eine genauere Durcharbeitung lohnen. Eine Schmiedefamilie Wernicke[3]) zählte vom 17. bis zum 19. Jahrh. im brandenburgischen Kreise Zauche-Belzig und seiner nächsten Nachbarschaft 48 Schmiedemeister des eigenen Namens, neben zahlreichen Versippungen mit anders benannten Schmieden in fünf Generationen. Ähnlich lassen sich Familien von Bäckern, Müllern, Webern, Färbern, Schustern, Maurern, auch von Schiffern und von Scharfrichtern durch Jahrhunderte verfolgen.[3])

Für Königsberg i. Pr. habe ich diese Verhältnisse genauer zu prüfen versucht, indem ich die in Tieslers Leichenpredigt-Regesten[4]) vorkommenden Berufs- und Herkunftsangaben auszählte. Es handelt sich hier um Nachrichten über mehr als 200 Handwerkerfamilien und mehr als 100 Kaufmannsfamilien, etwa von 1620 bis 1720. Auch in diesem Material ist die ständische Bindung und die Erblichkeit des Handwerks selbstverständlich vorherrschend, aber ähnlich wie in Angermünde[2]), wo viel Handwerksnachwuchs vom

[1]) Knetsch, Karl, Goethes Ahnen. Leipzig 1908.

[2]) von Gebhardt, Peter, Das Bürgerbuch der Stadt Angermünde (Märkische Bürgerbücher, Bd. 1). Berlin 1931.

[3]) Beispiele aus der Fülle des von Genealogen gesammelten Materials: Wernicke, Gerhard, Die Familie Wernicke, Familiengeschichtl. Blätter Bd. 28 (1930), Sp. 156ff. — Hohlfeld, Johannes, Stammbaum der Familie Härting (19 Müller!). — Ders., Geschichte der Familie Lieberknecht aus Eschwege, 1931 im Erscheinen (Jahrhunderte hindurch Werraschiffer) — Falck, R., Aus dem Amt der Schön- und Schwarzfärber in Stargard i. Pommern, Familiengesch. Bl. Bd. 28 (1930), Sp. 87ff. — Hintze, Otto, Geschichte der Bäckerinnung zu Winsen a. d. Luhe. Winsen 1929. — Meyerding de Ahna, Kurt, Die Meisterbücher des Bayreuther Maurerhandwerks. Berlin 1930. — Schulz, Carl, Zur Geschichte der Scharfrichter von Königsberg i. Pr., in den „Altpreußischen Forschungen" Bd. 6 (1929), Heft 1. — Ders., Käthe Kollwitz und das Geheimnis der Vererbung, in der „Altpreußischen Geschlechterkunde", Bd. 3 (1929), S. 22ff. (Acht Scharfrichter unter den Ahnen der großen Zeichnerin!)

[4]) Siehe Anmerkung 3, S. 201.

Lande herkommt, sind auch in Königsberg i. Pr. die Verhältnisse keineswegs so starr, die Zünfte durchaus nicht so fest versippt wie anscheinend oft in den Reichsstädten. Bei 156 Königsberger Handwerkern konnte ich den Beruf des Vaters feststellen: 103 von ihnen entstammten dem Handwerk. Unter diesen betrieben 82, also wenig über die Hälfte der Gesamtheit, das Handwerk ihres Vaters. Bei den 21 Handwerkern, die nicht das väterliche Handwerk erlernten, spielt die Schneiderei die Hauptrolle; es handelt sich wohl um körperliche Schwächlinge, die zum Maurer und Zimmerer, zum Schmied und zum Bäcker nicht taugten. 22 Handwerker unter 156 sind Kinder des Landvolks, freilich in Ostpreußen in dieser Zeit der Erbuntertänigkeit fast durchweg Kinder der bäuerlichen Oberschicht; von 21 Vätern werden 15 ausdrücklich als Kölmer und Freie, Erbsassen oder Landgeschworene bezeichnet. Immerhin, es gibt Eindringen ins Handwerk aus dem Bauerntum auch in dieser als ständisch erstarrt geltenden Zeit. Der Rest von 31 Handwerkern unter 156 kommt aus proletarischen und kleinbürgerlichen Schichten, von Brauern (nicht Braubürgern!) und Schiffern, von Gastgebern und Schulmeistern, auch von kleinen Kaufleuten; ein Fleischer ist Sohn eines frühverstorbenen Pfarrers, ein Schneider Sohn eines Stadtrichters; sonst sind Akademiker unter den Vätern so wenig wie Adlige. Im großen steht die ständische Ordnung also unerschüttert; aber im kleinen gibt es doch mannigfache Bewegung; auch die Kleinbürgersöhne gehen übrigens am stärksten in die Schneiderei. Sehr selten wechselt der ausgelernte und durch die Wanderjahre hindurchgegangene Handwerker nachträglich den Beruf; aber in neun Fällen kommt doch auch das vor, und zwar fast durchweg in der Richtung nach oben; vier Handwerksmeister werden Höker und Gastgeber, zwei werden Großbürger, Kaufleute und Mälzenbräuer, ein Barbier steigt als Geheimer Kammerdiener des Kurfürsten bis zum Stadtrat auf. Daß Handwerkersöhne in die akademische Schicht eintraten, bedarf auch für diese Zeit und diesen Ort keiner besonderen Nachweisung — ich komme auf die „Aufstiegsberufe" übrigens noch in anderem Zusammenhange zu sprechen.

Ist es immerhin feste Regel im 17. und 18. Jahrh., daß das Handwerk sich aus dem Handwerk ergänzt, so ist doch nicht allgemeine Regel, daß es sich aus dem Handwerk am Heimatorte

ergänzt. Ich gestehe offen, daß mich hier das Ergebnis aus dem Tieslerschen genealogischen Material überrascht hat. Von den 82 Meistersöhnen, die ich bei Tiesler im Königsberger Handwerk fand, stammten nur wenig über die Hälfte (45) aus Königsberg, während 37 von außen zugewandert waren. Freilich, leicht war den Zuwandernden die Erringung einer Meisterstelle in der Regel nicht, da die Zunft ja damals geschlossen, die Zahl der Meisterstellen beschränkt war. Der normale Weg war, eine Meistertochter oder eine Meisterwitwe zu heiraten. Witwen scheinen dabei den Vorzug gehabt zu haben, weil sie gut eingerichtet waren und „im Falle des Nichtkonvenierens“ früher starben und den Platz für eine erwünschtere Nachfolgerin frei machten. Sentimental war man bei diesem Verfahren nicht: eine 63 jährige Züchnermeisterwitwe heiratete 1767 einen 18 Jahre jüngeren Gatten, und ein Zirkelschmiedegeselle heiratete, um Meister zu werden, 1701 eine 74jährige Witwe, die immerhin noch sieben Jahre bei ihm aushielt; 1710 folgte als zweite Frau dann eine sechzehnjährige Ratsschmiedemeisterstochter! Die eine Ehefrau war 1627, die andere 1694 geboren! Im ganzen fand ich in 87 Fällen zwischen 1640 und 1712 die Eheschließung mit einer Meisterwitwe, in 59 Fällen zwischen 1651 und 1716 die Eheschließung mit einer Meistertochter. In beiden Gruppen überwogen, so weit die Herkunft feststellbar war, unter den Einheiratenden die Ortsfremden; bei den Meisterwitwen waren nachweisbar sieben der Ehemänner vom Orte, 25 aber von auswärts, bei den Meistertöchtern waren 13 einheiratende Gesellen vom Orte, 26 von auswärts. Im Königsberger Kaufmannsstande des 17. Jahrh. wiederholen sich alle diese Bilder mit verkleinerten Zahlen. Bei 34 Kaufleuten war die Herkunft feststellbar: 24 waren Kaufmannssöhne, drei kamen aus dem Handwerk, drei aus dem Freibauerntum, drei aus dem Beamtentum. Auch hier fehlt der Adel gänzlich, auch hier gehört nur e i n Vater, der Glaubensflüchtling war und im schwedischen Gothenburg Stadtpräsident wurde, der bürgerlichen Oberschicht an. Im einzelnen aber zeigt die Familiengeschichte bei den Kauflauten viel stärkere Bewegung als bei den Handwerkern, und jede familiengeschichtliche Sonderforschung kann dafür neuen Beweisstoff bringen: Kaufmannsfamilien wandeln sich rasch, gesellschaftlich nach Ansehen, Ehrenämtern und Versippung, und wirtschaftlich nach Vermögen und Steuerleistung.

An dieser Stelle kann die gesellschaftsgeschichtliche Betrachtung leicht zur berufsgeschichtlichen hinüber geführt werden. Familiengeschichtlich ist nicht nur Gesellschaftsgeschichte, Ständegeschichte und Klassengeschichte, sondern auch Berufsgeschichte; und in der berufsgeschichtlichen Forschung werden sich wieder Genealogen und Wirtschaftshistoriker zu fruchtbarer Forschung zusammenfinden können. Was der Wirtschaftsforscher hier zu leisten vermag, zeigen die klassischen Untersuchungen von Bücher, die an Frankfurt a. M. anknüpfen[1]); von der sprachgeschichtlichen Seite her werden sie durch die Forschungen Erwin Volckmanns[2]) und anderer Germanisten ergänzt. Der Genealog aber muß hier sein reiches ergänzendes Material bringen, Material über Handwerkerniederlassung und Handwerkerabwanderung, über Aufblühen und Eintrocknen von Handwerkerfamilien, über Aufstieg aus dem Handwerk in die hochkapitalistische Industrie und Absinken in Hausgewerbe und Proletariat, über Berufsvererbung und Berufswechsel, über Binnenwanderung und Auswanderung in den einzelnen Berufen, über Beharrungsberufe, Aufstiegsberufe und Abstiegsberufe. Ich greife wiederum nur einige dieser Punkte heraus. Wanderungsstatistik und Deklamationen darüber sind dem Wirtschaftsforscher freilich geläufig; aber erst die genealogische Forschung macht das Bild der Massenbewegungen bunt und wirklich lebendig. Der Genealog weiß, daß unter den Tausenden, die hier die Auswanderungsstatistik, dort die Einwanderungsstatistik mechanisch zählt, vier völlig verschiedene Menschengruppen sind:

1. Die Werdenden, die Jungen, die Lernenden, die die Welt sehen und in der Fremde mit ihrem Fachkönnen etwas Tüchtiges verdienen und ersparen wollen, Männer ganz bestimmter weltläufiger Berufe, früher die Handwerksgesellen und — wenn auch nicht ganz vergleichbar — auch Ritter und Landsknechte, Berufssoldaten und Berufsoffiziere, heute die Facharbeiter, Monteure, Kellner, Handlungsgehilfen, Ingenieure, die aus Deutschland hin-

[1]) Bücher, Karl, Die Bevölkerung von Frankfurt a. M. im 14. u. 15. Jahrh., Tübingen 1886; Die Entstehung der Volkswirtschaft I[15], Tübingen 1920; Die Berufe der Stadt Frankfurt a. M. im Mittelalter, Leipzig 1914.

[2]) Volckmann, Erwin, Alte Gewerbe u. Gewerbegassen. Würzburg 1921. Dort gute Hinweise auf die ältere Literatur.

ausgehen, die landwirtschaftlichen Arbeiter, auch wohl Erdarbeiter und Bergarbeiter, die zu uns hinstreben; alles innerlich einfache, tüchtige Menschen, die ihr Herz fast immer — früher oder später — in die Heimat zurückführt;

2. die Opfermutigen, die Bekenner, die Märtyrer, die Haus und Hof und Heimat um ihres Glaubens, ihrer politischen Gesinnung, ihrer sittlichen Selbstbehauptung willen verlassen, Ketzer und Sektierer, sephardische und aschkenasische Juden, Puritaner und Hugenotten, britische Pilgerväter und schwäbische Templer, böhmische Emigranten und salzburgische Exulanten, französische Aristokraten von 1789 und deutsche Demokraten von 1848, verfolgte Sozialisten und verjagte Antifaschisten, immer feste Charaktere (wenn auch nicht immer leicht zu behandelnde und leicht zu ertragende), heldenhafte Menschen aus allen Berufen, Zuwanderer, aus deren Stamm tüchtiger Nachwuchs aufzusprießen pflegt;

3. die Wagemutigen, die Pioniere, die Unternehmungslustigen, die Eroberung und Rodung, Gefahr und Kampf reizt, Abenteurer mit Pflug und Schwert, Kolonisten und Konquistadoren, Bahnbrecher, Mauerbrecher und Schollenbrecher, jeder einzelne zur Tat bereit, aber meist in festen Gruppen, sei es des Stammes und der Heimat, sei es des Berufes und des Zieles zusammen wandernd und sich durchkämpfend: ver sacrum in Italien, Kimbern und Vandalen aus dem Norden, Hunnen und Ungarn aus dem Osten, Schonenfahrer und Ostlandfahrer, Bergleute aus dem Harz und Bauern aus Franken und Schwaben, Pfälzer in Pennsylvanien und Elsässer und Badener im Banat, Städtegründer im 11., 12. und 13. Jahrh. und Großstadtbürger im 19., Kaufmannssiedler in London, Bergen und Reval und Handwerkssiedler in Prag und Ofen, Krakau und Wilna, Masuren im Ruhrgebiet und Oberschlesier rings um den Schlesischen Bahnhof in Berlin; viele von ihnen, für das deutsche Volkstum leider die meisten (mit so rühmlichen Ausnahmen wie die Siebenbürger Sachsen an Alt und Kokel) im Laufe der Geschlechter nicht nur der alten Heimat, sondern auch der Sprache der Väter entfremdet, aber auch als „Rockefeller“ und „Hoover“ eine gute Rasse vom Kolonistenstamm der Roggenfelder und Huber;

4. die Gescheiterten, die Verschollenen und Verlorenen, die in der Heimat unmöglich geworden sind und von der Familie ab-

geschoben werden oder in letzter Stunde selbst entweichen, Leichtfertige und Verbrecher, Schuldenmacher und Defraudanten, Bankrotteure und Deserteure, Strafflüchtlinge und Strafverschickte, Männer oft nicht ohne Talente und berufliches Können, aber fast stets ohne gebändigten Willen und sittliche Kraft, selten ein erfreulicher Zuwachs für das Einwandererland und selten auch im neuen Lande sicheren Aufstiegs in Beruf und Gesellschaft.

Der Genealog kennt sie alle und begegnet ihnen täglich in seinen Quellen: lohnte es sich nicht, unter solchen genealogischen Gesichtspunkten Geschichte der Siedlungen und Stadtgründungen, des Städtewachstums und der Auswanderung nach Amerika, der Binnenkolonisation und der überseeischen Kolonisation zu schreiben? Aber auch zu bescheidnerer Berufs- und Wanderungsforschung bietet die Genealogie unbetretene Arbeitsfelder: wer verfolgt durch systematische Auszählungen den Berufswandel im deutschen Uradel von 1900 bis 1930? Wer zählt die Berufe im gesamten deutschen Adel der Gegenwart und wer die Schicksale seiner amerikanischen Abwanderer und Seitenzweige? Wer verfolgt in den 74 bürgerlichen „Geschlechterbüchern" systematisch zählend Berufswahl und Berufswechsel, Binnenwanderung und Auswanderung, beruflichen Aufstieg und Abstieg? Wer zählt im Berliner Adreßbuch die Berufe der Adligen, der Juden, der Hugenottenenkel, wer die Träger oberschlesischer, masurischer, litauischer Namen in Berlin, Hamburg und dem Ruhrgebiet? Wer zählt die Berufe der Salzburgerenkel in den ostpreußischen Adreßbüchern, wer zählt die Glasmacherenkel Greiner und Heintz in Thüringen, wer die Pfarrerssöhne und Pfarrersenkel auf den Lehrstühlen unserer Hochschulen? Der Rohstoff liegt in Fülle vor uns; er wartet nur auf genealogisch-berufsgeschichtliche Forschung!

Nicht zu vergessen die Fragen, die vom Berufe in die allgemeine Demographie hinüberführen: 74 Bände des „Deutschen Geschlechterbuches" — welche Möglichkeiten, die Fruchtbarkeit der Ehen nicht nur nach Zeitalter und Konfession (darüber wissen wir schon vielerlei), sondern auch nach Berufen und sozialen Schichten festzustellen: Berufsstatistik wie Gesellschaftsstatistik muß zählen, was irgend zu zählen ist, und hier sind genealogische Massentatsachen, die noch kein Ökonom und kein Statistiker gezählt hat! Gewiß gibt es in der genealogischen Literatur schon mehrfach

Beobachtungen, auch statistische Versuche, über Berufe und soziale Gruppen in Stammtafel, Sippschaftstafel und Ahnentafel einzelner Familien und Personen; aber fruchtbar für das Erkennen großer Zusammenhänge wird hier erst die einheitliche Aufbereitung des heute vorliegenden Materials aus Tausenden von Einzelfamilien werden. Auch das Material der deutschen Ahnengemeinschaft harrt solcher Durchforschungen.

Und dann gilt es, die genealogische Wertung der einzelnen Berufe für die Wirtschaftsgeschichte fruchtbar zu machen. Jedem Genealogen sind die Beharrungsberufe, die Aufstiegsberufe und die beruflichen Sammelbecken der Abgesunkenen und Gestürzten geläufig. Beharrungsberufe bietet das kleine städtische Hauseigentum und das mittlere Bauerntum, die Weingärtnerei und die Imkerei, die Försterei und die Fischerei, die Krämerei und Hökerei, bot Jahrhunderte hindurch die alte Grundherrschaft und das alte Handwerk. Das sind die Berufe, in denen die Väter ihre Söhne lehrten: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich", „Schuster, bleib bei deinem Leisten", „Nur nichts Neues auf den Hof" und „Knecht soll Knecht bleiben". Hier betete man um „ein geruhiges und stilles Leben in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit" und schnitt für ferne Urenkel seinen Namen in Türpfosten und Deckenbalken; hier war keine „Obrigkeit, die nicht von Gott" war, und „Ruhe" war und ist hier immer „die erste Bürgerpflicht". Wie anders in den Aufstiegsberufen, in die alle unruhigen Geister hineindrängten und hineindrängen. Aufstiegsberufe witterte der Bauernsohn Jahrhunderte hindurch ganz allgemein in der Stadt, und darum zogen all die Schulz und Müller, all die Meier und Lehmann, deren Namen noch ihre ländliche Herkunft verraten, vom Dorf in die Städte. Viele freilich wurden (und werden) schwer enttäuscht und versanken im städtischen Proletariat, oft für mehrere Generationen. Aber nicht die Enttäuschung der Vielen, sondern die Hoffnung und der Glaube aller entscheiden. Darum war Aufstiegsberuf in allen unruhigen Zeiten trotz Tod und Wunden, trotz Narben und Holzbein der Kriegerberuf, besonders der Kriegsdienst hoch zu Roß, der Reiter- und Ritterdienst; Aufstieg in anderer Form bot den weniger Tapferen, aber Weltklugen fast zu allen Zeiten die Versorgung der kämpfenden Fürsten, Staaten und Heere, Kriegslieferung an Waffen, Nahrung und

Bekleidung, Kriegsschiffbau und Schiffsausrüstung, Kriegsfinanzierung und Rüstungsfinanzierung; dann die Durchführung großer öffentlicher Aufträge, Aufgaben und Lieferungen auch in Friedenszeiten, und die Geldbeschaffung für Fürsten und Staaten überhaupt; schließlich Hoflieferungen und Versorgung des zahlungsfähigen Luxusbedarfes schlechthin — alles Dinge, auf die Sombart[1]) so meisterhaft und fesselnd hingewiesen hat. Je härter die Zeiten für die Gesamtheit sind, um so größer sind in der Regel hier die Aufstiegsmöglichkeiten für einzelne. Napoleons Marschälle, Preußens Kriegslieferanten von 1806—1807, im letzten Menschenalter die kapitalistischen Gewinner an Krieg, Revolution und Inflation sind naheliegende Beispiele; in jedem großen Volkskriege haben die einen „Gold für Eisen" gegeben und die anderen genommen. Daß selbst die Einziehung und Umprägung gefälschter Taler, in Wahrheit versilberter Kupfermünzen, der verrufenen „Ephraimiten" Friedrichs des Großen (mit deren Inflation er den Siebenjährigen Krieg finanzierte), einen einzelnen reich machen konnte, zeigt die Geschichte des Fregeschen Vermögens in Leipzig.[1]) Auch wo der Kapitalismus in eine vorkapitalistische Welt einbricht, gelingt der Aufstieg — freilich nicht allen, die ihn versuchen — oft im Sturme; so noch im letzten Menschenalter vor dem großen Kriege vielfach im überseeischen Handel, auf dem Balkan, in Kolonien — auch allen diesen Vermögensbildungen haftet etwas von Eroberung an. Man wagt, packt an, greift zu —

„Man fragt ums Was und nicht ums Wie,
Ich müßte keine Schiffahrt kennen:
Krieg, Handel und Piraterie,
Dreieinig sind sie, nicht zu trennen." (Faust II 5.)

Aber auch friedliche Zeiten und Räume haben ihre Aufstiegsberufe. Fast immer lagen sie für Gewandte im Hof- und Herrendienst, vom Kammerdiener und Marschall über den Mundkoch und Leibarzt bis zum Kabinettschreiber und Kanzler; sie lagen und liegen an den Zentralstellen des öffentlichen Verwaltungsdienstes und aller sonstigen großen Verwaltungen, von königlichen Kanzleien und Volkskommissariaten, von „Kurie", „Hoher

---

[1]) Siehe Anmerkung 1, S. 202.

Pforte“ und „Staatsministerium“ über großstädtische Rathäuser bis zu den Hauptverwaltungen von Industriekonzernen und Industrieverbänden, von Städtetagen und Gewerkschaftszentralen. Und weiter: Aufstiegsberufe waren und sind alle Berufe, die den Seßhaften irgendein Gut aus der Ferne oder den Ungewandten irgend etwas schwer Erlangbares zu vermitteln wissen: Fremdwaren- und Kostbarkeitenhandel, Münzerei, Anwaltschaft, Seeschiffahrt, Bankgeschäft, manchmal Zeitungsgeschäft und Verlagsbuchhandel; unter manchen Umständen auch der Beruf des Fuhrmanns, des Gastwirts, des Buchdruckers und des Müllers, zu anderen Zeiten der des Schlossers und des Ingenieurs, des Zeitungsfachmanns und des Schriftstellers. Aufstieg fanden nicht selten die Kleinen der Gesellschaft im Berufe des Unteroffiziers oder des Werkmeisters, ihre Söhne dann als Lehrer und Pfarrer, ihre Enkel als Juristen und Friedensoffiziere. Aufstieg gab Domänenverwaltung und Domänenpacht, gibt noch heute oft Gutsverwaltung und Grundstückspacht.

Sammelbecken der Abgesunkenen und Abgestürzten aber war zu allen Zeiten die ungelernte Handlangerarbeit, der Taglöhnerdienst und Lastträgerdienst, das Graben und Karrenschieben, war in der Frühzeit der kapitalistischen Industrie in Deutschland, etwa von 1770—1870, fast überall die Fabrik, wurde für Handwerker und ländliche Zwergbesitzer, für Verarmte und Witwen in der Großstadt die Hausindustrie, ist bei Frauen die Näherei und Hausreinigung, bei Männern die Zigarrenmacherei und die „Gelegenheitsarbeit“; der gescheiterte Leutnant oder Student des 19. Jahrh. wurde „Kaufmann“, das heißt schlecht angelernter Kontenschreiber oder Kundenbesucher und Versicherungsagent, der unbegabte Sohn der Bildungsschicht wurde Gärtner, der ungeratene ging zur See. Es gilt, für die künftige Wirtschaftsgeschichtsschreibung diese tausendfachen Erfahrungen der genealogischen Forschung bereitzustellen und nutzbar zu machen, die genealogischen Rohstoffmassen der Geschlechterbücher und Familiengeschichten auch unter diesen Gesichtspunkten sammelnd und zählend durchzuarbeiten. Eine genealogisch-wirtschaftsgeschichtliche Untersuchung und Kritik der Aufstiegs- und Absturzberufe wird auch von Erziehern und Berufsberatern dankbar und freudig begrüßt werden.

Aber Familiengeschichte ist nicht nur Gesellschaftsgeschichte und Berufsgeschichte, nicht nur Geschichte der Selbstbindung und öffentlichen Bindung in Klasse und Stand und Geschichte der Schulung, Wanderung und Seßhaftwerdung der Persönlichkeiten. Familiengeschichte ist zum dritten auch Vermögensgeschichte, Geschichte des Reichtums und der Armut, des Erarbeitens, Ersparens und Erbeutens und des Verlierens, Vergeudens und Vertuns; Familiengeschichte ist Vermögensgeschichte, wie Vermögensgeschichte Familiengeschichte ist und sein muß. Landesgeschichte ist bis ins 20. Jahrh. Geschichte der Dynastien, Grundherrschaftsgeschichte ist Adelsgeschichte, Dorfgeschichte ist Bauerngeschichte; und umgekehrt: keine Adelsgeschichte ohne Schloß- und Rittergutsgeschichte, keine Geschichte bäuerlicher Familien ohne Hofgeschichte. Die Städte zeigen dasselbe Bild wie das Land: die Geschichte des städtischen Patriziats ist zugleich die Geschichte des städtischen Grundeigentums und Hausbesitzes, die Geschichte der hanseatischen Familien ist zugleich die Geschichte des hanseatischen Handels, die Familiengeschichte von Barmen, Solingen und Remscheid ist die Geschichte der Band- und Litzen- und der Kleineisenindustrie, die Geschichte der Mansfelder Grafen und der Goslarer Ratsherren ist die Geschichte des Harzer Bergbaus, wie umgekehrt die Industriegeschichte vom Niederrhein und von der Saar, von Sachsen und von Schwaben die Geschichte von Hunderten industrieller Familien, die Geschichte Ulms und Augsburgs, Nürnbergs und Leipzigs, Kölns und Frankfurts, Görlitz's und Breslaus im 15., 16. und 17. Jahrh. die Geschichte ihrer großen frühkapitalistischen Kaufmannsfamilien ist. Nicht zu vergessen auf der anderen Seite der Gesellschaft die Armen, die Nichtshäbigen, die Proletarier der Vergangenheit und Gegenwart: Kossäten und Instleute, Markthelfer und Schauerleute, Kutscher und Hofarbeiter, Schiffsknechte und Brauknechte, Bergknappen und Salinenarbeiter auch schon früherer Jahrhunderte, Landarbeiter, ungelernte Fabrikarbeiter und Heimarbeiter unserer Tage zeigen in ihrer Familiengeschichte Bilder von Armut und Not, die Menschenleben und Generationen überdauern, dunkle Kehrseiten jeder gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Ordnung, an die Naive und Oberflächliche beim Glanz der Schauseite nicht denken oder nicht denken wollen. Wieviele Proletarier haben

bis heute in die 74 Bände des deutschen Geschlechterbuches ihre Stammreihe geschickt? Ahnen haben sie ja genau wie Bürger und Edelleute; aber weil Armut ihr Leben umgibt wie die Luft, können sie wenig forschen und nichts veröffentlichen: ihre Familiengeschichte ist Armutsgeschichte, und wenn einmal, vielleicht aus medizinischen Gründen, ein familienfremder Gelehrter die Familiengeschichte echter Proletarier bearbeitet hat, dann bekam er sicherlich nicht nur medizinische Einsichten, sondern auch tiefe Einblicke in die Wirtschaftswelt und Wirtschaftsgeschichte der Armut. In der Handschrift lag mir die Stammtafel einer Proletarierfamilie aus Döbeln in Sachsen vor, die Joh. Hohlfeld durch sieben Generationen zu verfolgen versucht hat: ein erschütterndes Bild zerdrückten Menschentums, mit übermäßig fruchtbaren Ehen, vorehelichen und unehelichen Geburten in jeder Generation, massenhaftem Kindersterben, Lebenskampf in der Unterschicht der Gesellschaft und zuletzt Kirchenaustritten — mit solchen Familiengeschichten der Armut könnte man 500 Bände des „Deutschen Geschlechterbuches" füllen! Man wirft den Genealogen nicht selten vor, sie befaßten sich mit Hunderten von Menschen, die nicht nur längst verblichen und vermodert, sondern auch persönlich ganz farblos und bedeutungslos seien. Und in der Tat, der einzelne Mensch ist, wenn auch als Willensträger und Gedankenschöpfer immer mehr als ein Tropfen im Meer oder ein Sandkorn auf der Düne, doch im Lichte der Ewigkeit, im Fluß seines Geschlechtes und im Wogen seiner Gesellschaft nur ein winziges Teilchen, und Tod und Versinken in Vergessenheit ist jedes Menschen Los. Aber auch der bescheidenste Einzelne, den die genealogische Forschung aufspürt, wird wieder lebendig, wenn er in die Zusammenhänge der Wirtschafts- und der Gesellschaftsgeschichte eingegliedert wird: in der Wirtschaftslage der Familie wurzelt — wenn auch gewiß nicht allein wirtschaftlich erklärbar — die Zahl der Geburten in einer Familie, die Ziffer der Säuglingssterblichkeit, die Berufswahl und das Berufsschicksal, die Versippung mit anderen Familien; hier wurzelt die Verbreitung vieler Krankheiten und die Dauer des Einzellebens, in wirtschaftlichen Zusammenhängen müssen Abwanderung und Auswanderung, Landnahme und Verstädterung, Berufsvererbung und Berufswechsel gesehen werden — so ist es die Verbindung mit Vermögens-

geschichte und Armutsgeschichte, die die vorher toten Namen der Genealogie in Stammtafel, Sippschaftstafel und Ahnentafel belebt.

Überall und zu jeder Zeit, wo der Stammbaum geehrt und gepflegt wurde, bei Israeliten und Juden ferner Jahrtausende, bei homerischen Achaiern und spätrepublikanischen Römern, bei den Bauern Islands und in den Adelsschlössern und Patrizierhäusern des europäischen Abendlandes, überall war der Stammbaum ein Instrument der sozialen und der wirtschaftlichen Selbstbehauptung. Wer seine Väter nachweisen konnte, kämpfte auch um ihr ständisches und wirtschaftliches Erbe; mit dem Stammbaum behaupten sich die Freibauern und der Kleinadel auf dem Boden, die Patrizier im Stadtregimente, der Hochadel in der Landesregierung; die Gelehrtenfamilien sichern sich mit dem Stammbaum die Zuschüsse ihrer oft Jahrhunderte überdauernden Familienstiftungen (das lehren die Stipendien in Schwaben[1]), in Reichsstädten, an Universitäten), und im 17. und 18. Jahrh. spielt ja der Stammbaum auch für die Besetzung der Meisterstellen in den geschlossenen Zünften eine Rolle — immer wieder der Stammbaum als Mittel der wirtschaftlichen Selbstbehauptung!

Trägt die Stammtafel so ein stark sozialkonservatives Gesicht, so hat die Sippschaftstafel ebenso stark individual-fortschrittliche Züge. Versippung mit sozial gehobenen und wirtschaftlich starken Familien war zu allen Zeiten ein Hauptmittel persönlichen Aufstiegs. Wenn die jungen Achaier von allen Inseln um die alternde Penelope freien oder der Hirtenjunge und Haudegen David um die Tochter des Königs Saul, so ist das im Wesen genau dasselbe wie die Heirat des Schneiders und Soldaten Derfflinger mit dem Frl. v. Schapelow aus Gusow oder die Einheirat des Herrn Ziese in die Familie Schichau und 30 Jahre später des Herrn Carlsson in die Familie Ziese. Manchmal bringt der tüchtige, aber arme Schwiegersohn, der von unten herkommt, neue Ideen und neues Blut in eine alte Unternehmung und Unternehmerfamilie; manchmal bringt die reiche Schwiegertochter aus nicht gerade ebenbürtiger Familie neues Vermögen auf das Rittergut und ver-

[1]) Faber, Ferdinand Friedrich, Die württembergischen Familienstiftungen. Reutlingen u. Stuttgart 1843—1858. Register dazu: Stuttgart 1922; Nachtrag Stuttgart 1926.

goldet dem verarmten Adel das Wappen Jeder Selfmademan und jede Emporkömmlingsfamilie sucht Versippung mit alten Geschlechtern (je älter sie sind, um so eher nimmt er auch ihre Armut mit in Kauf), und reiche Erbinnen können zu allen Zeiten vornehm heiraten, auch wenn sie keinen Stammbaum vorweisen und sonst wenig Reize haben, Margarete Maultasch und Johanna die Wahnsinnige, Katharina Medici und Philippine Welser, genau wie heute amerikanische Millionärstöchter, die sich europäische Edelleute ins Brautbett rufen, oder wie das Bergmannskind Johanna Gryzik-Godulla, das den Grafen Schaffgotsch heiratete (1858), und die Töchter der Bankierhäuser Rothschild, Seligmann v. Eichthal, Oppenheim und Mendelssohn.

Friedrich Theodor Richter, der zu Unrecht vergessene vorzügliche Genealog († 1876), hat darauf aufmerksam gemacht[1]), daß fast alle europäischen Fürstenfamilien des 19. Jahrh. von zwei Töchtern des 1735 verstorbenen Herzogs Ludwig Rudolf von Braunschweig-Wolfenbüttel abstammen — kein Wunder für den Wirtschaftshistoriker, der darum weiß, daß Herzog Ludwig Rudolf durch den Bergbau auf Kupfer und Silber in seiner Grafschaft Blankenburg einer der reichsten Fürsten seiner Zeit war. Darum konnte er seine älteste Tochter dem Kaiser Karl VI., eine andere dem Sohne Peters des Großen vermählen, worauf die Arbeit von Kurt Brüning[2]) über den Bergbau im Harz schon mit Recht hingewiesen hat. Man könnte übrigens solche allgemeine Ahnenschaft für den europäischen Hochadel auch dartun für die drei Töchter des geisteskranken Herzogs Wilhelm von Jülich-Cleve-Berg († 1592) und noch einmal im besonderen für seine Enkelinnen, die fünf Töchter seiner ältesten Tochter Anna Eleonora, die ihrerseits 1573 wiederum einen geisteskranken Fürsten heiratete, den Herzog Albrecht Friedrich von Preußen († 1618). Vermutlich war die körperliche und geistige Erbmasse, die diese fürstlichen Frauen weitergaben, nicht unbedenklich (der willensschwache Georg Wilhelm v. Brandenburg und die exzentrische Christina v. Schweden

[1]) Zitiert nach Ottokar Lorenz, Genealogischer Hand- und Schulatlas, 1. Aufl. Berlin 1892, S. 43; die Originalquelle, die von Friedrich Theodor Richter besorgte 3. Auflage der genealogischen Tafeln von Oertel, habe ich leider nicht einsehen können.

[2]) Brüning, Kurt, Der Bergbau im Harze u. im Mansfeldischen. Braunschweig 1926.

gehören zu ihren nächsten Nachkommen), aber sie waren reiche Erbtöchter, und darum konnten sie durchweg regierende Fürsten heiraten und ihr Blut auf alle Throne Europas bringen.

Die Sippschaftstafeln fast aller jungen Familien des Frühkapitalismus und des Hochkapitalismus zeigen uns ähnliche Bilder. Schnell haben sich vor Jahrhunderten die Fugger und die Welser, die Ebner und die Imhof mit dem alten Schwertadel versippt, und daß die Töchter der reichgewordenen Handels- und Industriefamilien Adlige und Offiziere heirateten, war dem hochkapitalistischen 19. Jahrh. eine Selbstverständlichkeit. Eine rein wirtschaftsgeschichtliche Arbeit, Friedrich Lenz' Geschichte des Bankhauses Gebrüder Schickler[1]), bringt dafür ausgezeichnete Beispiele; in der vierten Generation ist kein Schickler mehr bürgerlich verheiratet, und wenn der Mannesstamm der alten Schweizer Pfarrer- und Schulmeisterfamilie, die durch Bankgeschäfte für die preußischen Könige so groß und reich wurde, auch mit dieser vierten Bankgeneration ausstarb — ihr Blut und ihr Wohlstand wurde durch die Töchter in die Familien von Kaphengst und Graf Choiseul, Suchet Herzog von Albufera und Graf Pourtalès weitergetragen. Jeder Blick in die Gothaischen Taschenbücher, auch viele Ahnentafeln der „Edda" zeigen das gleiche: der Briefadel der reichen Emporkömmlinge verschmilzt sich durch seine Töchter rasch mit den alten Adelsfamilien. Auch der wissenschaftlich an sehr vielen Stellen angreifbare „Semigotha" bietet für solche wirtschaftlich begründeten Versippungen wertvolles Material, besonders aus dem Raume des alten Habsburgerreiches. Der individuelle Aufstiegswille des Aufstrebenden erhellt aus seiner Sippschaftstafel ebenso deutlich wie der Wille der alten Familie zur sozialen Behauptung aus ihrem Stammbaum.

Die dritte der großen genealogischen Übersichten aber, die Ahnentafel, wird, je weiter sie sich in den Völkern des Abendlandes verbreitet, um so stärker das Symbol der gesellschaftlichen Auslese und der gesellschaftlich planenden Aufzucht, ja ein Werkzeug sozialen und nationalen Aufbaus werden. Unzweifelhaft hat die Ahnentafel in der Form der adligen „Ahnenprobe" schon vor Jahrhunderten diesen Zwecken gedient, unbestritten verwendet jeder

[1]) Lenz, Friedrich, und Unholtz, Otto, Die Geschichte des Bankhauses Gebrüder Schickler. Berlin 1912.

Züchter von Herdbuchvieh, von Hunden und Pferden sie in ganz ähnlichem Sinne. Unsrer Zeit stehen nach einem Jahrhundert ständischer Auflösung und individualistischer Triumphe für die Millionen deutscher Gegenwartsmenschen nur wenige tausend Ahnentafeln zur Verfügung — einer zugleich genealogischen und wirtschaftsgeschichtlichen Betrachtung bringt aber auch diese kleine Zahl wichtige Erkenntnisse. Zeigt uns der Stammbaum, wie altes Wirtschaftserbe behauptet wird, die Sippschaftstafel, wie junger Wohlstand sich ausbreitet, vielleicht auch sich auflöst, so zeigt uns die Ahnentafel, woher die großen Wirtschaftstalente kommen, und auch, woher sie nicht kommen. Keine Ahnentafel großer deutscher Kapitalisten des 19. Jahrh.[1]) hat bisher zu den großen Frühkapitalisten des 16. Jahrh., ja auch nur zu den Kapitalisten (Händlern, Verlegern und Bankiers) des 18. Jahrh. geführt — Riebeck stammt von einer geschlossenen Schar vermögensloser Bergleute, Siemens von ländlichen Amtmännern und bescheidenen städtischen Bürgern; Bürger, Bauern und Kaufleute mit bescheidenem kleinstädtischem Vermögen sind auch die Vorfahren von Camphausen und von Krupp, während bei Abbe das proletarische Element vor dem kleinbürgerlichen vorwiegt. So wurzelt also der große wirtschaftliche Aufstieg unseres Volkes im letzten Jahrhundert in der Breite und Tiefe unseres Volkstums, wirtschaftliche Not und wirtschaftliche Sorgen der Väter und Großväter haben die wirtschaftlichen Talente der Söhne und Enkel genährt, und wenn auch hohe und höchste Leistungen des geistigen Lebens und des künstlerischen Schaffens immer irgendwie auf Wohlstand — sei es der Schöpfer, sei es der Mäzene — fußen: Heroen der Wirtschaft züchtet man in wirtschaftlichem Wohlstande offenbar nicht! Möchte diese genealogisch-wirtschaftsgeschichtliche Erkenntnis sich auch an dem verarmten Deutschland unserer Kinder bewähren!

Aus der engen Berührung von Genealogie und Wirtschaftsgeschichte an den Quellen und im Gegenstande der Forschung ergeben sich, wie ich schon mehrfach betonte, Möglichkeiten wechselseitiger Befruchtung. Die wirtschaftsgeschichtliche Forschung hat uns in Deutschland durch Schmoller und seine Schüler,

[1]) Ahnentafeln berühmter Deutscher, hrsg. von der Zentralstelle f. D.P. u. F. G. Leipzig seit 1929.

dann durch Sombart, Ehrenberg, Aubin, Strieder und Kuske, durch Dietz und Gerh. Fischer und viele andere die Entstehung großer kapitalistischer Vermögen in Deutschland aufgehellt und dargestellt; das Ausland hat ähnliche Forschungen, wenn auch ein Buch wie das von Myers über die Herkunft der nordamerikanischen Großvermögen an die deutschen Untersuchungen methodisch nicht heranreicht. Aber soviel wir auch über das Werden dieser großen Vermögen wissen, ohne die der Kapitalismus nicht zu denken und nicht zu begreifen ist, ihre weitere Geschichte kennen wir wenig, und nur die Mitarbeit der Genealogie wird uns zeigen können, wo diese Vermögen im Fortgang der Generationen geblieben sind, wie sie verteilt, verzettelt, vielleicht vergeudet, oder wohin sie übertragen, wie sie umgeformt, anderweit angelegt und vielleicht auf neuen Feldern fruchtbar gemacht worden sind. Ein paar Beispiele mögen erläutern, welche Aufgaben hier auf uns warten. Kroker schreibt in seiner Leipziger Handelsgeschichte[1]), daß der Reichtum der Silbergruben des Erzgebirges „über Zwickau wie ein befruchtender Platzregen niedergegangen ist, der sich aber bald wieder verlief." Wir kennen diesen befruchtenden Platzregen heute ziemlich genau; Max Müller hat in einer Arbeit über das Tuchmacherhandwerk und den Tuchhandel in Zwickau[2]) nachgewiesen, daß es vor allem die zu Wollhändlern, Tuchhändlern und Tuchverlegern gewordene Oberschicht der Zwickauer Tuchweber war, auf die der silberne Platzregen vom Schneeberg niederging, die Sangner und Schicker, die Mühlpfort und Römer — aber wie verlief oder zerrann, was sie als Gewerken so rasch auf dem Erzgebirge gewonnen hatten? Ich bin zweien dieser Familien zugleich genealogisch und wirtschaftshistorisch fragend nachgegangen, den Römer und den Mühlpfort[3]), die, im 16. Jahrh. miteinander versippt, beide heute noch lebendig sind. Die Römer haben den neuen Reichtum rasch, noch im 15. Jahrh., in ländlichem Grundeigentum angelegt, wenn sie auch noch Jahrzehnte hindurch daneben in

---

[1]) Kroker, Ernst, Handelsgeschichte der Stadt Leipzig. Leipzig 1925.

[2]) Müller, Max, Das Tuchmacherhandwerk u. der Tuchhandel in Zwickau in Sachsen. Leipziger Dissertation 1929.

[3]) C. v. R., Zur Geschichte der Familie von Römer in Sachsen, in der Vierteljahrsschrift des Vereins Herold, Bd. XVI, Berlin 1888, S. 369ff. Mühlpfordt, Paul, Artikel „Mühlpfordt" im Deutschen Geschlechterbuch Bd. 68, S. 197ff. u. 585ff.

Zwickau kapitalistisch weiterarbeiteten. Auf der Grundlage des ländlichen Herreneigentums ist die Familie im 16. Jahrh. in den Landadel hineingewachsen und hat sich als Gutsherren-, Offiziers- und Beamtenadel in Sachsen bis heute behauptet. Die Mühlpforts aber, unruhige Köpfe, von denen in der Reformationszeit unter vier Brüdern nur einer in Zwickau verblieb, haben sich dem landesfürstlichen Dienste mit Schwert und Feder hingegeben, und während der aus Tuchhandel und Bergsegen ererbte Wohlstand ihnen noch oft ermöglichte, akademische Studien zu betreiben und in gelehrte Berufe zu gehen — sie haben in vier Jahrhunderten weit über 50 Akademiker aufzuweisen —, haben sie nennenswertes Grundeigentum in dem für sie entscheidenden 16. Jahrh. nicht erworben und in den kommenden Jahrhunderten niemals für längere Zeit behaupten können, und nicht wenige Zweige des Geschlechtes, und gerade die heute noch in Sachsen ansässigen, sind ins Kleinbürgertum zurückgeglitten. Ganz ähnliche Ergebnisse zeitigt eine Betrachtung der großen Freiberger Silbergewerken-Familie Alnpeck[1]), die in der 2. Hälfte des 15. und im 16. Jahrh. ihre Heimatstadt durch Ratsherren und Bürgermeister und durch fürstliche Zehnter, Münzmeister und Landeshauptleute beherrschte. Zwei Linien dieser großen frühkapitalistischen Familie erwarben ländliches Grundeigentum, gingen wie die Römer, übrigens ohne Nobilitierung, im kursächsischen Grundadel auf und behaupteten sich als Grundherren und Offiziere bis zu ihrem Aussterben im 18. Jahrh.; eine dritte Linie aber verblieb in Freiberg, und als der „Platzregen" des Bergsegens von Silber und Zinn vorüber war, der städtische Kinderreichtum des 16. Jahrh. aber die Zersplitterung des Erbteils erzwang, da wurde Hans Alnpeck, der 1581 geborene Erbe des großen Namens, 1616 „eines ehrbaren Rates Türknecht", und sein Sohn Hans, der letzte Alnpeck in Freiburg, starb 1672 als Almosenkastendiener.

Das sind Einzelergebnisse auf einem kleinen Arbeitsgebiete — darf man sie als allgemeingültige Erkenntnisse bewußt verbunde-

---

[1]) Hübner, Otto, Stammbaum der Freiberger Patrizierfamilie Alnpeck, in Heft 44 der Mitteilungen des Freiberger Altertumsvereins, Freiberg 1908. Diese Übersicht ist übrigens nicht ohne bedenkliche Lücken u. Fehler (vgl. S. 74 u. S. 80/81 [VIIIc und IXb!) u. ist in vielen mitgeteilten Einzelheiten heute verbesserungsfähig.

ner genealogisch-wirtschaftshistorischer Forschung anerkennen? Gerhard Fischers großes Buch „Aus zwei Jahrhunderten Leipziger Handelsgeschichte (1470—1650)" erlaubt Beobachtungen in gleicher Richtung auch für die großen Leipziger Handelsvermögen und Kaufmannsfamilien. Noch vor Fischers Forschungszeit entstand das Vermögen Kunz Funcks, der 1481 Leipzigs reichster Bürger war; er ist anscheinend vorwiegend durch die fürstliche Münze reich geworden, genau wie in den drei Menschenaltern vor ihm die Freiberger Monhaupts, deren Erbe dann zum Teil durch Heirat an die Alnpecks ging. Kunz Funcks Vermögen ist teilweise mit seinem ältesten Sohne nach Schneeberg hinaufgewandert, wo die Nachkommen noch drei Generationen hindurch als Münzmeister und Fundgrübner im Wohlstand gelebt haben; die letzten Söhne und Töchter tragen das zerteilte Erbe dann in akademische Familien hinein. Durch die Töchter aber fließt Kunz Funcks Wohlstand teils den schon vorher reichen Freiberger Alnpecks zu, teils befruchtet es um 1500 den eben sich hocharbeitenden Thilmann Gunterode, Herzog Albrechts Küchenmeister, der wirtschaftlich weitblickend zugleich Tuchhandel betreibt und in und um Leipzig Grundstücke kauft — durch seinen gleichnamigen Enkel ist dies Kaufmanns- und Münzmeistervermögen dann in hessischem Großgrundeigentum angelegt worden und hat das Fundament geliefert für den Aufstieg und die Behauptung der hessisch-frankfurtischen Herren und Freiherrn von Günderode.

Im 16. Jahrh. ist viel neuer Reichtum in Leipzig entstanden, teils durch den damals aufblühenden Meßhandel, teils durch Beteiligung an erzgebirgischem und mansfeldischem Bergbau. Wo sind diese Vermögen geblieben, soweit nicht Verarmung und Konkurse (die nicht selten waren) sie schon nach wenigen Jahrzehnten wieder auflösten? Auch hier finden wir nicht wenige kapitalistische Familien, die in der zweiten oder spätestens dritten Generation in Grundadel und Amtsadel aufgehen: die Mordeisen und die Walter (später Walter von Waltersweil), die Becker (v. Rosenfeld) und Lorenz (v. Adlersheim), die Cramer (v. Clausbruch) und Winkler (v. Dölitz); Rittergutsbesitz in der Umgegend von Leipzig ist auch sonst nicht selten, und die dritte Generation zieht sich dann meist dorthin zurück. Hier und da ergreift auch ein Kaufmannssohn des 16. Jahrh. einen gelehrten Beruf wie Kaspar Kreuziger,

während die Töchter ihr Erbe anderen Kaufleuten zuführen; selten hält sich ein Mannesstamm durch drei oder gar vier Generationen in kaufmännischer Tätigkeit und kaufmännischem Wohlstand (wie die Volkmar, die Griebe und die v. Ryssel; die letztgenannte Familie ist später auch in den Heeresadel übergegangen). Die Leipziger Kaufmannsfamilien der Reformationszeit, die sich meines Wissens am längsten in der Stadt behauptet haben, waren in ihren späteren Generationen Akademiker und Grundbesitzer in und außerhalb der Stadt. Im Einzelnen aber bedarf das Schicksal der Leipziger Kaufmannsvermögen noch starker genealogisch-wirtschaftshistorischer Durchforschung, wofür die Arbeiten von Alexander Dietz[1]) über Frankfurt a. M. ein rühmliches Vorbild geben können.

Auch im 18. Jahrh. sind übrigens wieder reiche Leipziger Kaufmänner zu Ahnherren grundbesitzender Edelleute geworden. So Peter Homann, an den noch ,,Homanns Hof" in der Leipziger Altstadt erinnert; seine Nachkommen sind unter dem etwas widerspruchsvollen Namen der Grafen ,,von Hohenthal" reich begütert im Freistaat Sachsen. So Johann Martin Hauck, der als Herr auf Silbitz starb und dessen Enkel dem sächsischen Heeresadel angehörten. So auch Christian Gottlob Frege, dessen Nachfahren Joh. Hohlfeld genealogisch bearbeitet hat[2]); sein geadelter Mannesstamm, zuletzt ,,von Frege-Weltzien", ist freilich seit einigen Jahren ausgestorben (dieser Zweig besaß Güter in Sachsen und Mecklenburg), aber Fregesche Urenkelinnen haben nicht nur in den Landadel hineingeheiratet, sondern sind über eine Versippung mit den großindustriellen Freiherren v. Stumm aus dem Saargebiet sogar bis in die fürstliche Familie Hatzfeldt gelangt; kaufmännische Talente in der Nachkommenschaft scheinen übrigens das Vermögen des 1781 verstorbenen Ahnherrn noch in mehreren Generationen wirtschaftlich erfolgreich genutzt zu haben.

Im allgemeinen sind Leipziger Handelsfirmen niemals alt geworden, die Stadt hat keine Kaufmannsgeschlechter, die Jahrhunderte im Handelsberufe überdauert haben. Erst seit dem An-

---

[1]) Dietz, Alexander, Frankfurter Bürgerbuch, Frankfurt a. M. 1897; Stammbuch der Frankfurter Juden, Frankfurt 1907; Frankfurter Handelsgeschichte, 5 Bde., 1911—1925.

[2]) S. Anmerkung 1, S. 202.

fang des 19. Jahrh. scheint der Verlagsbuchhandel, der ja besonders hohe geistige Schulung fordert, länger lebendige und fruchtbare Kaufmannsgeschlechter — freilich eben Geschlechter mit starkem akademischem Einschlage — in Leipzig aufsprießen zu lassen wie die Brockhaus, die Giesecke, die Reclam, die Volkmann. Doch damit habe ich das Zeitalter des Frühkapitalismus verlassen, verführt durch den Genius meiner jetzigen Arbeitsstätte, und muß nun noch einmal zu älteren Zeiten zurückwenden.

Genealogisch-wirtschaftshistorische Forschungen werden an allen Stätten des deutschen Frühkapitalismus lohnen; es ist heute noch nicht genau zu sagen, ob sie überall zu gleichen Ergebnissen kommen werden. In den süddeutschen Handelsplätzen ist die Umwandlung von Kaufmannskapital in Großgrundeigentum anscheinend sehr häufig erfolgt, und zahlreiche süddeutsche Adelsfamilien gehen auf das Patriziat der Städte des deutschen frühkapitalistischen Handels zurück (so die Pfister aus Lindau, die Seutter aus Kempten, die Hörmann aus Kaufbeuren, die Fugger, Herwarth, Langenmantel, Stetten, Welser aus Augsburg, die Behaim, Ebner, Haller, Holzschuher, Imhof, Kreß, Löffelholz, Tetzel, Tucher aus Nürnberg). In Lübeck haben sich einzelne große Kaufmannsfamilien durch mehrere Jahrhunderte gehalten, am längsten wohl die Warendorp. Aber auch hier gibt es stärkstes Auf und Ab in den Familien. Die alten Gründerfamilien sind, wie Rörig[1]) nachgewiesen hat, schon um 1300 verarmt oder untergegangen. Von den Großhändlerfamilien (hier gab es wirkliche Großhändler!), die dann den Rat besetzten und die Kirchen der Stadt mit ihren Denkmälern schmückten, sind die Brömse, v. Dorne, Kerkring, v. Warendorp, v. Wickede im 17. und 18. Jahrh. zu Gutsherren- und Offiziersfamilien geworden, und ihr Adel war damals, auch wo Nobilitierungen fehlten, unbezweifelt. Mit Bremen und Hamburg bin ich nicht vertraut; möglicherweise kommt hier durch Erbtöchter auch die eine oder andere Vermögensübertragung über Jahrhunderte vor. Einer leider ungedruckten Abhandlung von Herrn Karl Schöffer-Leipzig entnehme ich, daß keines der heutigen großen Handelshäuser Hamburgs über 100 Jahre alt ist, nur wenige der heutigen großen Hamburger Vermögen bis ins 18. Jahrh.

[1]) Rörig, Fr., Hansische Beiträge zur deutschen Wirtschaftsgeschichte, Breslau 1928.

zurückzuverfolgen sind — es muß also auch hier der Wohlstand aus der Hansezeit zerronnen oder dem Handel entfremdet worden sein (Nobilitierungen haben die Hamburger nach meinem Gewährsmann niemals sehr geschätzt, dagegen gingen jüngere Kaufmannssöhne oft zur Rechtswissenschaft). Das heutige Hamburg besitzt in neun Bänden des „Deutschen Geschlechterbüches" ungewöhnlich reiches genealogisches Material, das noch der vermögensgeschichtlichen Durcharbeitung harrt.

Besonderes Interesse verdient das Wandern frühkapitalistischer Vermögen, das z. B. von Süddeutschland über Leipzig bis zur Wasserkante und bis nach Breslau und Krakau zu verfolgen ist, das aber eine systematische wissenschaftliche Bearbeitung meines Wissens auch noch nicht gefunden hat. Rörig[1]) hat darauf hingewiesen, daß sich die Namen der großen lübeckischen Kaufmannsfamilien auch in Greifswald, Rostock, Wismar, Elbing, Wisby, Dorpat, Riga und Reval finden, und es ist zu hoffen, daß es seiner musterhaften, zugleich wirtschaftshistorischen und genealogischen, Forschung gelingen wird, diese Zusammenhänge noch weiter aufzuhellen.

In den baltischen Städten kamen die deutschen Kaufleute meist rasch vorwärts; ähnlich wie im Mutterlande suchten sie dann auch hier Großgrundbesitz zu erwerben und gelangten in großer Zahl zur Nobilitierung und völligen Einschmelzung in die Ritterschaften von Kurland, Estland und Livland; ich nenne die Familien Arpshoven, Baer v. Huthorn, Benckendorff, Blankenhagen, Boltho v. Hohenbach, Dehn, Dellinghausen, Grote, Koch v. Mohrenschild, Middendorf, zur Mühlen, Nottbeck, Öttingen, Rennenkampf, Rigemann von Löwenstern, Sivers (Kaufmannsfamilie aus Ystad i. Schweden), Ulrichen, Vegesack und Wistinghausen. Das reiche genealogische Material harrt aber auch hier noch der wirtschaftsgeschichtlichen Durcharbeitung.

In Elbing hat um 1600 englisch-schottisches Kaufmannskapital eine große Rolle gespielt. Einer reizvollen Studie von Herm. Kownatzki[2]) können wir einiges über den Weg ihrer Familienvermögen entnehmen. Ein Erbe der Auchinvole aus Stirling ist als

---

[1]) S. Anmerkung 1, S. 227.

[2]) Kownatzki, Hermann, Elbing als ehemaliger englischer Handelsplatz. Elbing ohne Jahr (Nachkriegszeit).

Gelehrter unter dem eingedeutschten Namen Achenwall zu europäischem Ruhm aufgestiegen (er ist einer der Väter der wiss. Statistik); länger haben die Ramsay sich als Kaufleute behauptet und zugleich im Stadtregiment von Elbing Großes geleistet; heute ist auch ihr letzter Sproß nobilitiert als Offizier des kaiserlichen Deutschland.

Schottische Kaufleute, offenbar eine Auslese tüchtiger Wirtschafter, haben übrigens auch in anderen ostpreußischen Städten im 17. Jahrh. eine bedeutende Rolle gespielt. Meist ist ihr Vermögen in der zweiten und dritten Generation Grundlage für das Theologiestudium ihrer Söhne und Enkel geworden; so stammt die heutige Beamten- und Gelehrtenfamilie Anderson in Ostpreußen von schottischen Kaufleuten in Angerburg, und die Nachkommen des schottischen Kaufmanns William Douglas, der 1711 in Schippenbeil starb, sind über das evangelische Pfarrhaus in Aschersleben zu Kaliindustriellen und schließlich zu preußischen Grafen Douglas geworden. Daß ihr junger Wohlstand sich nun wieder über adlige und Offiziersfamilien verteilt, entspricht der alten Regel.

Den Weg zum Rittergut ist wie in Riga und Reval auch ein guter Teil des alten Danziger Kaufmannsvermögens gegangen. Die Ferber waren schon im 16. Jahrh. reich an Landbesitz, die Giese gingen über ihre Güter in der Kaschubei im polnischen Adel auf, der Wohlstand der Rosenberg vererbte sich, wenn meine Danziger Quelle nicht irrt, auf die Grundherren- und Offiziersfamilie von Rosenberg-Grußczynski, die Uphagen haben heute noch ihr wunderschönes barockes Stammhaus in der Danziger Langgasse, sitzen aber auf westpreußischen Gütern. Ein Jakob Passarge stieg im 17. Jahrh. in Danzig als Kaufmann auf; sein Reichtum zerrann in Danzig schon in den Händen seines Sohnes, aber von dem Freigut Rothenen aus, dessen Erwerb der reiche Kaufmann seinem Bruder Lorenz ermöglichte, ist die Familie Passarge in Ostpreußen in die Schicht der Gelehrten aufgestiegen, wo sie sich bis heute behauptet hat. Das sind bescheidene Andeutungen für die genealogisch-wirtschaftshistorischen Forschungsaufgaben, die in Danzig zu lösen sind — sie sind ebenso verlockend wie die in allen anderen Kaufmannsstädten des Frühkapitalismus.

Für Königsberg ist der Forschung das Feld in reichem Umfange vorbereitet durch alte genealogische Sammler (Hennig, Falk und Bartsch), deren Stammtafeln in Königsberger Archiven ruhen, und durch den Fleiß des 1918 verstorbenen Oberstleutnants Gallandi, der schon 1882 in seiner Arbeit über die Königsberger Stadtgeschlechter[1]) auf das Abwandern der Kaufmannsfamilien und des Kaufmannsreichtums in Adel und Großgrundbesitz hinwies. Die Königsberger Ratsfamilien Boye = von Boyen, Plate = von Plato, v. Weinbeer, v. Krintzen, v. Schimmelpfennig und v. Fahrenheid sind Beispiele für dieses Aufgehen im Landadel.

Doch genug der Einzelheiten, die nur den Weg andeuten sollen, auf dem genealogisch-wirtschaftsgeschichtliche Forschung den Schicksalen der deutschen frühkapitalistischen Kaufmannsvermögen wird nachzugehen haben. Die Nachfahrentafeln der Reichen von 1500 und 1600 werden wohl bestätigen, was die Ahnentafeln der Reichen von 1870 und 1900 andeuteten: es gibt keine wirtschaftsgeschichtlichen und keine familiengeschichtlichen Brücken vom frühkapitalistischen Wohlstand der Reformationszeit zum hochkapitalistischen Reichtum der beiden letzten Menschenalter. Vielleicht bieten die Hansestädte an der Wasserkante hier vereinzelte Ausnahmen — auch das bedarf noch genauer wissenschaftlicher Prüfung —, in den Handelsstädten des Binnenlandes aber scheint die Katastrophe des Dreißigjährigen Krieges fast durchweg den Reichtum der älteren Familien vernichtet zu haben, soweit er nicht schon vor 1620 aus Sicherheitsgründen, aus Mißtrauen gegen das kaufmännische Talent der Erben oder um der Eingliederung in den Adel willen aus den Städten auf das Land abgewandert war.

In dem Jahrhundert, das dem Dreißigjährigen Kriege folgte, ist im größten Teile Deutschlands nennenswertes Neuvermögen nur an den Fürstenhöfen entstanden, teilweise bei den fürstlichen Familien selbst durch die Ausbildung der merkantilistisch-absolutistischen Staatsordnung und Territorialwirtschaft, teilweise aber auch in den Händen fürstlicher Diener, und hier weniger der Generäle und Marschälle, häufiger der hohen bürgerlichen Staats- und Hofbeamten. Wer hat die Geschichte der Begründung des preußi-

---

[1]) S. Anmerkung 1, S. 207.

schen Staates durch den Großen Kurfürsten, den ersten König und Friedrich Wilhelm I. von 1640—1740 bisher je systematisch unter diesem Gesichtspunkte betrachtet?[1]) Die drei preußischen Fürsten des armen Jahrhunderts nach dem furchtbaren Kriege haben ihren Staat und ihren Hof überwiegend mit bürgerlichen Talenten aufgerichtet, mit Amtmanns-, Pfarrers- und Professorensöhnen, mit Juristen, Rechnern und Schreibern, die sich in der Verwaltung bewährten und die dann erstaunlich hochbezahlte Präsidenten-, Minister- und Gesandtenposten bekamen; auch Leibärzte und ein paar Geheime Kammerdiener sind unter diesen „neuen Reichen" des deutschen absolutistischen Jahrhunderts. Die dankbaren Fürsten haben diesen ihren fähigen Dienern und Helfern fast immer zu reichem Grundbesitz und zu Adelsprädikaten verholfen; ich nenne, um in dem eben verlassenen Königsberg wieder zu beginnen, allein aus dieser zweiten Hauptstadt Brandenburg-Preußens zwischen 1660, wo der souverän gewordene Herzog das Recht zur Nobilitierung gewann, und 1740, dem Anfangsjahr Friedrichs des Großen, die Familien Kalau vom Hofe, v. Derschau, v. Marschall, v. Wichert, v. Droste, Lölhöfel v. Löwensprung, v. Negelein und v. Kortzfleisch. Ich nenne aus der Zeit des Großen Kurfürsten sonst die Familien Weiler[2]) und Enckefort (diese beiden Nobilitierten stammen übrigens von Heereslieferanten[3])), Spanheim, Schmettau, Blasspiel, Fuchs, Meinders und Heydekampf, aus der Zeit des ersten Königs die Familien Dankelmann, Ilgen, Bartholdi, Stosch, Kraut und Besser, aus der Zeit Friedrich Wilhelms I. die

---

[1]) Am meisten Stoff für diese Frage bietet das von der Geschichtsschreibung des kaiserlichen Deutschland meist abgelehnte oder totgeschwiegene Buch von Vehse, Eduard, (Illustrierte) Geschichte des preußischen Hofes, neue Ausgabe Stuttgart (1901).

[2]) Über die Familie (v.) Weiler berichtet neuerdings: Faden, Eberhard, Berlin im dreißigjährigen Kriege, Berlin 1927.

[3]) Heereslieferungen begründeten auch den Reichtum der 1653 geadelten Familie (v.) Necker (vgl. P. v. Gebhardt, Familiengesch. Bl. 1930, Sp. 287ff.) und des um Kaiser Rudolf II. hochverdienten Lazarus Henckel von Donnersmarck († 1624), der einen Teil seines Vermögens in den Herrschaften Oderberg und Beuthen anlegte (vgl. Kaltbrunner, Vierteljahrsschrift f. Soz.- u. Wirtsch.-Gesch. 24, 1931, S. 142ff.). Die Reihe ließe sich leicht vermehren; für das Ausland bringt Sombart in „Krieg und Kapitalismus" (München 1913) viele Hinweise. 1807 wurden nicht wenige preußische Heereslieferanten durch ostpreußische Domänen abgefunden (vgl. Dr. Stein in Heft I der „Altpreußischen Forschungen" 1926).

Familien Thulemeyer, Cocceji, Creutz, Katsch, Viebahn, Gotter, Boden und Pollmann (1740 durch Friedrich II. nobilitiert). Fast alle diese Nobilitierten erwarben Großgrundeigentum, ihre Söhne und Enkel aber, wenn der Mannesstamm weiter blühte, dienten wie die Väter dem preußischen König in der Verwaltung oder im Heere. Einige dieser rasch reich gewordenen und geadelten Beamtenfamilien sind auch heute im Landadel und in der preußischen Verwaltung zu finden, wie die Enckefort, die Dankelmann und die Schmettau. Die Töchter aber, nicht selten Erbtöchter, dieses jungen reichen Beamtenadels wurden „gute Partien" auch für die ältesten Familien Kurbrandenburgs und Preußens. Minister Creutz, der Amtmannssohn, hatte seine Erbtochter einem sächsischen Grafen Lynar versprochen, aber damit das schöne Vermögen nicht außer Landes ginge, erzwang Friedrich Wilhelm I. ihre Verheiratung mit einem Herrn v. Hake, den er zum Grafen machte; die erzwungene Ehe blieb freilich kinderlos. Ilgens zwei Erbtöchter heirateten einen Grafen Pückler und einen Baron Knyphausen; in den großartigen Gärten seines Urenkels Fürst Pückler in Branitz und Muskau mag ein Teil seines Vermögens „angelegt" worden sein. Der große Reichtum des Ministers Fuchs kam durch seine Erbtochter an die Familie v. Schmettau. Über das Schicksal des großen Krautschen Vermögens hat Theodor Fontane vielerlei berichtet, als er Schloß Hoppenrade und das Leben der dort nacheinander mit drei Ehemännern residierenden „Krautentochter" schilderte[1]); auch der größte Teil des Krautschen Vermögens ging in alte märkische Landadelsfamilien. Es darf in diesem Zusammenhang auch der Feldmarschall Derfflinger noch einmal genannt werden; zwei von der Marwitz, ein Ziethen und ein Dewitz wurden seine Schwiegersöhne; durch viele Erbteilungen ist bis zu seinem Urenkel v. Bismarck, dem Vater des Fürsten Bismarck, freilich von dem Reichtum des Marschalls nichts mehr gelangt.

Das Jahrhundert des preußischen Absolutismus ist durch das Entstehen großer Beamtenvermögen gekennzeichnet, die ganz ebenso wie die meisten Kaufmannsvermögen des frühkapitalistischen Jahrhunderts rasch aus den Hauptstädten auf das Land

[1]) Fontane, Theodor, Fünf Schlösser, Altes u. Neues aus Mark Brandenburg. Stuttgart (Cotta), jetzt Berlin ohne Jahr (Franke).

hinausgeflossen sind. In diesem Jahrhundert liegen aber auch in Preußen die Anfänge des Berliner Bankkapitalismus, selbstverständlich ebenso die Anfänge des Bankkapitalismus von Wien; in den kleineren deutschen Residenzen blühte im 18. Jahrh. das Hofjudentum.

Es ist nun wiederum bezeichnend, daß die beiden ältesten christlich-deutschen Bankiersfamilien von Berlin, die Splittgerber und die Schütze, schon in der zweiten Generation in den Adel übergegangen sind; daß Splittgerbers Geschäftserben, die Schickler, denselben Weg gingen, berührte ich schon früher. Der erste jüdische Berliner Geldmann dieser Zeit war Joel Liebmann, ein Geldbeschaffer des ersten Königs. Sein Vermögen floß durch seine Töchter teils in die später geadelte Familie Beer, der der Komponist Meyerbeer angehört, teils in die Hand des Bankiers Ephraim, dessen Geldgeschäfte für Friedrich den Großen allgemein bekannt sind. Unter den Erben des Ephraimschen Reichtums[1]) finden wir in späteren Generationen Gelehrte wie den Ägyptologen und Romanschriftsteller Georg Ebers, mehrere Juristen des Namens Eberty (Felix Eberty, Prof. in Breslau; Eduard Gustav Eberty, Stadtrat, Syndikus und Reichstagsabgeordneter in Berlin) und adlige Familien wie die Grafen Limburg-Stirum und Pückler, die Familien v. Köckritz, v. Tschirschky und Bögendorff u. a. Der zweite jüdische Bankier im Berlin Friedrichs des Großen war Daniel Itzig. Sein großes Vermögen ist zum Teil durch einige Töchter in den jungen jüdischen und von dort in den alten christlichen Adel Wiens gewandert, zum Teil blieb es in Berlin und Norddeutschland und kam über den Schwiegersohn Friedländer in den Besitz vieler Gelehrter des 19. Jahrh., des Numismatikers Julius und des Historikers Ernst Friedländer sowie der Gelehrtenfamilien Droysen und Bürkner.[2]) Auch der Mannesstamm der Itzig wurde zur gleichen

[1]) Stern, Moritz, Die Ephraims in der Berliner Liste der im Jahr 1812 angenommenen Familiennamen. — Ders., Die Berliner Familie Ephraim-Ebers und ihre gräflichen Nachfahren. Jüdische Familienforschung, Berlin seit 1924, Heft 1, 4, 2. Vgl. auch Geiger, Ludwig, Geschichte der Juden in Berlin, 1. Band, Berlin 1871.

[2]) Franz Oppenheimer, der Arzt und Nationalökonom, gehört mit seinem Bruder Carl, dem Chemiker, gleichfalls von mütterlicher Seite in die Itzigsche Nachkommenschaft; er kennzeichnet seine Verwandten von der Itzigschen Seite als „nicht nur bedeutende Kaufleute, sondern zahlreich auch Anwälte, Ärzte, Professoren und evangelische Geistliche“ (Oppenheimer, Erlebtes, Erstrebtes, Erreichtes, Berlin 1931, S. 31).

Zeit christlich und unkaufmännisch; Julius Eduard Hitzig ist bekannt als Kriminalist und als Biograph Chamissos; sein Sohn, der Geheime Baurat Hitzig war Präsident der Berliner Akademie der Künste und baute in Berlin die Reichsbank, die Börse und die Technische Hochschule; auch Franz Kugler und Paul Heyse sind Erben Hitzigschen Vermögens.

Kaufmannsvermögen strebt aufs Land oder kommt in späteren Generationen an Künstler oder Akademiker. Auch der Reichtum des großen Kaufmanns Nathusius im Preußen Friedrich Wilhelms III. ist diesen Weg gegangen, und das jüdische Bankkapital aus dieser erst vier Generationen zurückliegenden Zeit bewegte sich in derselben Richtung: nobilitiert, Gutsbesitzer und Offiziere wurden die Magnus, die Oppenheim (jetzt von Oppenfeld) und die Schlesinger (jetzt v. Uckro), während wir unter den Nachkommen des Bankiers Bendix Maler, Gelehrte und einen Admiral finden, den Mannesstamm seit einem Jahrhundert unter dem Namen (v.) Bendemann. Die alten genealogisch-wirtschaftsgeschichtlichen Erfahrungen aus der frühkapitalistischen Zeit bestätigen sich hier nach Jahrhunderten unter völlig neuen politischen und sozialen Verhältnissen, und das ganze letzte Jahrhundert hindurch läßt sich das Gleiche beobachten, ohne Unterschied zwischen deutsch-christlichem und jüdischem Reichtum. Die westdeutschen Bankierfamilien christlichen Stammes Bethmann-Hollweg und Hansemann wurden im 19. Jahrh. zu adligen ostelbischen Großgrundherren, genau wie der oberschlesische Kohlenhändler Friedländer, der Breslauer Bankier Moßner, der Lübbener Löbenstein, der oberschlesische Eisenhändler Caro und die Berliner Bankiers Bleichröder und Mendelssohn-Bartholdy. Selbst Rudolf Mosse und N. Israel standen schon vor dem großen Kriege als Rittergutsbesitzer im Berliner Adreßbuch.

Wenig Vermögen wird als Kaufmannsvermögen alt. Landwirtschaftliches Vermögen hat, wie die Geschichte zum mindesten des letzten Jahrtausends in Westeuropa zeigt, in der alten Form viel längeren Bestand; aber auch Grundherren- und Bauernvermögen ist nicht ewig. Es gibt überhaupt keine Familie ewigen Reichtums, so wenig wie Familien ewigen Adels; Reichtum und Vornehmheit steigen und sinken. Es gibt aber auch kein ewiges Proletariat, und die, die heute unter diesem Schlagwort fechten, sind wirtschafts-

geschichtlich und familiengeschichtlich von sehr verschiedener Herkunft und sehr verschiedenen Aussichten. Unsere Landarbeiterschaft ist bäuerlicher Herkunft, eines Blutes mit dem besitzenden Bauerntum, und alle tüchtigen Landarbeiter arbeiten und kämpfen im Dorfe, bis sie durch Parzellenpacht und Parzellenkauf aufsteigen. In unseren Städten aber sind die gelernten Lohnempfänger der Industrie, die Facharbeiter, ganz überwiegend bäuerlicher und handwerklicher Herkunft, während die ungelernte Arbeiterschaft Sammelbecken der Abgesunkenen und Gescheiterten aus allen Schichten unserer Gesellschaft ist. Hätten wir mehr genealogisch-wirtschaftsgeschichtliche Forschung, so könnten wir Herkunft und Aufstieg der gelernten Arbeiterschaft, dieser Millionenklasse der Gegenwart, durch Tatsachenmassen beweisen. Heute haben wir für ihre Herkunft nur das bescheidene Material der Kleinbürger-, Handwerker- und Bauernfamilien im deutschen Geschlechterbuche und in einigen entsprechenden Familiengeschichten; aber noch hat sich kein Forscher gefunden, der wenigstens diesen Stoff wissenschaftlich aufgearbeitet hätte. Über den Aufstieg einzelner Gelernter wissen wir selbstverständlich vielerlei durch die Biographien erfolgreicher Kaufleute und Industrieller, ganz überwiegend aus jener Generation, die den Übergang vom verkehrsarmen kleingewerblichen zum verkehrsüberfluteten hochkapitalistischen Deutschland vollzog. Aber der rasche Aufstieg Einzelner in dieser bevorzugten Generation ist nicht das Wichtigste, das es zu erforschen gilt; viel wichtiger ist der Aufstieg, der sich auch nach dieser Ausnahmezeit und heute leise und unaufhaltsam in der Gesellschaft des Hochkapitalismus vollzieht. Es gibt freilich, wie die Hochschulstatistik zeigt, nur wenige Industriearbeitersöhne auf unseren Hochschulen; aber Industriearbeiter*enkel* gibt es in der akademischen Welt nicht wenige, und die zu erfassen hat sich noch keine wissenschaftliche Forschung bemüht. Es gibt einige Arbeiten, die den Aufstieg Kruppscher Arbeiterfamilien verfolgen[1]; aber wir brauchen Massenuntersuchungen dieser Art an allen Plätzen, die kapitalistische Fabrikindustrie in dritter und vierter Generation haben. Bei den tüchtigsten „Gelernten" geht

---

[1]) *Ehrenberg* u. *Racine*, Kruppsche Arbeiterfamilien. Jena 1912. — *Spiegelberg*, Kinderreichtum u. sozialer Aufstieg bei Kruppschen Arbeitern, im Archiv f. Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Bd. XVI (1924), S. 267ff.

der Aufstieg auch heute manchmal in einer Generation vor sich, über Partei oder Gewerkschaft, Presse oder Parlament, Genossenschaftsverwaltung oder Krankenkassenverwaltung; bei Zehntausenden rings um uns aber erfolgt er schrittweise, meist über die Aufstiegsberufe der Werkmeister, Schreiber, kaufmännischen Angestellten oder Lehrer. Anders liegen die Aussichten für die Masse der Ungelernten, unter denen sich zweifellos am meisten Erschütterte und Belastete der Gesellschaft befinden; für sie ist schon die Gewinnung einer Arbeiterlehre für ihre Söhne ein nicht ganz leichter Schritt nach oben. In Kriegszeiten haben diese Untersten der Gesellschaft stets ihre höchsten Chancen gehabt; vermutlich bot ihnen im kaiserlichen Deutschland auch das Unteroffizierkorps ein Sprungbrett — untersucht hat aber auch Herkunft und Schicksal der vielen Zehntausende preußischer Unteroffiziere noch niemand. Das aber dürften auch die unsystematisch gewonnenen Erfahrungen des bescheidenen Beobachters erweisen, daß es unten so wenig ewige Armut wie oben ewigen Reichtum gibt. Die genealogisch-wirtschaftsgeschichtliche Forschung wird immer wieder das Auf und Ab in Gesellschaft und Wirtschaft belegen können. Und hier reicht ihre Leistungsmöglichkeit noch hinaus über das Einbringen und Verbreiten wissenschaftlicher Erkenntnisse und Kenntnisse, hier kann sie zum Mittel der Selbsterziehung eines ganzen Volkes werden. Unser aller Ahnengemeinschaft ruht in demselben Boden, an unser aller Erbe schaffen wir auf derselben Scholle; durch Art und Schicksal sind wir alle miteinander verbunden, und was genealogisch-wirtschaftsgeschichtliche Forschung im einzelnen darüber nachweisen kann, das soll die einen bescheiden machen und den anderen Hoffnung geben.

EINE UR-COMMEDIA?

ZU DEM AUFSATZ VON A. BASSERMANN IM 12. JAHRBUCH DER DEUTSCHEN DANTE-GESELLSCHAFT S. 211.

VON F. FRH. v. FALKENHAUSEN.

Wer den Titel wörtlich nimmt, wird enttäuscht. Vor dem Urfaust, auf den er hinzudeuten scheint, und vor ähnlichen Funden, wie sie die Vorliebe unserer Zeit für Skizzen und erste Entwürfe den ausgereiften Werken gegenüber auf den Schild zu heben liebt, hat die Ur-Commedia den Vorzug, daß wir sie nicht besitzen. Sie ist nur eine Annahme. Zugleich ein heftiger Widerspruch gegen die herrschende Ansicht von der Entstehung der göttlichen Komödie. Soviel über Dantes großes Werk gestritten wird, darin sind fast alle Beurteiler einig, daß es etwa im letzten Jahrzehnt seines Lebens, ohne wesentliche Unterbrechung, sozusagen in einem Zuge niedergeschrieben worden sei. Der tiefste Kenner unter den Lebenden meint, daß es auf jeden, der künstlerisches Gefühl hat, diesen Eindruck machen müsse, und gesteht, sich eine andere Entstehungsweise nicht vorstellen zu können, so unbegreiflich das Wunder einer solchen Kraftleistung uns Heutigen erscheine (s. C. Voßler, D. G. K. S. 621ff). Dieser „starren und bequemen Schulmeinung" will der Entdecker der Ur-Commedia den Garaus machen. Aus gewissen, nach seiner Meinung namentlich in den Anfängen unbestreitbaren „Inkohärenzen" folgert er, daß ein Teil des Gedichtes, darunter die ersten Gesänge, vor der Feststellung des endgültigen Planes, „vor der Zeit klarer Reife" entworfen und mit diesen „Unstimmigkeiten", mit Unklarheiten in der Vorstellung der Örtlichkeiten und über die allgemeinen Gesichtspunkte, mit Widersprüchen gegen spätere Angaben, ja mit Anschauungen, denen ein ganz anderes Weltbild zugrunde liege, dem Ganzen eingefügt sein müsse. Er glaubt in dessen Gebäude „ungefüge Quaderblöcke von fremdartiger Kraft und eigenartiger Großheit" zu entdecken, die Dantes „Jugendstil" erkennen lassen

und sich als „nicht mehr ausgeglichene Rudimente" eines „jugendlichen Commedia-Entwurfes" deutlich abheben sollen. Angesichts dieser Funde meint er, daß das Vorliegen einer Ur-Commedia „heute schon als erwiesen gelten könne". Wenn dergleichen wirklich erweislich ist, dann ergeben sich daraus offenbar weittragende Folgerungen nicht allein für die Entstehung der Commedia, sondern für die Art von Dantes Schaffen überhaupt. Das fordert zu scharfer und nüchterner Nachprüfung der beigebrachten Belege heraus.

Der Verfasser geht von der bekannten, durch Boccaccio überlieferten Erzählung aus, nach der eine Handschrift der sieben ersten Gesänge des Inferno sich unter den zu Florenz zurückgelassenen Habseligkeiten des Verbannten gefunden haben soll. Gläubiger als der gemeinhin nicht gerade seiner kritischen Strenge halber geschätzte Meister der Novelle, verteidigt er die Glaubwürdigkeit der von diesem selbst angezweifelten Geschichte mit Wärme, aber nicht eben überzeugend. Den jenem verdächtigen Widerspruch zwischen den Angaben seiner beiden Gewährsleute, deren jeder sich des Fundes gerühmt haben soll, sucht er so zu erklären, daß der zweite der von dem ersten erwähnte Begleiter gewesen sein könne. War das nach Lage der Sache möglich, so wäre Boccaccio wohl selbst auf den allzu naheliegenden Gedanken verfallen. Sein Schweigen läßt darauf schließen, daß ihm seine Kenntnis der beiden Personen diese Annahme verbot. Daß Ciaccos Weissagung von der Vertreibung der Weißen im VII. Gesange unmöglich vor der Erfüllung, also nicht vor Dantes eigener Verbannung verfaßt sein kann, scheint Bassermann anzuerkennen. Er deutet die Möglichkeit an, daß die Stelle bei nachträglicher Änderung eingefügt sei. An diese Möglichkeit hat, was er zu übersehen scheint, Boccaccio tatsächlich selber gedacht — und hat sie, im Hinblick auf Abschriften, die nach der Entdeckung genommen sein sollen und die jene Voraussage bereits enthalten hätten, verneint.

Sei dem, wie ihm wolle: so, wie sie uns überkommen sind, können jene Gesänge keinesfalls vor Dantes Verbannung verfaßt sein. Bassermann meint selber, Boccaccios Fund brauche „nicht den endgültigen Text, sondern könne auch nur dessen ersten Entwurf enthalten haben, der später noch die mannigfachsten Ände-

rungen erfahren haben möge." Mag sein, daß ein solcher Kern von Wahrheit in der schwerlich frei erfundenen Erzählung steckt. Wenn aber die fertige Niederschrift der sieben ersten Gesänge so zu einem ersten „Entwurf und Anlauf zum Inferno" zusammenschrumpft, dann verliert die Geschichte ihre Beweiskraft für das, was sie beweisen soll. Von einer Ur-Commedia kann doch nur die Rede sein, wenn ihre Reste, annähernd wenigstens, in der Urform erhalten sind. Nur dann, wenn von der ursprünglichen Fassung Wesentliches unverändert geblieben ist, besteht überhaupt die Möglichkeit, Teile eines ersten Entwurfes in dem Gefüge des fertigen Werkes zu erkennen und nachzuweisen. Anderenfalls ist alles Rätselraten, ob dieser oder jener Teil des Gedichtes etwa schon vor der endgültigen Ausarbeitung für sich vorweg entworfen sein möge, nichts als ein müßiges Spiel der Phantasie.

Daß Vorentwürfe zur Commedia schon zu Florenz entstanden sind, ist wohl möglich. Nicht allein der bekannte Ausklang der Vita nuova bezeugt, daß ihr Dichter sich schon gegen ihr Ende mit dem Gedanken an sein Lebenswerk getragen habe. Auch die Überlieferung, daß unser Gedicht zunächst in lateinischen Hexametern begonnen worden sei, spricht dafür, daß der endgültigen Fassung Versuche und Skizzen vorangegangen sind. Deshalb kann sie doch, nachdem der Plan zur Reife gediehen war, in einem Zuge vollendet worden sein: daß dies Werk „wie Pallas fertig und ausgewachsen aus dem Haupte des Zeus hervorgehen konnte", hat sich wohl noch niemand eingebildet. Die Frage, und zwar die entscheidende Frage ist nur, was aus den Vorarbeiten, sofern es überhaupt ausgeführte Entwürfe und nicht bloße Planskizzen waren, bei dem Aufbau des Ganzen schließlich geworden ist. Sind sie, wie wir Anhänger der „starren und bequemen Schulmeinung" glauben, entweder ganz verworfen oder derart ausgestaltet worden, daß sie spurlos und ohne Rest in der endgültigen Fassung aufgingen? Oder sind sie ihr in mehr oder weniger ursprünglicher Gestalt einverleibt, so wenig verarbeitet, daß sie sich noch jetzt durch Stil und Eigenart abheben, daß sogar Widersprüche zu Angaben und Auffassungen der späteren Gesänge und zum endgültigen Gesamtplan stehengeblieben sind? Der Entdecker der Ur-Commedia, obgleich er gelegentlich, zur Abwehr von Einwendungen, die Möglichkeit der Überarbeitung offen läßt, zielt mit seiner ganzen Beweisführung

auf die letztere Annahme. Er will ja „später nicht mehr ausgeglichene Rudimente einer Urfassung der Commedia" entdeckt haben, Reste eines später verworfenen Planes, Widersprüche und „Unstimmigkeiten", die sich „nur als Spuren eines früheren, bei der Weiterarbeit modifizierten Entwurfes erklären lassen".

Zu diesen „deutlich spürbaren Rudimenten einer Ur-Commedia" rechnet er in erster Linie den „zusammenhängenden Block" der sieben ersten Höllengesänge, die sich durch erhebliche Unstimmigkeiten in der Topographie der Hölle und in der Behandlung ihrer Insassen, sogar durch ein ganz besonderes Weltbild von den späteren unterscheiden sollen. Auf ihre vorzeitige Abfassung scheinen ihm schon die Eingangsworte des VIII. Gesanges: Io dico seguitando hinzudeuten, die auch Boccaccio als Zeichen für eine Unterbrechung der Arbeit vor dem Beginn dieses Gesanges erwähnt. Die Mehrzahl der Ausleger lehnt diese Worterklärung ab und mit gutem Grunde. Seguitare heißt nicht: nach einer Unterbrechung wiederaufnehmen, sondern schlechthin: fortfahren. Das Wort an sich schließt also den Begriff der Unterbrechung, wenn nicht aus, so doch keineswegs ein. Tatsächlich geht die Erzählung zu Beginn des VIII. Gesanges in geradliniger Fortsetzung der bisherigen, folgerichtig, in gleichem Fluß und Tone weiter. Warum aber, fragt Bassermann, warum dann die absonderliche und scheinbar überflüssige Überleitung: io dico seguitando? Ebensogut — nein, mit besserem Rechte könnte man fragen, warum der XX. Gesang mit der Numerierung begonnen, warum der letzte des Purgatorio mit der Begründung geschlossen wird, daß das Papier vollgeschrieben sei! Beide Wendungen sind sicherlich nicht minder auffallend und aus dem Zusammenhange schwerer zu erklären. Beim Übergange vom VII. zum VIII. Gesange mußte unser Dichter sich sagen, daß hier der Einschnitt recht willkürlich angebracht war. Der neue Abschnitt im Bericht beginnt schon mit dem Abstieg zum fünften Kreise. Inhaltlich gehören die letzten zehn Terzinen des VII. zum VIII. Gesange. Das Bedürfnis, sie mit dessen Anfang wenigstens durch ein verbindendes Wort zu verknüpfen, lag also sehr nahe. Wenn der Verfasser von „Dantes Spuren in Italien" diese in seiner Übersetzung (Anm. zu Inf. VIII v. 1) von ihm selbst verteidigte Erklärung als „mühseligen Notbehelf" abtun will: wie soll man dann seine

eigene Vermutung nennen, der Dichter habe der Freude des Wiederfindens hier ein „bescheiden geheimes Denkmal" setzen wollen? Seltsame Offenherzigkeit, die sich bemüßigt fühlte, den Leser geflissentlich auf eine Unterbrechung der Arbeit hinzuweisen: auf eine Naht, die jeder Künstler nach Kräften zu verdecken sucht!

Tatsächlich ist gar keine Naht vorhanden. Die Unstimmigkeit, die der Verfasser in der Behandlung der Insassen der verschiedenen Höllenkreise zwischen seinem „Block" und den folgenden Gesängen finden will, liegt vielmehr in seinen eigenen Angaben. Zutreffend ist nur das eine, daß von den fünf Florentinern, die Ciacco im VI. Gesange als Insassen tieferer Kreise bezeichnet, später nur vier wirklich auftreten. Aber Dante kann unmöglich allen Verdammten begegnet sein. Er hat überdies, wie ausdrücklich (XII v. 123, XXIX v. 30) angegeben, von den Begegnenden nicht alle bemerkt und die Erkannten nicht alle genannt. Sein Schweigen über den VI v. 80 genannten Arrigo steht also mit Ciaccos Auskunft über ihn nicht im Widerspruch. Allerdings deutet schon die Erwähnung auf die Absicht hin, ihn später gleich den andren leibhaftig erscheinen zu lassen. Wenn diese Absicht aber, gleichviel aus welchem Grunde, beim Fortschreiten der Dichtung fallen gelassen wurde, so darf man das weder Unstimmigkeit schelten, noch gestattet es irgendwelchen Rückschluß auf gesonderte Entstehung der ersten Gesänge.

Die „merkwürdige Zurückhaltung" bei der Nennung von Zeitgenossen und bei Angriffen auf die hohe Geistlichkeit, die unter Berufung auf frühere Beurteiler als kennzeichnend für die sieben ersten Gesänge angeführt wird, ist, wenn man genauer zusieht, anderwärts mindestens in gleichem Maße zu finden. An sich möchte man eine gewisse Zurückhaltung in den ersten Anfängen eher natürlich als merkwürdig nennen. Zumal, wenn diese so wenig Gelegenheit zur Anbringung solcher Hinweise bieten. An den Lauen in der Vorhölle, deren Ruf in der Welt ausgelöscht sein soll, muß der Wanderer auf Geheiß seines Meisters schweigend vorübergehen. Unter den gerechten Heiden und unschuldigen Kindern im Limbus konnte er beim besten Willen keine Bekannten finden. Die Geizhälse im vierten Kreise sind eine unkenntliche, namenlose Herde, und die Trägen auf dem Grunde des Styx — der übrigens erst im VIII. Gesange seine einzelnen Insassen zeigt! — können unmöglich zu

Gesicht kommen. Es ist bezeichnend für die Beweisführung des Verfassers, daß er dies zu einem „Notbehelf" stempeln will, mit dem sich Dante der „Notwendigkeit, Namen zu nennen", habe „entziehen" wollen. Tatsächlich konnte der Dichter die mißmutigen accidiosi, die sein Sündenschema nun einmal den Zornmütigen gegenüberstellt, gar nicht schärfer kennzeichnen als durch die unheimlich eindrucksvolle Schilderung, wie sie unsichtbar, nur an aufsteigenden Blasen kenntlich, im schwarzen Grundschlamm seufzen. Die Behandlung der Geizhälse aber erweist sich deutlich als Seitenstück zu dem berühmten, unnachahmlich wegwerfenden Guarda e passa in der Vorhölle. Es ist der treffendste Ausdruck der abgründigen Verachtung, die Dante bei jeder Gelegenheit ihrem schmutzigen Laster bezeigt: diesem Laster, das die Persönlichkeit auszulöschen scheint, wie es auf Erden ihr ewiges Teil in gemeiner Sorge um vergängliches Gut erstickte. Nur bei völliger Verkennung der dichterischen Idee kann man hier einen Notbehelf, eine Ausflucht wittern. Nicht der Dichter wollte sich in vorsichtiger Zurückhaltung der Nennung von Namen entziehen: die Idee war es, die sie ihm hier wie dort verbot! Wo sie es zuläßt, im zweiten und dritten Kreise, hat er Namen genannt, auch Namen von Zeitgenossen, und nicht weniger, sondern, wenn man den Begriff nicht allzusehr einengt, mehr als in den nach Ende des VII. Gesanges folgenden Kreisen. Es trifft einfach nicht zu, daß von da an oder nur vom Eintritt in die Stadt Dis an die „Benennung zeitgenössischer Sünder in vollem Maße einsetzt". Im VIII. bleibt Filippo Argenti allein, und in den drei folgenden erscheinen nur Cavalcante und Farinata, von dem, wie im Gespräch mit Ciacco die fünf Florentiner, noch Kaiser Friedrich II. und der Kardinal Ubaldini genannt werden. Erst gegen Ende des XII. Gesanges häufen sich die Namen von Zeitgenossen. Die Geistlichkeit vollends wird in den ganzen elf Gesängen vom VIII. bis XVIII., abgesehen von der bloß namentlichen Erwähnung dreier geistlicher Ketzer — außer dem eben genannten Kardinal Bischof Photinus und Papst Anastasius — nur ein einziges Mal, bei den Sodomitern, und hier in Verbindung mit den Gelehrten im allgemeinen angeführt. Vor dem VIII. Gesange dagegen findet sich außer dem Vorwurf der Feigheit, den auch Bassermann auf den — später heiliggesprochenen! — Papst Cölestin V. bezieht, außer der Brandmarkung päpstlicher

Herrschsucht im Bilde der durch den veltro zu erlegenden Wölfin der scharfe Hieb, daß unter den Habgierigen die Kleriker durch ihre Menge auffallen, darunter Päpste und Kardinäle, „deren Habsucht den Gipfel erreicht" (VII v. 48). Wen das „vorsichtigste Zurückhaltung" dünkt, mit dem ist über einen so subjektiven Maßstab schwer zu rechten. Jedenfalls ist in allen folgenden Gesängen bis zu dem berühmten Fluche auf die Simonie im XIX. keine Rüge von ähnlicher Schärfe zu finden. Sofern man überhaupt von Zurückhaltung sprechen kann, erstreckt sie sich darnach auf die größere Hälfte, zum mindesten auf das ganze erste Drittel des Inferno. Von einer Besonderheit der sieben ersten Gesänge in dieser Hinsicht kann keine Rede sein.

Ebensowenig von einem besonderen, dem Plane des Ganzen widersprechenden Weltbilde. Der Verfechter der „Ur-Commedia" meint, Dante habe sich bei dem ersten Entwurfe in die Landschaft jener alten Weltgerichtsbilder hineingeträumt, auf denen das Purgatorium als leibhaftiges, unterirdisches Fegfeuer und das Paradies als himmlische Stadt mit Mauern und Toren dargestellt wird. So habe möglicherweise vor der Erneuerung durch Michelino das bekannte Dantebild im Florentiner Dom ausgesehen, auf dem noch heute der Fegfeuerberg[1]) auf einem Boden mit dem Höllentore steht.

Von dem früheren Zustande des Dombildes wissen wir nichts und haben keinerlei Anhalt für irgendwelche Vermutung. Es steht jedem frei, sich die ursprüngliche Gestalt so vorzustellen, wie es seinen Wünschen entspricht. Es kann sein, daß sie an Stelle des Stadtbildes von Florenz ein solches des himmlischen Paradieses

[1]) Der Schöpfer des Wortes Fegeberg möge mir verzeihen, wenn ich trotz seiner eindringlichen Vermahnung im vorigen Jahrbuche (S. 86) mich nicht entschließen kann, dies sein Lieblingswort „mit Dank zu akzeptieren". Fegen und Fege sind gewiß gutes Deutsch. Aber wenn eine Mühle das Korn, wenn Feuer die Seele rein fegen kann — ein Berg als Besen scheint mir kein ganz glückliches Bild. Auch „Läuterungsberg" ist freilich ein Notbehelf und sollte im Gedichte selbst, auch als Überschrift, ebenso wie Schlegels „Büßungswelt" verpönt sein. Warum bleibt man nicht bei der alten, guten Übertragung „Fegfeuer"? So heißt das Purgatorium nun einmal auf Deutsch, und das durch uralten Volksgebrauch und kirchliche Überlieferung geweihte Wort, wenn es gleich Dantes Vorstellung nicht buchstäblich entspricht, ist immer noch treffender als alle Ausgeburten des Tintenfasses.

zeigte: obwohl dies neben den das Ganze überwölbenden Planetenhimmeln ein Pleonasmus gewesen wäre, obwohl die „merkwürdige Ähnlichkeit“ zwischen den naturgetreu wiedergegebenen Kuppeln und Türmen von Florenz und dem himmlischen Jerusalem auf den alten Weltgerichtsbildern und Miniaturen — z. B. den in Nachbildung beigegebenen — dem unbefangenen Betrachter beim besten Willen unauffindbar bleibt.[1]) Es kann sein, daß der Berg im Hintergrunde ursprünglich keine Büßer, sondern nur Adam und Eva getragen hat: obwohl das winzige Paar sich auf dem hohen Kegel wunderlich vereinsamt ausgenommen haben muß. Es kann sein, daß die Büßer statt dessen vorn in unterirdischem Feuer dargestellt waren: obwohl die „leer und zwecklos daliegende“ — tatsächlich als Scheidewand zwischen Dantes Gestalt und dem Zuge der Lauen unentbehrliche — Felsgruppe im Vordergrunde nicht ohne Störung der ganzen Komposition den Raum für eine noch so eng zusammengepferchte Büßergruppe hergeben konnte. Es kann sein — daß das Bild ursprünglich nicht Dantes, sondern Bassermanns Vision wiedergegeben hat! Aber was würde das beweisen? Wenn wirklich das erste, im Auftrage eines öffentlichen Danteerklärers gemalte Bild weiter als das Michelinos von der Auffassung der Commedia abgewichen und der althergebrachten Vorstellung jener Weltgerichtsbilder nahegekommen wäre, so kann es dabei doch unmöglich der damals noch unentdeckten Ur-Commedia gefolgt sein! In „Dantes Spuren in Italien“ zeigt der Verfasser selbst, wie die Anordnung jener primitiven Malereien sich bis ins Cinquecento hinein auch in Bildwerken wiederfindet, die sich in Einzelheiten an die Commedia halten. Es ist also nicht

[1]) Was in aller Welt hat gar das Bild von 1515 in der Feldkirche bei Valvasone mit dem schon ein halbes Jahrhundert früher durch Erneuerung untergegangenen Florentiner Dombilde zu schaffen, daß die Darstellung des Paradieses als feste Stadt auf jener „stümperhaften“, von Bassermann fern am Fuße der Alpen aufgespürten, nach seiner eigenen Meinung (in „Dantes Spuren in Italien“) von Signorelli beeinflußten Malerei die Annahme einer gleichen Auffassung bei dem von einem Dantekenner angeleiteten Vorgänger Michelinos rechtfertigen soll? Und warum soll die in jener Schrift von ihm selbst ad absurdum geführte Sonderbarkeit, daß dort dem Purgatorium auf dem Berge ein zweites Feuer an die Seite gestellt ist, jetzt „für uns sehr wichtig“ sein? Die Gedankenlosigkeit eines obskuren Malers des Cinquecento gestattet doch keinen Rückschluß auf ähnliche Unklarheit bei dem Schöpfer der divina commedia selbst!

sowohl der „mittelalterliche Geist“, dem diese Vorstellung näher lag, als vielmehr die bildende Kunst, der jene greifbare Enge ungleich bessere Darstellungsmöglichkeiten bot als Dantes weltumfassender Plan. Der alte Gemeinplatz, daß die Malerei anderen Gesetzen folgt als die Dichtkunst, erklärt zwanglos alle Abweichungen. Durch diese „Grenzen der Malerei und Poesie“ ist im besonderen der Dantes Vorstellung widersprechende Platz des Fegfeuerberges auf bildlichen Darstellungen bedingt. Dem bildenden Künstler, der alles auf ein Bild bringen sollte, blieb gar nichts übrig, als daß er den Läuterungsberg von den Antipoden herübernahm und mit der den alten Meistern eigenen Unbedenklichkeit neben den Hölleneingang setzte.

Die Annahme, daß der Berg in Dantes Phantasie den umgekehrten Weg gemacht habe, daß er den dilettoso monte des Vorspiels im Walde „aufgesogen“, richtiger: von ihm, der als Rudiment hier zurückblieb, sich abgespalten habe, dieser Einfall ist, gelinde gesagt, mehr verblüffend als überzeugend. Die Annahme wird lediglich darauf gestützt, daß der glückselige Hügel, der anfangs von Vergil als Ziel der Jenseitsfahrt bezeichnet, später gar nicht mehr erwähnt wird, in den endgültigen Plan nicht passe und nicht befriedigend zu deuten sei. Der Hügel, mit seinem von der Sonne, d. i. von Gottes Gnade beschienenen Gipfel offensichtlich das Gegenstück zu dem Tal der Sünde, an dessen Ende er aufragt, wird ziemlich allgemein und durchaus einleuchtend als die Höhe der Tugend, des Seelenheiles gedeutet, zu der die in ihrem Gewissen geweckte Seele hinanstrebt. Warum diese Erklärung nicht befriedigen könne, ist schlechterdings nicht einzusehen. Sobald man sie annimmt, lösen sich alle Schwierigkeiten. Als Sinnbild des Seelenheils ist der dilettoso monte in der Tat das Ziel der Wanderung, zu der Vergil unseren Dichter einlädt und deren Zweck kein anderer ist, als eine Katharsis, als die Heiligung der in Sünde verstrickten Seele. Gerade weil er das Endziel ist, kann er während der Dauer der Reise keine weitere Rolle spielen. Er hätte erst wieder in die Erscheinung treten können, wenn Dante seine Rückkehr aus dem visionären Paradiese auf unsere Erde hätte schildern wollen, was er uns in seiner Weisheit erläßt. Es ist also nur folgerichtig, wenn die Höhe des Heils vom Antritt der Jenseitsfahrt an nicht mehr erwähnt wird. Sie ist darum eben-

sowenig ein „Rudiment“, ein bedeutungslos gewordenes Überbleibsel eines früheren Entwurfes wie die Verirrung im Walde. Wie diese als Einleitung, so ist der dilettoso monte als Endglied der Kette ein unentbehrlicher Teil des endgültigen Planes.

Andererseits sprechen die angeführten Stellen (Inf. I v. 118f., 134) keineswegs dagegen, daß sowohl der Läuterungsberg auf der jenseitigen Halbkugel als auch das Paradies mit seinen neun Himmeln von Anfang an, schon bei Vergils Aufforderung zur Jenseitsreise so, wie sie später im Purgatorio und Paradiso erscheinen, vor Dantes Augen gestanden habe. Daß er hier noch an ein Fegfeuer im buchstäblich-landläufigen Sinne gedacht habe, ist nicht minder unwahrscheinlich, als daß der Sitz der Seligen zunächst nach der Art jener naiven Abbildungen als himmlisches Jerusalem vorgestellt worden sei. Von einem Fegfeuer im wörtlichen Sinne mußte er sich von vornherein sagen, daß es in seiner Einförmigkeit weder ethische noch dichterische Ausbeute versprach. Den Aufenthalt der Seligen aber sieht schon der Dichter des letzten Sonetts der vita nuova, genau wie der des Paradiso, in dem Empyreum, das sich über den dort schon im 29. Kapitel erwähnten neun kreisenden Himmeln des jedem Gebildeten damals geläufigen Ptolemäischen Weltsystemes wölbt. Auf eben dieses Weltbild, in dem die Gottheit, im Empyreum thronend, in allgegenwärtigem Walten das All bewegt und lenkt, scheint gerade auch in jener Aufforderung Vergils der 127. Vers zu deuten, der mit seinem Folger wie eine Vorahnung der wundervollen Eingangsverse des XI. Fegfeuergesanges klingt. Wenn daneben (v. 128) von der Stadt des Herrn und (v. 134) von der Porta di San Pietro die Rede ist, wenn im 118. Verse die Büßer im Purgatorium schlechthin color che son contenti nel fuoco genannt werden, so beweist der Gebrauch dieser volkstümlichen Bilder mit nichten, daß der Dichter sich dabei den Himmel wirklich als Stadt mit Toren und das Purgatorium als leibhaftiges unterirdisches Feuer vorgestellt habe. Wie schon Blanc an der vom Verfasser selbst angezogenen Stelle hervorhebt, kannten die, denen er jene Worte in den Mund legt, weder den Läuterungsberg noch die Himmelskreise. Ihre Vorstellung der jenseitigen Örtlichkeiten braucht also noch nicht die des Dichters selbst zu sein. Aber selbst Beatrice spricht noch im höchsten Himmel, angesichts der Himmelsrose,

von der città, der Stadt der Seligen (Par. XXX v. 30). Der Gebrauch des landläufigen Bildes läßt also überhaupt keinen Schluß auf eine entsprechende Vorstellung zu: nicht hier, wo die anders gestaltete Wirklichkeit vor Augen steht, und ebensowenig dort am Beginn der Jenseitsfahrt, wo deren Gestalt den Wanderern noch fremd ist.

So wenig wie an jenen Stellen Stadt, Tor und Feuer darf der Fluß, auf dem nach Lucias Wort im II. Gesange (v. 107f.) Dante vor Vergils Sendung vom Tode bedroht wird, anders als bildlich verstanden werden. Bassermann sieht unter Berufung auf Benvenuto von Imola u. a. in dieser fiumana, ove il mar non ha vanto, den — in der Tat nicht in das Meer sich ergießenden — Acheron, und zwar im „konkreten" Sinne: er meint, Dante sei auf der Flucht vor der Wölfin im I. Gesange (v. 60) bis an sein Ufer hinabgedrängt worden. Das scheint ihm zu beweisen, daß in der „Weltgerichtslandschaft", wie sie dem Dichter anfangs vorgeschwebt haben soll, der Lauf des Acheron den finsteren Wald begrenzt habe, in dem er sich zu Beginn seines Gedichtes verirrt sieht. Träfe das zu, dann hätte seine Begegnung mit Vergil, die jene Flucht beendet (I v. 61), am Ufer des Höllenflusses stattgefunden, in der Vorhölle, innerhalb des Höllentores, durch das derselbe Vergil ihn, am Anfange des III. Gesanges, eben in diese Vorhölle einführt. Will Bassermann dem Meister einen so handgreiflichen Widerspruch zwischen den Vorstellungen der Örtlichkeit im II. und III. Höllengesange zutrauen, in zwei sich unmittelbar folgenden Abschnitten, die er doch beide zu seinem „Block", zu den Resten seiner Ur-Commedia rechnet? Eine nicht aufzuwerfende Frage! Wenn wirklich die fiumana den Acheron bedeuten soll und nicht einfach ein Gewässer, so stürmisch wie das Meer, das schon im vorigen Gesange (I v. 22ff.) als Bild für die Gefährdung des Seelenheils dienen mußte: dann kann der Höllenfluß hier ebenfalls nur als Bild für die Gefahr der Verdammnis gemeint sein.[1]) Im finsteren Wald oder an dessen Saum kann ihn jedenfalls der

[1]) Die dem Verfasser als Belag für seine gegenteilige Meinung jetzt „bemerkenswert" erscheinende Miniatur des Florentiner Codex der Malebecchiana, wo Fluß und Tod „als Realität" aufgefaßt sind, hat er selbst in den „Spuren Dantes in Italien" als bezeichnend für die „uns fast humoristisch anmutende . . . Gewissenhaftigkeit" dieses naiven Schilderers, der selbst dreifache Gleichnisse „Zeile um Zeile" illustriert, mit Recht belächelt.

Dichter sich auch beim Entwurf der ersten Gesänge der Hölle unmöglich vorgestellt haben.

Die „Weltgerichtslandschaft", die Bassermann in diesen ersten Gesängen zu sehen glaubt, erweist sich hiernach mehr als sein eigenes denn als Dantes Traumbild. Bei unvoreingenommener Betrachtung bietet keine der von ihm angezogenen Stellen einen Anhalt dafür, daß der Meister sein Weltbild, den mit höchster Folgerichtigkeit in das Ptolemäische Weltsystem eingebauten Plan seiner drei jenseitigen Reiche hier noch nicht klar vor Augen gehabt habe. Dieser Plan entwickelt sich vielmehr von dem Eintritt ins Höllentor bis zum Aufstieg in den höchsten Himmel mit solcher Selbstverständlichkeit, aus so unmittelbarer Anschauung, daß sich die Überzeugung aufdrängt, er müsse schon vor Beginn des Werkes, in seiner Gesamtheit wie in allen Einzelheiten, scharf umrissen im Geiste des Dichters und Denkers festgestanden haben. Daß im ersten Gesange der Weg durchs Jenseits nur in großen Zügen angedeutet wird, verrät eher als Unklarheit den wohlbedachten Plan, die Leser erst nach und nach in die Einzelheiten einzuführen. Unklarheiten und Widersprüche ergeben sich erst, wenn man darauf besteht, Ausdrücke und Wendungen buchstäblich zu nehmen, die nach dem Zusammenhange nur bildlich gemeint sein können, oder wenn wohlbegründete Auslegungen zugunsten fremder, willkürlich in Dantes Werk hineingetragener Vorstellungen abgelehnt werden.

Nicht anders verhält es sich mit den übrigen „Unstimmigkeiten". Keine von ihnen ist so unlösbar, daß sie sich „nur als Spur eines früheren, bei der Weiterarbeit nicht modifizierten Entwurfes erklären läßt". Wo aber die Möglichkeit einer irgend annehmbaren Lösung bleibt, sollte nach alter, guter Regel der Auslegungskunst die Annahme von Flickwerk ausgeschlossen sein. Ist es erlaubt, einem Dante schlechtweg zuzutrauen, daß er den mit Satan-Luzifer verschmolzenen Gott der Unterwelt Dis-Pluto im tiefsten Höllenschlunde als Mittelpunkt des ganzen Inferno darstellen würde, wenn er dieselbe Gestalt, auf Grund eines ersten Entwurfes, schon an den Eingang des vierten Kreises gestellt hätte? Kann eine solche Annahme überhaupt in Frage kommen, solange auch nur die Möglichkeit besteht, daß an beiden Stellen verschiedene Wesen gemeint sind? Tatsächlich entspricht,

wie Bassermann zugeben muß, die italienische Form Pluto, die im letzten Verse des VI. und im zweiten des VII. Höllengesanges gebraucht wird, genau genommen, gar nicht dem lateinischen Pluto, sondern ist nach strenger Regel die Übersetzung des lateinischen Plutus! Schon der Wortlaut deutet also nicht auf Pluto-Dis, sondern auf Plutus, den Gott oder Genius des Reichtums. Daß dieser als Wächter des vierten Kreises, wo der Mißbrauch irdischen Gutes geahndet wird, ganz besonders am Platze ist, liegt auf der Hand. Zum Dämon verzerrt wie Minos und andere mythologische Gestalten, als Verkörperung des Dante vor allem verhaßten Lasters, verdient er den Namen gran nemico ebensowohl wie der Höllenfürst selber, den selbst ein des endgültigen Planes noch unbewußter Vorentwurf kaum als Torwächter eines einzelnen, und zwar eines der oberen Kreise gebrauchen konnte. Auch die Mahnung an Michaels Sieg über den Drachen, d. i. an die Überlegenheit der himmlischen Mächte, ist jedem widerspenstigen Höllengeiste gegenüber angebracht und deutet nicht unmittelbar auf Luzifer. Wäre sie an diesen, den Besiegten, selbst gerichtet so hätte ihr der Dichter wohl eine persönlichere Spitze gegeben (etwa tuo superbo strupo). Wenn die Gestalt des Plutus von dem selbst als Hüter der unterirdischen Schätze verehrten Pluto-Dis abgezweigt ist, so kann diese „Spaltung“, die schon in der bekannten Komödie des Aristophanes erkennbar wird, unmöglich Dante zur Last gelegt und als „Unstimmigkeit“ angekreidet werden. Bassermann selbst spricht in seiner Übersetzung umgekehrt von einer Verschmelzung beider Gestalten. Ein unbefangener Beurteiler wird weder Verschmelzung noch Spaltung erkennen. Dante hat einfach den Dämon des Goldes, den Torhüter im Höllenkreise der Geizigen, nach jenem allegorischen Plutus genannt, von dessen ursprünglicher Verwandtschaft mit dem seinem Luzifer gleichgesetzten Dis er wirklich nichts zu wissen brauchte.

Auch die Unklarheit, die im Bilde der lastenwälzenden Sünder und ihres Zusammenpralls gefunden werden soll, muß auf Rechnung des Betrachters selbst gesetzt werden. Er tritt mit Vorstellungen heran, die in den Worten des Gedichtes keine Stütze finden. Dante sagt gar nichts von Gedränge, sondern malt (s. Bassermann, Hölle, Anm. zu VII v. 25) in dem Bilde der Charybdis, wo sich Well' an Welle bricht, die Wucht des Zu-

sammenstoßes zwischen Geizigen und Verschwendern, den Anprall und das Zurückfluten der beiderseitigen Haufen. Er sagt kein Wort davon, daß „die Front der Zusammenstöße in der ganzen Breite des Kreises zu denken sei und keine Tiefe haben dürfe" — da die Umkehrenden an den neu Herandrängenden vorbeikommen müssen, kann ihre Front gar nicht lückenlos die ganze Breite der Ringterrasse einnehmen. Er sagt auch nichts über das Maß dieser Breite, sondern überläßt es dem Leser, sich den Schauplatz in der Breitenausdehnung vorzustellen, die der Hergang erheischt. Er sagt endlich nichts davon, daß die Sünder auf den ganzen Umfang des Kreises gleichmäßig verteilt seien, sondern nimmt sich offenbar hier wie überall die dem Dichter zukommende Freiheit, sie nach Zahl und Auswahl da zusammenzudrängen, wo er sie vorführen kann und will. Dagegen sagt er nachdrücklich, daß diese Verdammten, die Habgierigen noch zahlloser sind als die Insassen aller anderen Kreise. Wenn daher schon die des Limbus in diesem obersten, an Umfang noch größeren Ringe in „vielen und großen Haufen" und dicht wie die Bäume im Walde (IV v. 29,66) stehen, so ist hier im vierten Kreise vollends keine Gefahr, daß sie sich „allzusehr verteilen und verlieren". Wir können sie uns ohne jede Schwierigkeit vorstellen, wie sie in dichten Haufen, Reihe auf Reihe folgend, gleich brandenden Wogen gegeneinander angehen, und wie beim Zusammenprall und bei der Begegnung der Zurückflutenden mit den Nachrückenden wildes Getümmel entsteht. Weit eher könnte es Wunder nehmen, daß Dante (v. 28—35) die Zusammenstöße an beiden Enden der Halbkreise schildert, deren ungeheuren Umfang ein sterbliches Auge unmöglich übersehen konnte. Auch das zeigt freilich nur, daß irdische Maßstäbe im Jenseits nur bedingte Geltung haben, und darf sowenig Unstimmigkeit gescholten werden. wie etwa der Abstieg zum Mittelpunkt der Erde und der Wiederanstieg zu den Antipoden in je vierundzwanzig Stunden. Die Behauptung, daß „das Bild des Zusammenrennens dieser Widersacher nicht in der später durchgeführten Höllentopographie geschaut sei", ist jedenfalls unhaltbar. Ihr Auf und Ab durch die beiden gegenüberliegenden Halbkreise ist dieser Topographie aufs genaueste angepaßt und in den beschränkten „Felskompartimenten" der alten Weltgerichtsbilder, die es „voraussetzen" soll, gar nicht denkbar.

Die Gestalt der Fortuna kann hier als Fremdkörper nur empfinden, wer ihre Bedeutung nicht erfaßt hat. Fortuna — gleichviel, was Alanus und der Rosenroman von ihr wissen — muß hier bei Dante als Widerpart zu Plutus das Bild ergänzen, das der Verehrer des heiligen Franz, des poverello, sich vom Wesen des irdischen Gutes und von seinem Platze in Gottes Heilsplan macht. Wie jener Dämon den Mißbrauch des eitlen Gutes verkörpert, so zeigt dessen von Gott eingesetzte Verwalterin, die in göttlicher Heiterkeit und Unfehlbarkeit, wie die Intelligenzen ihre Himmelskreise, das irdische Glücksrad dreht, in ihrem Bilde, daß auch dieses Gut dem Willen des Höchsten diene: gerade in seinem scheinbar launischen, oft den Unwürdigen begünstigenden Wechsel, der den Blick von seiner Vergänglichkeit auf das ewige, das einzig wahre Gut lenken muß. Diese tiefsinnige Ausgestaltung der volkstümlichen Vorstellung löst den Widerspruch, den Bassermann zwischen den beiden Stellen des Convivio (II, 5 und IV, 11) findet. Wann und wie Dante über diese Auffassung „später hinausgewachsen" sei, dafür wird sich schwerlich auch nur die leiseste Andeutung finden lassen. Wer Fortuna unter den Engelschören im primum mobile vermißt, übersieht, daß sie ihnen auch im VII. Höllengesange nicht zugerechnet, vielmehr diesen Bewegern der Himmel als eine auf Erden in „ähnlicher" Weise gebietende Macht ausdrücklich gegenübergestellt wird.

Das Urteil, daß die Schilderung der Fortuna im Stil noch auf die Abstraktionen des Anticlaudianus „zurückweise", wird wenig Gläubige finden. Die „Lebenswärme" der wahrhaft lebendigen Gestalten Dantes darf man freilich nicht erwarten. Im Gegensatz zu ihnen, die bei aller Fülle von Symbolik Wesen von Fleisch und Blut sind, ist Fortuna, wie etwa der Greis von Kreta, wie das Traumbild der Sirene im XIX. Gesange des Fegfeuers u. a., reine Allegorie. Mit diesen zeigt sie denn auch stilistisch eine nahe Verwandtschaft. In ihrem geheimnisvollen Reize unterscheidet sich die Göttin, die, unbekümmert um die Flüche der Menschenkinder, in seligem Behagen ihre Kugel rollt, ebensowohl wie jene, ja, schärfer noch als der Greis von Kreta, von dem es der Verfasser (im 10. Jahrbuch S. 211) selbst hervorhebt, von den dürren, papiernen Personifikationen abgezogener Begriffe, mit denen ihre vermeintlichen Vorbilder — und gerade auch der hier wieder angezogene Fiore! — uns langweilen.

Die Gruppe Ugolinos mit Ruggiero ist keineswegs inkorrekt in die Stufenfolge des untersten Höllenkreises eingefügt, sondern wohlbedachtermaßen gerade auf die Grenze zwischen Antenora und Ptolemäa versetzt. Die Beobachtung, daß des Einen Haupt des Anderen Hut sei, weist, wie Bassermann in seiner Übersetzung (Anm. zu Inf. XXXIII v. 13) selbst hervorhebt, besonders darauf hin, daß der Obere, als Vaterlandsverräter, noch jenem höheren, sein Opfer Ruggiero, als Verräter des Freundes, dem tieferen Ringe zugehört. Aus ihrem Zusammenschluß durch die Verkettung ihrer Schuld und ihres Schicksals ergibt sich die doppelte Zäsur — wenn man es so nennen will — von selbst und freilich auch die Ausnahme, daß Ruggiero, der dafür Ugolinos Biß zu leiden hat, nicht die Strafverschärfung der Antenora duldet, sondern nach unten blickt. Deshalb weist diese Paarung aber noch nicht auf die unorganische Einfügung eines früheren Entwurfes hin, sondern erscheint eher als besonders sinnreiche Überleitung von der oberen zur unteren Stufe.

Wer in den Kämpfen der guten und bösen Geister um die Leichen der beiden Grafen von Montefeltro (Inf. XXVII v. 112ff., Purg. V v. 104ff.) wegen der Abweichung von der in Statius' Worten Purg. XXV v. 85ff. aufgestellten Regel einen ungewollten, unausgeglichenen, die vorzeitige Abfassung dieser Stelle verratenden Widerspruch zu jenem Gesetze sehen will, der übersieht, daß eben in dieser Abweichung der tiefere, der eigentliche Sinn der beiden Beispiele liegt. Statius lehrt, daß die Seele unmittelbar nach ihrer Trennung vom Leibe an den ihr im Jenseits bestimmten Ort gelange: an das Ufer des Acheron oder zur Überfahrt nach dem Läuterungsberge (Purg. II v. 100ff.) an die Tibermündung; eben dadurch, ohne vorherige Verkündung, erhalte sie Kunde von dem über sie gefällten Urteil. Symbolisch will das offenbar besagen, daß im Augenblicke des Todes die Entscheidung über Erlösung oder Verwerfung feststeht. Die Besonderheit im Schicksal der beiden Montefeltro ist nun gerade, daß bei ihnen noch im Tode die Wage zu schwanken scheint. Graf Guido schien — nicht umsonst wird dies (Inf. XXVII v. 69 und 84) zweimal betont — durch Buße und Mönchsgelübde bereits gerettet und hatte für seine letzte Sünde besonderen päpstlichen Ablaß; Buonconte kann nichts als ein Tränlein der Reue in Todesnot (Purg. V v. 107) für sich aufweisen. Hier

wie dort steht die Entscheidung über das Seelenheil auf des Messers Schneide. Diese — vor Gott freilich nur scheinbare — Ungewißheit ist es, die der Dichter ebenso sinnreich wie wirkungsvoll in dem volkstümlichen Bilde des Kampfes himmlischer und höllischer Gewalten darstellt. Es ist eine Abweichung von der Regel, aber keine ,,Unstimmigkeit", sondern offensichtlich eine wohlbedachte, bedeutungsvolle Ausnahme.

Wenn in Beatrices Bericht über Erschaffung und Wesen der Engel (Par. XXIX v. 49ff.) unter den Gefallenen die in die Vorhölle gebannten Neutralen nicht besonders genannt werden, so ist das keine ,,Ausschaltung". Begrifflich sind sie, die ebenso wie Luzifer und sein Anhang unter die Erde gebannt wurden, in der Hälfte enthalten, von der es heißt: Turbò il suggetto de' vostri elementi. Sie an dieser Stelle besonders hervorzuheben, war keinerlei Anlaß. Denn diese seltsame Spielart hat in der Commedia ihre Bedeutung lediglich als himmlisches Spiegelbild der Lauen, jener verantwortungsscheuen Jammerseelen, die ohne Schimpf und ohne Lob gelebt. Für die Engels-Hierarchie, die Beatrice dort erklärt, ist sie so belanglos, daß ihre Erwähnung auffallender wäre als das Verschweigen. Wenn übrigens von jenen Lauen besonders hervorgehoben wird (Inf. III v. 46), daß sie nicht auf den Tod hoffen dürfen, so kann damit unmöglich gemeint sein, daß die übrigen Verdammten auf diesen anderen Tod, nach dem sie alle schreien (wenn die ältere Auslegung zu I v. 117 richtig ist), auf die Vernichtung des Ich Aussicht haben. Wer die Worte so auslegt, traut Dante die Unkenntnis der jedem Kinde geläufigen Kirchenlehre von der Ewigkeit der Höllenstrafe zu, die ihm schon vor der ,,Zeit klarer Reife" nicht fremd gewesen sein kann. Sie sollen offenbar zum Ausdruck bringen, daß jene Elenden, wie sie niemals rechtes Leben hatten (v. 64), in ihrer Erniedrigung ohnegleichen (v. 47f.) die völlige Auslöschung des Daseins vor allen anderen herbeisehnen müssen.

Die Schilderung der höllischen Windsbraut und der von ihr umgetriebenen Liebessünder zu Beginn des fünften Gesanges ist anerkanntermaßen ein Meisterstück eindrucksvollster Anschaulichkeit, das Wort ruina nicht dunkler als hundert andere in allen Teilen des Gedichtes. Wenn die von Bassermann in seiner Übersetzung (Anm. zu Inf. V v. 32) angeführten Erklärungsversuche

nicht befriedigen, so erscheint die z. B. von Br. Bianchi angenommene Deutung auf den Felsabsturz, gegen den der Sturm die Schatten schmettert, durchaus einleuchtend. Was die bufera infernal, die sonst niemals ruht, während der Zwiesprach mit Francesca zum Schweigen bringt, bleibt freilich Geheimnis. Ebenso die wunderbare Weise, in der Dante, ohnmächtig vor Schrecken und Mitleid, über den Acheron und vom zweiten zum dritten Kreise gelangt. Aber geheimnisschwer, bei aller Klarheit der Vorstellung, ist unser ganzes Gedicht und will es sein. In seiner Übersetzung (Anm. zu Inf. IV v. 1) erkennt Bassermann selbst das „geheimnisvolle Dunkel“ hier als „Absicht des Dichters“. Ebendort (zu Inf. V v. 96) scheint es ihm auch der ewigen Dauer des Höllensturms „keineswegs zu widersprechen“, daß er einmal den Atem anhält. Warum verrät es jetzt Unstimmigkeit oder Mangel an klarer Reife?

Wenn Bassermann im ganzen Inferno die „volle Reife der Weltauffassung“ vermißt, so mag das, weil für die Frage der Ur-Commedia belanglos, hier auf sich beruhen, zumal Belege nicht gegeben werden. Die Behauptung jedenfalls, daß es „über das Verhältnis von Kaiser und Papst sich noch nicht zur Klarheit durchgerungen hat“, entbehrt der Begründung. Dies Verhältnis wird hier allerdings, im Gegensatz namentlich zum Purgatorio, kaum berührt. Wo aber die Frage anklingt, gleich im ersten Gesange, bei der Weissagung vom Veltro, später im Bilde des Greises von Kreta, kommt bereits die Idee des heiligen Weltreiches völlig dem Gedankengange der Monarchia entsprechend zur Geltung. Hier deuten die beiden Füße, von denen der tönerne das Bild der Menschheit vornehmlich stützt, auf die Ausschaltung der Kaisermacht durch das dazu nicht berufene Papsttum. Dort sehen wir im Bilde der mit anderen Bestien sich gattenden Wölfin eben dies Weltmachtsstreben der mit anderen Fürsten gegen die Kaisermacht zettelnden Kurie gebrandmarkt, sehen, wie von deren Bezwingung, von der Wiederherstellung des Imperiums das Heil Italiens und der Menschheit erwartet wird — wenn wir uns nur nicht auf die schon von Boccaccio belächelte Deutung[1]) des Veltro auf einen Tatarenchan versteifen!

[1]) Bassermann hat zwar diese seine Deutung mit dem auf Davidsohns Einwendungen gemünzten Machtspruch: „die Lösung des Veltro-Rätsels

Mit Recht wird auf den Gegensatz zwischen dem „freien Fluge der Phantasie“ und dem „genau berechneten Strafmechanismus“, zwischen „nachtwandlerischer Divination“ und willensstarker Geistesklarheit hingewiesen. Der Unterschied zwischen Dionysischem und Apollinischem, um mit Nietzsche zu reden, läßt sich vielleicht bei keinem anderen Dichter mit solcher Schärfe nachweisen. Aber vergeblich wird man versuchen, in der Commedia die beiden Wesensarten zeitlich zu scheiden, eine Entwicklung von einer zur anderen festzustellen. Sie verschlingen und durchdringen sich gegenseitig vom Anfang bis zum Ende. Immer wieder überrascht uns mitten im verwegensten Fluge der Phantasie messerscharfe Berechnung und eine Genauigkeit bis zu den kleinsten Nebendingen, die fast pedantisch anmuten könnte, wenn nicht auch das Kleinste sichtbarlich im Dienste der großen Sache stände. Man ist versucht, von einem Rationalismus der Phantastik zu sprechen. Er durchzieht das ganze Gedicht: von der Verirrung im Walde an, wo in die tiefsinnige Symbolik des finsteren Waldes und der drei wilden Tiere die Beobachtung eingeflochten ist, daß nur

---

ist nicht mehr zu suchen; sie ist im wesentlichen durch mich erfolgt“ (12. Jahrb. d. Dante-Ges. S. 83, vgl. S. 71 ff.) ex cathedra für verbindlich erklärt und allen Zweiflern silentium auferlegt. Für mein bescheidnes Teil konnte ich mich diesem, schon im Vorjahre (s. 11. Jahrb. S. 157—182) auf meine Anzweiflung hin ergangenen Schweigegebot um so williger fügen, als meine Gründe (s. dort S. 166 ff.) durch seine Gegenbemerkungen, soweit sie überhaupt sachlich sind, in keiner Weise erschüttert schienen. Auch die Bedenken gegen meinen Gegenvorschlag hatte ich selbst vorweggenommen — wenn man überhaupt die am Schlusse aufgeworfene Frage so nennen will —, nachdem ich auf eine Lösung des Rätsels ausdrücklich verzichtet und mich mit dem Ergebnis beschieden hatte, daß „die Verheißung ganz allgemein . . . die Zuversicht auf die dereinstige Wiederaufrichtung des heiligen Weltreichs bekennt“.

Im letzten Jahrbuche (Nr. 13, S. 39) macht nun aber Davidsohn am Schlusse seiner Entgegnung eine Angabe, die vielleicht doch endlich den Weg zur wirklichen Lösung weist. Wenn Feltro das Vließ der Schafe bedeutet: ist dann die Herkunft tra feltro e feltro nicht einfach eine Anspielung auf die Berufung Davids durch Samuel, der ihn auf Befehl des Herrn von seinen Schafen holen ließ, um ihn zum Könige zu salben? Zur Verheißung des ersehnten Retters würde es trefflich stimmen, wenn es von ihm hieße, daß er, wie sein biblisches Vorbild, der Bezwinger Goliaths, der Stammvater des Heilands, von seinen Herden, von Gott selbst aus dem Dunkel zum Herrscher berufen werden solle.

Mögen die Sprachforscher entscheiden, ob dies nach dem Wortlaut der Sinn des vielgequälten Verses sein kann!

der auf ebenem Wege Wandelnde stets, vom Anfang bis zum Ende des Schrittes, den zum Schreiten erhobenen Fuß höher hält als den aufgesetzten (Inf. I v. 30), bis zur mystischen Himmelsrose, deren Sitzreihen wage- und senkrecht streng symmetrisch abgeteilt und besetzt werden (Par. XXXII).

Wenn aber wirklich die volle Klarheit der Darstellung erst mit der Zeit zur Entwicklung käme; wenn, was schon andere Beurteiler gefunden haben, die ersten Anfänge noch eine leise tastende Unsicherheit spüren ließen; wenn sie gewisse Regelwidrigkeiten und in nebensächlichen Einzelheiten (wie noch zwischen Inf. XX v. 55 und Purg. XXII v. 113 über Mantos Verdammnis) selbst Widersprüche gegen spätere Angaben und Vorstellungen enthielten: was wäre damit bewiesen? Nichts, als daß auch ein Dante nicht unfehlbar ist! Ein gewisses Schwanken bei den ersten Schritten auf unbetretener Bahn erscheint beinahe unvermeidlich. Es wäre selbst dann und gerade dann zu erwarten, wenn die Dichtung in einem Zuge niedergeschrieben wäre. Auf gesonderte Abfassung der Anfänge ließe sich nur dann allenfalls schließen, wenn Unklarheiten, Widersprüche oder sonstige Besonderheiten bis zu einer deutlich erkennbaren Grenze auffallend gehäuft wären, um von dieser Scheidelinie an mit einem Schlage zu verschwinden. Daß davon nicht die Rede sein kann, dürfte diese Prüfung unwiderleglich ergeben haben. Bassermann selbst gibt die Abgrenzung preis, indem er „Unstimmigkeiten", wie wir sahen, auch außerhalb seines „Blocks", jenseits der Grenze des VII. Gesanges, findet. Mit der Hilfsannahme, daß die von Boccaccio erwähnte Handschrift vielleicht noch andere Bruchstücke enthalten habe, erschüttert er selbst den Glauben an die Zuverlässigkeit des ohnehin fragwürdigen Berichtes, seiner einzigen tatsächlichen Stütze, und begibt sich auf das Gebiet der reinen Vermutung.

Nach alledem scheint die „Ur-Commedia" sich in Dunst aufzulösen. Denn Nebelbilder sind endlich jene „ungefügen Quaderblöcke", die dem Verfechter der Ur-Commedia in ihrer „fremdartigen Kraft" die „unvergleichliche Frische des ersten dichterischen Schöpfungsmorgens" zu verraten scheinen und in denen er Dantes „Jugendstil" wiederfinden will. Als solche gelten ihm unter anderen, die er späterer Erforschung vorbehalten will, die Gedichte von Francesca und Ugolino, die Kampfszenen an der

Leiche der beiden Montefeltro und die Episode der Pia. All diese Stücke glaubt er für sich, vorweg, unter dem frischen Eindruck der Erlebnisse, und annähernd gleichzeitig entstanden, worauf ihm auch gewisse Ähnlichkeiten in der Darstellung zu deuten scheinen.

Selbst erlebt hat Dante nur die Schlacht von Campaldino, in der Buonconte von Montefeltro fiel. Wann und wie er von den anderen Ereignissen Kenntnis erhielt, wissen wir nicht. Was Bassermann hierüber sagt, sind reine Vermutungen. Aus der Wiederkehr einzelner Züge, die z. T. typisch dantesk, z. T. durch die Sachlage gegeben sind, auf gleichzeitige Abfassung zu schließen, ist zum mindesten sehr gewagt. Noch gewagter ist es, die einzigartige Gewalt von Francescas und Ugolinos Worten als Zeichen für die Jugendlichkeit ihres Schöpfers oder für die zeitliche Nähe der darin berührten Ereignisse deuten zu wollen. Eher möchte man in diesen unvergleichlichen Versen die volle Reife von Dantes Dichterkraft bewundern, deren Höhepunkt sicherlich dem Ende näher liegt als der Jugend. Und wenn hie und da unter dem frischen Eindruck des Erlebnisses ein dichterischer Wurf gelingen mag: wer von poetischem Schaffen eine Ahnung hat, der weiß, daß mindestens ebenso oft der Keim einer dichterischen Idee nach jahrelangem Ruhen zu voller Blüte aufbricht.

Unzweifelhaft haben sich beide Episoden fast zu selbständigen Dichtungen ausgewachsen. Aber müssen sie deshalb selbständig entstanden sein? Der Vorwurf ist in beiden Fällen wahrlich dazu angetan, einem Dichter den Rahmen, in den er ihn spannen wollte, zu sprengen. Hier ist aber nicht einmal der Rahmen gesprengt. Gerade in der Gestalt und Ausdehnung, zu der die beiden Erzählungen erwachsen sind, füllen sie da, wo sie stehen, als Teile des Ganzen, als Ruhepunkte im Fluß der Darstellung ihre Plätze aus. Man darf sie sich nur verkürzt denken, und es bleibt eine Lücke. Unzweifelhaft heben sich beide Stellen — mit mancher anderen: der Erscheinung Beatrices und der Beschreibung der Himmelsrose, dem Vaterunser und dem Gebet St. Bernhards, der Zwiesprach mit Farinata und Brunetto Latini, mit Manfred und Piccarda, dem Eingang des achten und neunten Gesanges im Purgatorio, des II. und XXV. im Paradiso usw. — als Höhepunkte aus diesen hundert Gesängen heraus. Mit Recht werden sie Edel-

steine genannt. Aber ein Dichter pflegt seine Brillanten nicht auf Vorrat zu schleifen, um die fertigen dann in das Geschmeide seines Werkes einzusetzen. Im Laufe seiner Arbeit, je wie der Gegenstand ihn bewegt und die launische Muse ihm lächelt, bald hier, bald dort schlägt die Flamme der Dichtung höher empor. Solchen begnadeten Stunden während der Entstehung des großen Werkes werden wir auch jene Perlen zu verdanken haben. Die Francesca-Szene kann so, wie wir sie haben, mit Rede und Gegenrede, mit der Anspielung auf den dottore (Inf. V v. 123) schlechterdings nur im Zusammenhange mit dem Ganzen entstanden sein. Wenn wirklich ein früherer Entwurf vorgelegen haben sollte, so muß er vor der Aufnahme zum mindesten völlig umgearbeitet worden sein. Wer da weiß, wie schwer es ist, in dem Flechtwerk der Terzine nachträglich Änderungen anzubringen, ohne das ganze Gewebe aufzutrennen, wird sich schwer vorstellen, wie bei einer solchen Umarbeitung auch nur ein Vers der ursprünglichen Fassung stehen geblieben sein könnte.

Was — abgesehen von der besonderen Kraft und Frische des Ausdrucks und der Darstellung, die, wie gesagt und wie die eben aus Purgatorio und Paradiso angeführten Beispiele bezeugen, kein Merkmal von Dantes Jugend sind, sondern eher langsam, im Lauf der Mannesjahre reiften und ihm bis ans Ende eigen blieben — was sonst in jenen Stücken den „Jugendstil des Commedia-Dichters" verraten soll, darüber läßt sich der Verfasser nicht weiter aus. Er sagt auch nicht, welchem der bekannten Jugendwerke des Meisters sie stilistisch nahestehen sollen. Etwa der Vita nuova? Der Vergleich, z. B. mit der Ugolino-Szene, wäre einigermaßen kühn! Selbst dann, wenn man es nicht für nötig hält, deren Grausen durch die kannibalische Auslegung der Schlußworte noch zu steigern, wenn man sich — nicht aus „Wehleidigkeit", sondern, von Geschmack und Logik ganz abgesehen, aus Achtung vor Dante als Erzähler — zu der „flachen" Deutung der Mehrzahl bekennt und in diesen Worten den Schluß sieht, den die Geschichte gebieterisch verlangt: die Kunde von Ugolinos Ende. Aber auch sonst will kein Vergleich passen. Die wissenschaftlichen Prosawerke scheiden aus, und im Canzoniere sucht man vergeblich nach Ähnlichkeiten . . . Bleibt nur — der Fiore, den ja Bassermann mit gleicher Bestimmtheit für ein Jugendwerk Dantes erklärt und, wie jene Stücke der

Commedia, in der Zeit nach Beatrices Tode entstanden glaubt. Will er mit dieser Reimerei, mit ihrer Pappdeckelallegorie, mit der Schlußapotheose, mit den Herzensergießungen der vecchia den lästerlichen Vergleich wagen?

Scherz beiseite! Dantes Jugendstil ist bekannt. Wer uns zumuten will, ihn in der Commedia wiederzufinden, müßte zum mindesten bestimmte Anklänge an bestimmte Frühwerke nachweisen. Mit der Versicherung, daß er „die Wünschelrute anschlagen fühle“, ist es nicht getan. Nicht jeder, der sich im Besitz eines unfehlbaren Zaubers wähnt, ist wirklich ein Hexenmeister. Wo Bassermann Gegensätze spüren will, hören andere — unter ihnen viele, deren Stimmen ins Gewicht fallen — den allervollkommensten Einklang. An Dantes Dichtung ist von jeher nichts mehr bewundert worden als ihre beispiellose Einheitlichkeit und Geschlossenheit in Gedankengang, Stil und Aufbau. Ohnegleichen ist die Folgerichtigkeit, mit der jede Einzelheit dem mit schwer vorstellbarer Gedankenschärfe entworfenen Plane des Ganzen gedanklich wie dichterisch eingeordnet ist. Immer von neuem staunt der Leser über die bis ins kleinste abgewogene Symmetrie aller Teile in der kunstreichen Architektonik dieses Planes. Die Einheitlichkeit des Stiles aber hat vielleicht nur noch in der Strenge alter Kirchenmusik ihresgleichen. Selbstverständlich unterscheiden sich die drei Teile und innerhalb dieser Teile die einzelnen Abschnitte je nach der Eigenart des Gegenstandes auch im Vortrage. Es wechselt die Tonart, das Tempo, die Stimmführung, Takt und Rhythmus. Der Stil als solcher bleibt der gleiche vom ersten Verse des Inferno bis zum letzten des Paradiso. Wer den Ton der Commedia kennt und ein Ohr dafür hat — man mache die Probe! —, wird aus jedem beliebigen Zitat mit Sicherheit heraushören, ob es ihr entnommen ist oder nicht. Wenn man von irgendeinem Werke der Weltliteratur sagen darf, daß es aus einem Gusse sei, so ist es Dantes göttliche Komödie.

Um in einem solchen Blocke — hier paßt das Bild! — „Verzahnungen und Fugen“ aufzuspüren, müßte einer wahrlich die Zauberrute des Märchens besitzen. Ebensogut könnte er in einem ehernen Bilde die Gußstücke aussondern, die in den Schmelztiegel geworfen wurden. Wer sich solche Künste zutraut, dem ist freilich unverwehrt, das Phantasiegebäude einer Ur-Commedia aufzu-

führen, um es der ,,starren und bequemen Schulmeinung" von der einheitlichen Entstehung unseres Gedichtes entgegenzusetzen. Nur sollte er sich nicht der Selbsttäuschung hingeben, daß sein Wunschbild als erwiesen gelten könne. Was ist von dem Beweise bei dieser Untersuchung übrig geblieben? Die Geschichte von der Auffindung der sieben ersten Gesänge bleibt fragwürdig; deren Eigenart erweist sich als Täuschung. Ihr ,,Block" ist ein Kartenhaus, ihr besonderes, von dem späteren abweichendes Weltbild eine Fata morgana. Von den ,,Inkohärenzen", den ,,Unstimmigkeiten" beruht ein nicht geringer Teil auf Mißverständnissen und vorgefaßten Meinungen; was bleibt, sind Auslegungsschwierigkeiten, für die sich bei näherem Zusehen durchaus annehmbare Lösungen finden lassen, nicht schwerer sicherlich als für hundert andere dunkle Stellen, wie sie in keinem Gesange der göttlichen Komödie fehlen. Die ,,ungefügen Quaderblöcke von fremdartiger Kraft" erscheinen einem unbefangenen Auge als organisch gewachsene Glieder des Ganzen, und statt eines ,,Jugendstiles" hört ein unvoreingenommenes Ohr nur den einen, einheitlichen, keinem anderen vergleichbaren Stil der divina commedia.

Mit einem Worte: die Feststellungen, auf die gestützt Bassermann seine Ur-Commedia für erwiesen erklärt, lösen sich in eine Kette reiner Vermutungen auf. Und diese Vermutungen sind im einzelnen nicht nur willkürlich, nicht nur unwahrscheinlich, sondern schlechthin unglaubhaft. Nicht als ob die Möglichkeit geleugnet werden sollte, daß einzelne Teile der Commedia, seien es die hier angeführten, seien es andere, vor der Ausarbeitung des Ganzen schon einmal angelegt, entworfen, ausgeführt worden sind. Wer Ratespiele liebt, mag sich mit dem Ausdenken solcher Möglichkeiten vergnügen, die sich sachlich weder begründen noch widerlegen lassen. Schlechterdings unannehmbar, weil dem Augenschein zuwider und mit Dantes eigenstem Wesen unvereinbar, ist die Unterstellung, daß solche Vorentwürfe ohne genaueste, die Aussonderung von vornherein ausschließende Anpassung, Eingliederung und Verschmelzung der endgültigen Fassung einverleibt sein könnten. Wer Ohren hat, zu hören, kann nur lächeln über die Zumutung, in dem wundervoll einheitlichen Fugensatz von Dantes Dichtung ein Potpourri verschiedenartiger Entwürfe verschiedenen Stiles zu erkennen. Und wer seines Geistes einen

Hauch verspürt hat, wird dem strengen Meister alles andere eher zutrauen, als daß er seinem Lebenswerke unbedenklich, ohne auch nur handgreifliche, grundsätzliche Widersprüche auszumerzen, Bruchstücke früherer Arbeit eingefügt haben sollte, denen ein anderer Plan, ein ganz verschiedenes Weltbild zugrunde lag. Bassermann verwahrt sich gegen den Ausdruck Flickwerk. Das Zusammenleimen fremdartiger, unstimmiger, inkohärenter Teile, wie er sie nachweisen will, wäre schlimmer als Flickarbeit. Es steht zu hoffen, daß der als Übersetzer der Commedia und als Danteforscher von umfassendem Wissen geschätzte Verfasser sich auch gegen diese Einschätzung unseres Meisters verwahren — und damit seine Ur-Commedia preisgeben wird.

LITERATURBERICHT.

FRÜHGERMANENTUM II.

4.

Viel umstritten ist in den letzten Jahren die Frage nach der Entstehung der Runenschrift, nach der Anordnung des Runenfuthark, dem ursprünglichen Sinn der Runennamen und nach der religiös-magischen Bedeutung der Runeninschriften.

Noch vor einem Jahrzehnt war die von Sophus Bugge angeregte, von Otto von Friesen[1]) begründete und ausgebaute Theorie Allgemeingut, die die Entstehung der Runen in das gotische Reich im Schwarzmeergebiet und ins 3. Jahrh. n. Chr. verlegt und sie auf Zeichen der griechischen Kursive, ergänzt durch einige lateinische, zurückführt. Ein gotischer Söldner oder Arbeiter in einer römischen Kolonialstadt im Donaugebiet, der mit seinem Stamm noch in enger Verbindung steht, ist der Vater dieser Schrift. Von den Goten am Schwarzen Meer hat sie den Handelsweg an die Küste der Ostsee und nach Skandinavien und Deutschland eingeschlagen.

Diese Annahme einer gotischen Heimat der Runen paßte ausgezeichnet zu der vor allem durch die kunstgeschichtlichen Arbeiten Bernhard Salins verbreiteten Anschauung, die in dem Gotenreich am Schwarzen Meer einen Höhepunkt und Quell germanischer Kultur sah. Zweifellos ist dieses zeitweise mächtige Gotenreich wichtig für die Entwicklung der Kultur der Völkerwanderungszeit. Aber man betont heute wieder stärker die Bedeutung der westgermanischen Stämme als Vermittler antiken Kulturgutes.

Chronologische Schwierigkeiten entstehen der gotischen Runentheorie daraus, daß das Runenalphabet spätestens in der 2. Hälfte des 3. Jahrh. n. Chr. in Skandinavien in Gebrauch ist, bei den Schwarzmeergoten aber nicht gut vor der Mitte desselben Jahrhunderts entstanden sein kann, da es erst dann zu engerer Berührung der Goten mit der antiken Kultur kommt. So rasch

---

[1]) Runenschrift = Reallexikon der germanischen Altertumskunde, hrsg. von Johannes Hoops, 4. Bd., Straßburg 1918/19, 5—51. — Runorna i Sverige. En kortfattad översikt. Uppsala[3] 1928: Lindblad = Föreningen Urds skrifter 4.

breitet sich keine Schrift aus. Wenig wahrscheinlich ist es, daß ein Arbeiter oder Krieger der Erfinder dieser Schrift gewesen sein soll. Das Beispiel eines Wulfila wie eines Kyrill zeigt als Schriftschöpfer Männer von hoher Bildung. Auch lassen sich um 200 n. Chr. noch keine Goten in römischen Diensten nachweisen. Daß die kursive Alltagsschrift das Vorbild für die rein epigraphische Runenschrift abgegeben haben soll, will nicht einleuchten. Von Friesens Annahme, daß der Erfinder der Runen nur die Kursivschriften, dagegen nicht die epigraphischen und unzialen Buchstabenformen gekannt haben soll, wird auch durch seine neuesten Ausführungen nicht ganz glaubhaft. Eine epigraphische Schrift wie die Runen muß entsprechende Zeichen zur Vorlage gehabt haben. Schwerer als alle diese Einwände wiegt die Tatsache, daß sich bei der Ableitung der einzelnen Runen von ihren angeblichen antiken Vorbildern Schwierigkeiten auf formalem und lautlichem Gebiet ergeben. Trotzdem hält Otto von Friesen an seiner Theorie fest.[1])

Schon 1923 wandte sich Holger Pedersen in einer alphabetgeschichtlichen Untersuchung[2]) gegen von Friesen. Die überraschenden Übereinstimmungen zwischen den Runen und den nordetruskischen Alphabeten, auf die er hinweist, sind nach ihm Zufälligkeiten, nicht Zeugnisse einer Verwandtschaft. Auch mit dem irischen Ogamalphabet besteht kein unmittelbarer Zusammenhang. Von Friesens griechische Theorie lehnt Pedersen ab. Einzig möglich ist die vorbehaltlose Rückkehr zu Ludwig Wimmers Lehre, daß die Runenschrift auf dem lateinischen Alphabet der Kaiserzeit beruht. Für einzelne Zeichen gibt Pedersen neue Ableitungen, trotzdem bleiben verschiedene Unwahrscheinlichkeiten. Er datiert die Entstehung der Runen in die Zeit um Christi Geburt. Vermittler sind die Gallier am Rhein, Entstehungsort ist also der germanische Südwesten.

Während Pedersen im wesentlichen zu der vor über 50 Jahren von Wimmer aufgestellten Lehre zurückkehrt, stellte einige Jahre später Carl J. S. Marstrander eine aufsehenerregende neue Theorie auf.[3]) Auch er lehnt von Friesens Herleitung ab und sucht wie Wimmer und Pedersen die Heimat der Runen in den germanisch-keltisch-römischen Grenzgebieten an Rhein und Donau. Er knüpft an die von Pedersen betonte Ähnlichkeit der nordetruskischen Alphabete mit dem Runenfuthark an: die latinisierten nord-

---

[1]) De senast framställda meningarna i frågan om runornas härkomst = Arkiv för Nordisk Filologi 47 (1931), 80—133.

[2]) Runernes oprindelse = Aarbøger for nordisk Oldkyndighed og Historie, 3. Række, 13. Bind (1923), 37—82. — L'origine des runes = Mémoire de la société royale des antiquités du Nord, 1920—1925, 88 ff.

[3]) Om runene og runenavnenes oprindelse = Norsk Tidsskrift for Sprogvidenskap, Oslo 1928: Aschehoug & Co., 1, 85—188.

etruskischen Alphabete des Alpengebiets sind die Vorbilder und nächsten Verwandten der Runen. Doch auch Marstrander vermag nicht für alle Runen ungezwungen Vorbilder in den norditalischen Alphabeten zu finden. Vermittler der Schrift zu den Germanen sind die Kelten, denn die Runenzeichen weisen deutliche Spuren davon auf, daß die nordetruskischen Zeichen durch ein fremdes phonetisches System, das keltische, zu den Germanen gedrungen sind. Auf keltisches Vorbild geht auch die eigenartige Anordnung und Benennung der germanischen Schriftzeichen zurück. Wie das irische Ogam beruht das Futhark auf einem gallischen Alphabet. Während die Namen der Ogamzeichen Baum- und Pflanzennamen sind, tragen die Runen durchweg mythologische Namen, darunter, von den Germanen entlehnt, die der ägyptischen Gottheiten Isis und Horos und einer gallischen Perta. Diese Ausführungen über die Runennamen sind der schwächste Teil von Marstranders Untersuchungen.

Ort der Entstehung der Runen ist das Reich der Markomannen und Quaden unter Marobodvus, Zeit das Ende des letzten vorchristlichen Jahrhunderts. Die im Vergleich mit der großen Zahl skandinavischer Runendenkmäler auffallend geringe Menge von Funden auf deutschem Volksboden erklärt Marstrander daraus, daß die deutschen Runeninschriften in vergängliche Stoffe geritzt worden wären. Doch bleibt dieses Fehlen deutscher Denkmäler ein Bedenken allen Lokalisierungen der Runenwiege im Westen gegenüber.

Zu wesentlich den gleichen Ergebnissen gelangt selbständig Magnus Hammarström.[1]) Keines der überlieferten norditalischen Alphabete ist die Vorlage der Runen; am nächsten kommen ihnen die vom Lateinischen beeinflußten Alphabete von Sondrio und Lugano. Das Vorbild der Runen muß noch stärker latinisiert gewesen sein. Die Runenschrift kommt über die Zentralalpen zu den Germanen. Möglich ist auch Entstehung der Runen an der Ostseeküste, von wo aus sie sich durch die Goten nach Südosten verbreiten.

Das Runenfuthark läßt sich unmittelbar aus den norditalischen Alphabeten ableiten, doch ist keltische Vermittlung wahrscheinlicher. Das Alter der Runen ist bis ins 2. Jahrh. v. Chr. hinaufzusetzen. In der Ableitung der einzelnen Zeichen von den norditalischen Alphabeten weicht Hammarström mehrfach von Marstrander ab, vermag jedoch ebensowenig wie dieser alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu schaffen.

Einen zwischen den Theorien von Bugge-von Friesen und Mar-

[1]) Om runskriftens härkomst = Studier i nordisk filologi 20, 1. Helsingfors 1930.

strander vermittelnden Standpunkt nahm anfangs Sigurd Agrell ein.[1]) Er unterschied zwei Stufen der Entstehungsgeschichte des Runenfuthark: bei den Markomannen in Böhmen hat man nach der lateinischen Kapitale zu praktischem Gebrauch ein Alphabet von 19 Buchstaben gebildet. Ende des 2. Jahrh. n. Chr. wurden im römischen Heer dienende Germanen mit der griechischen Buchstabenmagie bekannt, die vor allem von den Anhängern der unter den Soldaten verbreiteten Mithrasreligion gepflegt wurde, und vervollständigten die ältere Runenreihe durch einige kursive griechische Zeichen bis auf 24.

Die Erforschung dieser nun auch in der Runenschrift anwendbaren Buchstaben- und Zahlenmagie macht Agrell sich zur besonderen Aufgabe. Um die magische Verwendung der Runenzeichen geheimzuhalten, hat man das 24. Zeichen, die Reichtumsrune f, an den Anfang gestellt (futhark). Will man die wahren magischen Zahlenwerte der Runen haben, muß man mit dem u beginnen (uthark-Theorie). Jede Rune ist einem göttlichen oder dämonischen Wesen zugeordnet, was Name wie Zahlenwert zeigen; bei der Deutung ist von dem Mithraismus auszugehen, da dieser die Anregung gegeben hat. So weit wie möglich haben die Germanen die mithraistischen Vorstellungen in ihre heimische Religion verarbeitet.

Die immer stärkere und einseitigere Herausarbeitung des magischen Gesichtspunktes hat Sigurd Agrell zu einer neuen Auffassung des Entstehungsproblems der Runen geführt.[2]) Er steht jetzt fast ganz auf dem Boden von v. Friesens griechischer Theorie. Der Schöpfer der magisch verwendeten 24zeichigen Runenreihe ist ein germanischer Krieger adliger Abkunft, der von Jugend auf in der hellenistischen Luft des römischen Heeres gelebt hat und mit der Mithraslehre eng vertraut ist. Bei der Schaffung des Alphabets hat er sich neben den griechischen Buchstaben einiger bereits früher aus dem Orient entlehnten magischen Zeichen bedient (Hakenkreuz, Sonnenrad, Doppelaxt, Triangel). Eine wichtige Stütze seiner mithraistischen Theorie sieht Agrell in den neuen deutschen Runenfunden in der Weser, die jedoch von anderer Seite anders gedeutet werden.[3])

---

[1]) Der Ursprung der Runenschrift und die Magie = Arkiv för nordisk Filologi 43 (1927), 97—109. — Runornas Talmystik och dess antika Förebild. Lund 1927: Gleerup = Skrifter utgivna av Vetenskaps-Societeten i Lund 6. — Zur Frage nach dem Ursprung der Runennamen. Lund 1928: Gleerup = Skrifter utgivna av Vetenskaps-Societeten i Lund 10.

[2]) Rökstenens chiffergåtor och andra runologiska problem. Lund 1930: Gleerup = K. Humanistiska Vetenskapssamfundets i Lund Årsberättelse 1929/30, 3.

[3]) H. v. Buttel-Reepen: Funde von Runen mit bildlichen Darstellungen und Funde aus älteren vorgeschichtlichen Kulturen. Oldenburg 1930:

In unermüdlicher Arbeit hat Agrell alles Runenmaterial nach magischen Gesichtspunkten untersucht. Nicht selten muß er dabei gewaltsam vorgehen oder zu gewagten Deutungen greifen. Zum großen Teil ruht seine Theorie auf schwankendem Grunde. Bei der Behandlung der religionsgeschichtlichen Literatur habe ich darauf hingewiesen, wie wenig von allen behaupteten südöstlichen Einflüssen auf das germanische Heidentum einer schärferen Prüfung standhält. Auch die Verbindungen, die Agrell zwischen Mithraismus und Germanenglauben zieht, dürften das gleiche Schicksal haben.

Daß ein großer Teil der erhaltenen Runeninschriften zauberische Zwecke verfolgt, wird man zugeben. Diese Magie sucht auch Hans Brix zu erforschen.[1]) Den esoterischen Charakter der Runeninschriften betonend, wendet er sich den skandinavischen Denkmälern zu und begnügt sich mit dem Nachweis, daß in allen Runeninschriften gewollte Verhältnisse in der Zahl der Zeilen, Worte und Buchstaben vorliegen. Von einer Deutung der Zahlen, wie Agrell sie gibt, sieht er ab. Das Ergebnis der mühevollen Untersuchungen ist bescheidener, dafür aber sicherer.

Die Gefahr liegt nahe, daß bei dieser an und für sich berechtigten, nach der Zauberbedeutung fragenden Betrachtungsweise der Bogen überspannt wird. Gustav Neckel wendet sich gegen die heute beliebte Überschätzung der Rolle von Zauber und Magie.[2]) ,,Zaubern ist heute hohe Mode, und daß der Geist der alten Zeiten mythisch oder magisch gewesen sei, ist eine alte, romantische Vorstellung. Wer aber mit den altgermanischen Lebenszeugnissen vertraut ist, weiß, daß den heidnischen und frischgetauften Germanen kein besonderer Hang zum Übersinnlichen, geschweige magisierende Raffiniertheiten nachgesagt werden dürfen.“ Dazu ist der Germane viel zu nüchtern und wirklichkeitsnah. Man vergißt, daß die Runendenkmäler in erster Linie als Kunstwerke gewertet sein wollen, in denen sich der Stilisierungsdrang der germanischen Kunst auswirkt. Überall ,,spricht der harte, willensstarke, geradeaus wuchtende, klare Geist des germanischen Bauerntums. Nichts Mystisches umwittert diese hageren Stäbe und ihre sauber ausgerichteten Glieder.“

G. Stalling. — T. E. Karsten: Die neuen Runen- und Bilderfunde aus der Unter-Weser (Oldenburg). Helsingfors 1930: Akademische Buchhandlung = Societas Scientiarum Fennica. Commentationes Humanarum Litterarum 3, 4—5.

[1]) Studier i nordisk Runemagi. København 1928: Gyldendalske Boghandel. — Nye Studier i nordisk Runemagi = Aarbøger for nordisk oldkyndighed og historie (1929), 1—188.

[2]) Runische Schmuckformen = Buch und Schrift, Jahrbuch des deutschen Vereins für Buchwesen 2 (1928), 31—38.

Eine hübsche, dichterische Erklärung der Runenreihe und ihrer Namen aus germanischem Glauben versucht Friedrich von der Leyen.[1]) Die Runenreihe als Ganzes erweist sich als „ein germanisches, zauberisch beschwörendes, von starker Lebensfreude und Zuversicht erfülltes Gedicht, groß und klar in der Gliederung, wirkungsvoll und mächtig in Bild und Gegenbild, ein Gemälde der freundlichen und feindlichen Gewalten, die das Schicksal des Bauern und des Seefahrers bestimmen". Von der Leyen rechnet mit starker keltischer Mitwirkung bei der Entstehung der Runen, doch haben die Germanen die empfangenen Anregungen selbständig verarbeitet. Als Zeit nennt er die letzten vorchristlichen Jahrhunderte, vielleicht die Wende unserer Zeitrechnung, als Ort die Nordseeküste.

Otto von Friesens Theorie ist durch diese neuen Forschungen stark erschüttert, aber durchaus nicht völlig widerlegt. Vor seinen Gegnern hat er die umfassende Kenntnis der innernordischen Entwicklung der Runen voraus. Sie arbeiten mit einigen Runenformen, die sicher erst jüngere Entwicklungsstufen sind.

Keine der alten und neuen Theorien vermag alle Fragen befriedigend zu beantworten, keine die Formen aller Runen ungezwungen abzuleiten. Man kann daher die gleiche Berechtigung wie all diesen Erklärungsversuchen einer anderen Anschauung nicht versagen, auf die Gustav Neckel hinweist.[2]) Da die Verwandtschaft der alteuropäischen Alphabete in die Augen fällt, darf man an eine gemeinsame Urform denken, ohne vorerst entscheiden zu können, wo und wann sie gegolten hat und wie sie entstanden ist.

Ob die Lösung dieser Frage etwa in der von Herman Wirth gezeigten Richtung liegt oder in einer anderen, ist noch völlig offen. Wirth hat das Vorhandensein vor- und frühgeschichtlicher Schriftzeichen bei den verschiedensten Völkern wahrscheinlich gemacht. Einer Nachprüfung der Ergebnisse entzieht sich jedoch wie sein großes Werk[3]), so auch die kleine, mir vorliegende Arbeit[4]) dadurch, daß der Verfasser sich ständig (44mal auf 53 Seiten) auf ein neues, noch nicht erschienenes Werk, in diesem Fall den „Urglauben der Menschheit", beruft. Einen großen Teil von Wirths sprachlichen und religiösen Ausführungen, darunter die Deutung des

---

[1]) Die germanische Runenreihe und ihre Namen = Zeitschrift für Volkskunde 40 (1930), 170—182.

[2]) Zur frage nach dem ursprung der runen = Studier tillägnade Axel Kock = Arkiv för nordisk Filologi 44, Tilläggsband (1928/29), 371—375.

[3]) Der Aufgang der Menschheit. Textband 1: Die Grundzüge. Jena 1928: Eugen Diederichs.

[4]) Was heißt deutsch? Ein urgeistesgeschichtlicher Rückblick zur Selbstbesinnung und Selbstbestimmung. Jena 1931: Eugen Diederichs = Veröffentlichung der Herman-Wirth-Gesellschaft.

Wortes ,,deutsch", muß man ohne weiteres ablehnen. Ich glaube aber nicht, daß man seine Forschungen als Ganzes mit ein paar wegwerfenden Worten abtun kann. Hier ist noch viel zu tun, ehe wir klar sehen. Das Problem der alteuropäischen Schrift und mit ihm die Runenfrage ist heute noch nicht spruchreif.

5.

Ich wende mich nun den Neuerscheinungen zu, die altgermanische Kultur und Geschichte im Ganzen behandeln. Nur eingehende Bekanntschaft mit den nordischen Quellen setzt uns instand, die weitverstreuten antiken Berichte, die Wilhelm Capelle erstmalig zusammenstellt[1]), in rechtem Licht zu sehen. Man staunt beim Anblick des stattlichen Bandes von über 500 Seiten über den unerwartet reichen Umfang. Den wertvollen Kern bildet des Tacitus ,,Germania"; viel mehr Raum beanspruchen die Berichte über die jahrhundertelangen Kämpfe zwischen Germanen und Römern, vom Auftreten der Kimbern und Teutonen bis zum Anfang der Völkerwanderung und dem Tode Gratians 383. Capelle gibt die Quellen in einer gut lesbaren und treuen Übersetzung und enthält sich aller Zutaten. Nebeneinanderstellungen älterer und jüngerer, parteiischer und unparteiischer Berichte sprechen selbst. Die Anmerkungen beschränken sich auf das Notwendigste zur Kritik oder Erläuterung.

Einige Sonderfragen der germanischen Frühgeschichte hat Wilhelm Capelle in einer kleinen Schrift in der Reihe ,,Das Erbe der Alten"behandelt.[2]) Er geht dem Erwachen des Interesses für die Frühzeit des Germanenvolkes bei den deutschen Humanisten nach, unter denen Beatus Rhenanus durch seine patriotische Tätigkeit hervorragt. Die weitere Untersuchung ergibt, ,,daß Klopstock für seine Germanendichtungen die antiken Schriftsteller über die alten Deutschen . . . mit einer für einen gelehrten Dilettanten erstaunlichen Gründlichkeit gelesen . . . hat". Den Hauptgegenstand des Buches bilden die Kämpfe der Kimbern und Teutonen mit den Römern, die meist in wörtlicher Anlehnung an die Quellen dargestellt werden. Auf eigenen Forschungen Capelles beruht die Charakteristik des größten Ethnologen des Altertums, dem wir fast alle wichtigen Nachrichten über Kimbern und Teutonen verdanken, Poseidonios von Apameia. Der klassische Philologe vermag den gewöhnlich von Germanisten behandelten Stoffen neue Ge-

[1]) Das alte Germanien. Die Nachrichten der griechischen und römischen Schriftsteller. Hrsg. von Wilhelm Capelle. Jena 1929: Eugen Diederichs = Frühgermanentum 1.

[2]) Die Germanen im Frühlicht der Geschichte. Leipzig 1928: Dieterichsche Verlagsbuchhandlung = Das Erbe der Alten 2, 15.

sichtspunkte abzugewinnen, die die von der Kritik vermerkten Unebenheiten aufwiegen.

Das Erscheinen mehrerer neuer Ausgaben und Auflagen von Tacitus „Germania" beweist die starke Anteilnahme an altgermanischen Dingen.

Die in der Reihe „Meisterwerke der Weltliteratur" in zweiter Auflage vorliegende Übersetzung von Georg Ammon[1]) bietet neben vielen Abbildungen in Einleitung und Erläuterungen eine Kulturgeschichte der Germanen bis in die Römerzeit im Taschenformat. Bisweilen fragt man sich freilich, für wen diese Ausführungen bestimmt sind: für den Fachmann bringen sie zu viel Bekanntes, für den Laien wird zu vieles als bekannt vorausgesetzt. Im einzelnen wird man auf solch umstrittenem Gebiet häufig anderer Ansicht sein als der Herausgeber, reiche Literaturangaben ermöglichen aber eine selbständige Urteilsbildung.

Andere Ziele verfolgt die in der Reihe „Alte Reisen und Abenteuer" erschienene Übersetzung von Hans Philipp[2]), „ein Ausschnitt aus der Entdeckungsgeschichte der Germanenländer durch Griechen und Römer". Ausgehend von einer Schilderung der vorgeschichtlichen germanischen Kultur, verfolgt Philipp die Beziehungen der antiken Völker zum germanischen Norden bis zu Tacitus. In den Text der „Germania" schiebt er Berichte anderer Schriftsteller ein. Das Kunstwerk wird dadurch zerstört, das stoffliche Interesse besser befriedigt.

Geben diese beiden „Germania"-Ausgaben nur einen deutschen Text, so bietet die jüngste Neuausgabe von Eugen Fehrle[3]) eine Gegenüberstellung von lateinischem Text und deutscher Übersetzung. Fehrle steht wie jeder, der sich heute mit der „Germania" befaßt, auf den Schultern Eduard Nordens. Die Anmerkungen bevorzugen die volkskundlichen Stoffe, an anderen Stellen sucht man zuweilen vergebens nach Erläuterungen.

Von neueren Gesamtdarstellungen der altgermanischen Kultur besitzen wir die beiden Bändchen von Gustav Neckel[4])

---

[1]) Germania von Cornelius Tacitus. Übersetzung mit Einleitung und Erläuterungen von Georg Ammon. Bamberg ²1927: C. C. Buchner = Meisterwerke der Weltliteratur in deutscher Sprache für Schule und Haus 7.

[2]) Tacitus Germania. Ein Ausschnitt aus der Entdeckungsgeschichte der Germanenländer durch Griechen und Römer. Bearbeitet von Hans Philipp. Leipzig 1926: F. A. Brockhaus = Alte Reisen und Abenteuer 18.

[3]) Publius Cornelius Tacitus Germania. Hrsg., übersetzt und mit Bemerkungen versehen von Eugen Fehrle. München 1929: J. F. Lehmann.

[4]) Altgermanische Kultur. Leipzig 1925: Quelle & Meyer = Wissenschaft und Bildung 208.

und Georg Steinhausen.[1]) Während Neckel als einer ihrer besten Kenner die nordischen Quellen überall heranzieht und seine Stärke in der Schilderung der geistigen Kultur hat, beschränkt Steinhausen sich hauptsächlich auf die Festlandgermanen und gibt ein anschauliches und reiches Bild ihrer gesamten materiellen Kultur. Die Ergebnisse der Spatenwissenschaft kommen in gleicher Weise zur Geltung wie die der Sprachwissenschaft. Die Bändchen ergänzen sich und geben zusammen eine zuverlässige Einführung in die altgermanische Kulturgeschichte. Manches Neue bietet der ausführliche Artikel von Gustav Neckel und Ernst Wahle im „Sachwörterbuch der Deutschkunde".[2])

Zuverlässig auf dem Gebiet der Sachkultur ist auch Otto Lauffers Beitrag in dem Sammelwerk „Germanische Wiedererstehung".[3]) Einer der besten Kenner der vorgeschichtlichen Forschung zeichnet ein Bild der ansehnlichen Höhe germanischer Kultur. Wo sich die Darstellung der geistigen Kultur zuwendet, rächt sich, ähnlich wie bei Steinhausen, die spärliche Heranziehung der nordischen Quellen, wie sie Andreas Heusler in seinem Beitrag in demselben Werke fordert: „Es sollte endlich dahin kommen, daß sich niemand mehr herausnimmt, altgermanische Menschenart zu schildern und zu beurteilen, dem das Zeugnis Islands fremd geblieben ist."[4])

Eine Sonderfrage aus der frühgermanischen Wirtschaftsgeschichte behandelt das Büchlein von Carl Koehne über den angeblichen altgermanischen Agrarkommunismus.[5]) Koehne weist in dieser Frage, die eine umfangreiche Literatur veranlaßt hat, überzeugend nach, daß weder Caesar noch das 26. Kapitel von Tacitus „Germania", wenn man es richtig auslegt, zu der Behauptung berechtigt, bei den Germanen habe Agrarkommunismus geherrscht. Wo agrarisches Gemeineigentum auftritt, hat es sich erst in späterer Zeit entwickelt, in Dänemark z. B. erst im 18. Jahrh. Dem freien, eigentumsstolzen Bauern liegt Kommunismus besonders fern.

In erster Linie von der sprachlichen Seite geht T. E. Karstens Einführung in die Geschichte der Sprache und Kultur der Ger-

---

[1]) Germanische Kultur in der Urzeit. Leipzig [4]1927: B. G. Teubner = Aus Natur und Geisteswelt 1005.

[2]) Germanen = Sachwörterbuch der Deutschkunde, hrsg. von W. Hofstaetter und U. Peters, 1, Leipzig 1930: B. G. Teubner, 412—449.

[3]) Die Entwicklungsstufen der germanischen Kultur. Umwelt und Volksbrauch in altgermanischer Zeit = Germanische Wiedererstehung, hrsg. von Hermann Nollau, Heidelberg 1926: C. Winter, 17—155. [4]) A. a. O. 159.

[5]) Streitfragen über den Agrarkommunismus der germanischen Urzeit. Berlin 1928: Weidmann = Schriften der Historischen Gesellschaft zu Berlin 3.

manen[1]) aus, die erweiterte Ausgabe einer schwedischen Schrift.[2]) Bedeutsam ist sie als ,,erster Versuch von nicht-deutscher Seite, die fraglichen Probleme zusammenfassend darzustellen". Absichtlich behandelt Karsten allgemeiner Bekanntes knapper, weniger oder gar nicht Beachtetes ausführlicher, durchweg aber mit reichen Literaturangaben. Eine Übersicht über die indogermanischen Sprachen leitet das Werk ein. Die Theorien über ihre Beziehungen zueinander und ihre Verwandtschaft werden kurz geschildert, dann die Fragen der Rasse und Urheimat besprochen. Hierbei zieht Karsten die Ergebnisse der Blutgruppenforschung heran. Wanderung und Siedlung werden vom sprachlichen und kulturellen Gesichtspunkt ausführlich behandelt; den Randgebieten des urgermanischen Siedlungsraumes, besonders in Finnland und im Ostbaltikum, wendet Karsten besondere Aufmerksamkeit zu. Fast hundert Seiten nimmt die Behandlung der germanischen Ursprache ein. Das Problem der germanischen Lautverschiebung beleuchten ähnliche Vorgänge in finnländisch- und estländisch-schwedischem Gebiet. In der Frage nach der Herkunft des Germanennamens hält Karsten sich an den Satz: ,,Bei allem gegenseitigen Verkehr zwischen zwei Nachbarvölkern pflegt in der Regel nur das kulturell oder politisch unterlegene von dem anderen Wörter aufzunehmen." ,,In Anbetracht dieser Umstände müßte der Germanenname zunächst keltisch sein." Aber die Etymologisierung des Wortes ist nicht sicher. Sehr ausführlich ist die Behandlung der germanisch-finnischen Beziehungen. Das letzte Kapitel verfolgt die Auflösung der germanischen Ursprache in drei Gruppen.

Eine kritischere Einstellung ist dem Ergebnis jahrzehntelanger Arbeit, der germanischen Ethnographie des dänischen Forschers Gudmund Schütte gegenüber am Platz.[3]) Schütte lehnt die Bezeichnung Germanen ab und setzt an ihre Stelle die Neuschöpfung ,,Gottonen", die außer ihm kaum jemand verwenden wird. Den Wert seines Werkes sieht er nicht in den Einzelheiten, sondern in dem bis ins kleinste durchgeführten planmäßigen Aufbau. Da Schütte vor allem Sprachforscher ist, kommt der kulturgeschichtliche Abschnitt seines Werkes, abgesehen von der Religion, recht kurz weg. Überschätzt wird der Einfluß der Kelten auf die Germanen, wie Schütte überhaupt dazu neigt, das kulturelle Eigengut

[1]) Die Germanen. Eine Einführung in die Geschichte ihrer Sprache und Kultur. Berlin 1928: Walter de Gruyter & Co. = Grundriß der germanischen Philologie 9.

[2]) Germanerna. En inledning till studiet av deras språk och kultur. Stockholm [2]1927 = Natur och Kultur 47.

[3]) Vor folkegruppe Gottjod. 1. Band. Kjøbenhavn 1926: Aschehoug & Co. — Auch englisch: Our forefathers the Gothonic nations. 1. Cambridge 1929: University press.

der Germanen nur gering anzuschlagen. Er sucht nicht, ein möglichst objektives Bild vom Stande der Forschung zu geben, sondern zeichnet sein Bild. Wappnet man sich den teilweise recht eigenwilligen Ausführungen gegenüber mit der nötigen Kritik, so wird man nicht geringe Anregung aus ihnen schöpfen, gerade wegen ihres stark persönlichen Charakters.

Der zuverlässigste Führer auf dem Gebiet der germanischen Stammeskunde ist immer noch das kleine Werk von Rudolf Much.[1])

Leipzig. Harald Spehr.

ERKLÄRUNG.

Im Einvernehmen mit Prof. Goetz übermittelt Privatdozent Dr. Hans Baron dem „Archiv" folgende Erklärung:

Gegen die Ausgabe der humanistisch-philosophischen Schriften Leonardo Brunis, die 1928 als eine der Veröffentlichungen des Forschungsinstitutes für Kultur- und Universalgeschichte an der Universität Leipzig erschienen ist, richtet Dr. Ludwig Bertalot im Archivum Romanicum XV, 2 (1931) Angriffe, die ich z. T. als einseitig übertrieben, z. T. als völlig entstellend, in einzelnen Fällen als nahezu verleumderisch bezeichnen muß. Da meine ausführliche Widerlegung dieser Behauptungen zwar fertiggestellt ist, aber in dem vorliegenden Heft des „Archivs" keine Aufnahme mehr finden konnte, muß ich mich mit dieser ersten Gegenerklärung begnügen. Das nächste Heft des „Archivs" wird meine sachliche Auseinandersetzung mit Dr. Bertalot bringen.

Berlin, 22. Oktober 1931.

Dr. Hans Baron.

---

[1]) Deutsche Stammeskunde. Berlin [3]1920: Walter de Gruyter & Co. = Sammlung Göschen 126.

WELTGESCHICHTE DER SCHRIFTLOSEN KULTUREN.

FORTSETZUNG.

VON FRITZ KERN.

13. Die mittleren Tiefkulturen (Protoneolithikum). (8. bis 5. Jahrtausend v. Chr.)

Etwa im 8. Jahrtausend v. Chr. haben (S. 320) neben den in Reliktgebieten oder Kulturenmischung fortdauernden Beständen von Grundkultur vor allem die drei Tiefkulturen rein und gemischt gewaltige Räume überzogen. Wenn wir von Ozeanien und Amerika auch hier wieder vorderhand absehen müssen, weil ihre Durchforschung noch keine brauchbare chronologische Archäologie zu Tage gefördert hat, so ergibt die Übersicht ein wahrscheinliches Verbreitungsgebiet des Althirtentums durch ganz Nordeurasien von Skandinavien bis Ostsibirien, eine noch breitere, aber nicht so zusammenhängende Lagerung des Altpflanzertums von der Guineaküste bis Indonesien und dazwischen mehr oder minder große Restgebiete noch ungebrochener vorwiegend totemistischer Jägerkultur, besonders in der Sahara, in Ostafrika und Arabien, unter steter Zunahme der Mischbildungen. Eine besondere Durchmischung bot Europa, wo Jäger- und Pflanzerkultur, zum Teil auch Hirtenkultur sich der Landesnatur durch enges Zusammenwachsen anpaßten. Nördlich vom Schwarzen Meer gab es noch sich rein erhaltende Steppenjäger, während südlich vom Schwarzen Meer, in Kleinasien, das Altpflanzertum eine seiner größeren Domänen hatte, wie eine andere, weit nach Norden vorgeschobene am oberen Jenissei. Nun aber entstanden um diese Zeit auch wiederum neue Kulturen, die sich bald machtvoll zwischen und über die vorhandenen Komplexe schoben. (S. 519) Seit Ausgang der miolithischen Zeit hatten die Hauptkulturen sich auch auf ihrem asiatischen Ursprungsgebiet überkreuzt und angenähert: z. B. breitete sich sogar noch die sonst schon eingeengte

totemistische Jägerkultur sowohl nach Sibirien wie nach Vorderindien aus, Pflanzerkultur nach Sibirien usw. Während früher die Menschengrüppchen einander weithin ausweichen konnten, schließen sie sich jetzt weniger ab, lernen, nehmen auf. ,,Die neuen Kulturherausbildungsherde sind nur noch relative Isolationsgebiete, grenzen Mischgebiete gegeneinander ab und bedeuten keine Sperre gegen fremde Beeinflussungen." So entstanden aus Wechselbeeinflussung auch die mittleren Tiefkulturen, deren Neubildung die schöpferische Hauptleistung des Protoneolithikums umfaßt. (S. 604) ,,Die gewaltigen Wanderungen der ältesten Tiefkulturvölker und die natürliche Vermehrung des Menschengeschlechtes mußten mit der Zeit eine gegenseitige Durchdringung zur Folge haben, mit der die Entstehung neuer Kulturen, Sprachen und Rassen Hand in Hand ging. Die mittleren Tiefkulturen haben nicht mehr so ursprünglichen Charakter wie ihre Vorfahren. Fehlt ihnen auch nicht die innere Fortentwicklung, so sind ihre Züge doch zu einem wesentlichen Teil zweifellos aus Mischung zu erklären."

So ist spätestens wohl im 8. Jahrtausend[1]) ,,irgendwo in der Zone von Indien bis China" (vgl. S. 514), vielleicht in Hinterindien[2]), aus der Berührung des Altpflanzertums mit Hirtenkulturausstrahlungen, die Jungpflanzerkultur hervorgegangen, getragen vielleicht von einem ostiden Rassenelement, den Palaungiden, die ziemlich sicher protoaustroasiatische oder protoaustrobantuische Sprachen redeten.

In der Jungpflanzerkultur spielt (S. 278) der Hackbau die große Rolle. Zugtiere fehlen. Dagegen wird (S. 279) das Schwein bevorzugt, wahrscheinlich aber nicht gezüchtet, sondern immer wieder als Wildferkel der Wildnis entnommen und im Pferch aufgehegt, bis man es braucht. Diese noch heute in Neuguinea und Zentralafrika übliche Halbdomestikation des Schweins macht es zum Vorzugs,,haus"tier eines bestimmten Kulturkreises und macht es bei dessen Gegnern verachtet (S. 280). Außerdem (S. 290, 501f., 513, Flor 60, 82) hat das Jungpflanzertum den Hund offenbar aus der Hirtenkultur übernommen und ist wahrscheinlich verantwort-

[1]) Zur Datierung s. unten S. 279.

[2]) Flor meint, daß Tibet die Heimat sowohl der ältesten Rinderhirten, wie anderseits wahrscheinlich auch der Jungpflanzerkultur sei; die Rinderhirten seien im Grasland des westlichen Hochtibet aus Jakjägern entstanden, die Jungpflanzer im osttibetanischen Tiefland.

lich für die nahezu vollständige Weltverbreitung des Haushundes auch in den südlichen Kulturen der späteren Zeiten. Dagegen ist die Züchtung (Menghin 512) des Haushuhns eine Leistung der Jungpflanzer. Jagd und Fischerei treten zurück. Das Rauchen (von Tabak, Hanf und Kauen von Betel) dürfte auch hier erfunden sein.

Das aus dem Altpflanzertum ererbte viereckige Giebeldachhaus wird jetzt sehr häufig als Pfahlhaus gebaut, auch auf dem festen Lande. Die Steinbeile sind vorzüglich geschliffen, sie haben vielfach Walzenform und oft Zwischenfutterschäftung, die bei der Dicke und Rundlichkeit des Beils sich aufdrängt. Die Keulenformen sind reich. Dolch und Lanzen fehlen, auch Feuerstein im allgemeinen. Für den Bogen, der dieser Kultur wohl nirgends gefehlt hat (trotz Mangel archäologischer Belege für die ältere Walzenbeilkultur, S. 280) wurde zum Schutz des Schützen gegen den Sehnenanprall die Armschutzplatte erfunden, die aus der Walzenbeilkultur belegt ist. (S. 282) Die Keramik ist allgemein in Gebrauch, und man hielt sie völkerkundlich seit Gräbner für eine Erfindung des Jungpflanzertums, wozu ihr frühestes bekanntes archäologisches Auftreten stimmt, obwohl der Ursprung noch ziemlich dunkel ist. (S. 605) Die Männer tragen Röcke aus Fasern oder Blättern nach Frauenart. (S. 283) Der in den frühen Tiefkulturen fehlende Kamm wird als Schmuck oder als Arbeitsgerät erfunden. Eberzähne, mit der Mondreligionssphäre zusammenhängend, werden als Schmuck, besonders auch als Brustbelag getragen, der (S. 282) förmliche Panzer bilden kann. (S. 512) Die Herrschaft des Mutterrechts ist gegenüber dem Altpflanzertum noch gesteigert. Insbesondere ist die großfamiliäre Verfassung nach Mutterrecht (Muttersippe) neu aufgekommen. Dies kann entweder auf eine innere, auch arbeitstechnisch begründbare Entwicklung im Pflanzertum selbst zurückgeführt werden oder auf den Einfluß von benachbarter Hirtenkultur mit ihrer vaterrechtlichen Großfamilie (Vatersippenverfassung). Der Muttersippenverfassung entspricht bei den Jungpflanzern das Mehrfamilien- oder Großhaus, entsprechen auch kommunistische Tendenzen. Kauf- und Dienstehe herrscht vor. Das Männerkindbett (Couvade) ist hier aufgekommen; die Männerbünde haben sich weiter ausgebildet, ebenso die Mädcheninitiation. Die Stellung der Frau ist gedrückt. (S. 513) Es beginnt hier, wie auch bei den Hirten, die Sklaverei, die erst in

einem späteren Kulturkreis freilich zu ihrer ganzen Schärfe und Wichtigkeit gelangt. Doch locken auch jetzt schon die Mühen der Feldarbeit dazu, fremde Arbeitskraft auszubeuten. Die Intensivierung der Wirtschaft führt also in den protoneolithischen Kulturen auch zur abhängigen Arbeit von Nichtfamilienangehörigen; es beginnt privilegierter Besitz von Erzeugungsmitteln und damit die Keimzelle des späteren Herrentums, auf Pflanzer- wie auf Hirtenseite vorbereitet, doch wohl unter Führung der Hirtenkulturen.

Der Geisterglaube und -kult verschärfte sich im Jungpflanzertum, führte zum magischen Schädelkult und damit zur Kopfjagd, zum Skalpieren u. dgl. Schädeltrophäen und zum Kannibalismus, der in früheren Kulturen entweder fehlte oder doch eine geringere Verbreitung hatte. Das Überwuchern des Zaubers führt den Geisterglauben vielfach zu der Spätform des Fetischismus weiter. Hockerbestattung ist bei Männern und Frauen üblich. Die Felltrommel ist Kultgerät. Ob die Schädeltrepanation diesem Kulturkreis oder schon dem altpflanzerischen entstammt, darüber gehen die Ansichten auseinander; Trimborn neigt auf Grund der amerikanischen Fundlage zu dem älteren Ansatz.

Die einfache und Doppelspirale ist für diese ornamentfreudige Kultur bezeichnend. (S. 514) Die zusammengesetzten Pfeile und die Regenkappe sind möglicherweise wieder Anleihen aus einer Hirtenkultur.

(S. 510) Der jungpflanzerische Kulturkreis ist völkerkundlich früh und glänzend herausgearbeitet worden durch Gräbner, der (1909) mit ihm eigentlich die Bahn zu der erfolgreichen Klärung der völkerkundlichen Tiefkulturen brach („melanesische Bogenkultur" Gräbners). Menghin hat zu dieser „freimutterrechtlichen" (Schmidt) oder „Muttersippenkultur" (Kern) erst die archäologischen Äquivalente gesucht. Sonst wäre es ihm bzw. den Prähistorikern wohl nicht so leicht gelungen, die protoneolithische Walzenbeilkultur als eigenen Kulturkreis aufzudecken. Wir stehen hier vor einer der interessantesten methodischen Leistungen in der Rekonstruktion einer sehr stark verschütteten Kulturschicht; andererseits freilich müssen wir dabei nicht nur das hypothetische Moment beachten, sondern auch die Gefahr eines Zirkelschlusses von archäologischen Annahmen auf völkerkundliche Folgerungen, von denen ausgegangen wurde. Denn (S. 278) die Walzenbeilkultur

ist als geschlossener Komplex in frühneolithischer Zeit bisher nirgends festgestellt. Jedoch der Weltüberblick ermöglicht und fordert auch hier Erkenntnisse, die lokale Funde allein nie gestattet hätten. Menghins überzeugende Kriterien sind: mit der Walzenbeilkultur treten in Europa und Afrika vorher unbekannte Kulturelemente (Pfahlbau u. a.) zur gleichen Zeit auf, ferner in annähernd gleicher örtlicher Verbreitung und endlich in Verwandtschaft mit der ostasiatischen Mattenkeramik, wo (S. 521) die archäologisch-völkerkundliche Kontinuität breit gegeben ist, ebenso in Westafrika; nicht einmal das nachmalige Eindringen der Metalle und neuer Haustiere hat da den opsiprotoneolithischen Charakter der Überlebselkultur verwischt. Die (S. 520) Deckungskriterien sind ungemein vollständig und machen das Identifizieren und Herausschälen dieser archäologischen Schicht (S. 275) zu einer der schönsten Leistungen des großen Buches. Erst wenn man erkannt hat, daß mit der Walzenbeilwelle sich über weite Teile Europas eine jungpflanzerische Schicht gelegt hat, versteht man Erscheinungen der europäischen Kulturgeschichte wie mutterrechtliche Zustände, Schädelkult und bestimmte Bestattungsgebräuche, Trepanation u. a.

In ihrem süd- oder ostasiatischen Ursprungsgebiet also, wo (S. 513) das Wildschwein zu Hause und der Pfahlbau in den Stromtälern Vorder- und Hinterindiens und Chinas sinnvoll ist, tritt diese Kultur archäologisch auf in Gestalt der mattenkeramischen Kulturen. Diese können wir zwar nicht rein und nicht protoneolithisch erfassen, sondern nur in epi- und opsiprotoneolithischen Mischungen und Weiterbildungen. In Japan und in Hinterindien (ältere Somrong-Senkultur 2000—1500 v. Chr. S. 82) sind mattenkeramische Kulturen epiprotoneolithisch festgestellt. Die chinesischen Hoanghokulturen (äußerstenfalls 2500 v. Chr., wahrscheinlich nicht viel vor 2000 v. Chr. zurückreichend, S. 81) hat Menghin in seinem Buch (S. 289ff.) noch für epiprotoneolithisch gehalten, während Andersson ihnen gar protoneolithisches Wesen zuschrieb; im Sommer 1931 hat aber Menghin sie nach eigenem Studium der Funde als mixoneolithisch festgestellt; somit liegen hier die jungpflanzerischen Elemente schon in einer viel jüngeren Kultur als Erbgüter eingeschmolzen. Auch die jüngere Somrong-Senkultur geht wohl schon in mixoneolithische Art über. Jeden-

falls also können die mattenkeramischen Kulturen vorderhand entweder mittelbar erschlossen werden, wie in China, oder auch schon unmittelbar, wenn auch in Spätformen, festgestellt werden, wie in Hinterindien und Japan, wo sie dann freilich ebenfalls (S. 605) „in höhere Entwicklungen aufsteigen. Ihre Ausstrahlungen sind archäologisch (jüngere Schabarakhkultur, Angarakultur) und noch kräftiger ethnographisch (Ainu, Kamtschadalen usw.) in Nordasien zu spüren. Von hier aus haben sie sicher auch Nordwestamerika erreicht, was aber keineswegs einen zweiten Verbindungsweg über den Stillen Ozean ausschließt. Denn das Jungpflanzertum ist auch tief in die ozeanische Inselwelt vorgedrungen. Ein dritter Hauptstrom floß über Vorderasien nach Nordafrika, um von hier aus das afrikanische Tropengebiet und Westeuropa zu erobern. Er ist archäologisch durch die Walzenbeilkulturen dokumentiert. In Europa taucht das Jungpflanzertum, teils vom Älteren aufgesogen, teils vom Jüngeren überschichtet, bald wieder mehr unter. In Afrika dagegen läßt es sich auch heute noch greifen: als schwächere Mischkomponente bei den Westhamiten, als stärkere bei den Bantu und einzelnen Sudanvölkern."

Aus Vorderindien ist (S. 322) (einheimisches Walzenbeil?) (S. 563) Jungpflanzertum schon vor der Einwanderung der Drawida nach Westen gezogen, auch noch vor dem Einstrom von Rinderhirten (Toda). In (nachdrawidischer?) Zeit dürften dann die austroasiatischen Munda (Schulterbeilkultur) von Hinterindien als neue Jungpflanzerwelle nach Vorderindien herübergekommen sein (S. 562); zwischen dem Gangesdelta und den Windhjabergen herrschten sie so vor, daß auch ältere Völker- und Kulturschichten ihre Sprache übernahmen.

Neben dieser neuentwickelten Form des Pflanzertums hat, wie oben bemerkt, auch das Altpflanzertum weitergelebt, teils selbständig, teils in Mischungen mit dem Jungpflanzertum. (S. 287) Zentralafrika ist im großen Ganzen bis heute vom Weißen Nil über das Kongobecken und Oberguinea bis Senegambien einheitliches pflanzerisches Kulturgebiet; im östlichen Zentralafrika wurde schon im 2. Jahrtausend v. Chr. Eisen verhüttet. Das Eisen änderte (S. 508) teilweise die Werkzeugformen, aber nicht die innere Struktur der zentralafrikanischen Kulturen.

Die neuen Funde im Göteborger Stadtgebiet haben die Er-

kenntnis der jungpflanzerischen Kulturausbreitung über die Darstellung in Menghins Buch hinaus etwa folgendermaßen gefördert.

Schon um 8000—7000 v. Chr. (so alt dürfte die Fundschicht sein) hat Walzenbeilkultur sich bis ins Ostseegebiet vorgeschoben. Damit erhalten wir also einen viel älteren und bestimmteren Zeitansatz für die Entstehung des Jungpflanzertums, als die asiatischen Funde bisher erkennen ließen. Anzeichen dafür lagen schon bisher z. B. in den Geröllbeilen von Mas d'Azil um 4000 v. Chr. vor. Die brandenburgische Mattenkeramik (vor 3000 v. Chr.) gehört auch hierher. Ist aber die Jungpflanzerkultur so alt, dann müssen die gesamten Tiefkulturen von miolithischem Typus, die sich im Endstadium der Eiszeit (etwa von 7000 v. Chr. an) gebildet haben, das jägerische Tardenoisien und Azilien, das altpflanzerische Campignien, ferner die Maglemose-, die Kunda- und die Ertebøllekultur als epimiolithisch bezeichnet werden (s. oben).

Wenn sich Jungpflanzerkultur schon um 8000—7000 v. Chr. in Nordeuropa als verstreuter Mischungsbestandteil findet, so wird man für die südostasiatische Entstehung der reinen Jungpflanzerkultur mindestens auf 9000—8000 v. Chr. kommen müssen. Da die Altpflanzerkultur nach Jahrzehntausenden rechnet und die völkerkundliche Weltverbreitung des Jungpflanzertums es nahezu ausschließt, daß seine Schichtenbildung erst nacheiszeitlich, d. h. erst nach 5000—4000 v. Chr. vor sich ging, so hat diese Zurückdatierung der archäologischen Erstfunde des Jungpflanzertums nichts Befremdliches an sich. Vielleicht wird mancher Historiker, dem die Eiszeit immer noch ein ungewohnter Begriff ist, zunächst bei dem Gedanken schaudern, daß auch schon neolithische Kulturen aus der Eiszeit stammen sollen. Doch kann ja kein Mensch mit Sicherheit sagen, ob wir mit unseren Tanks und Wolkenkratzern nicht vielleicht auch „nur" in einer Zwischeneiszeit leben! Jedenfalls kann die auffallende Spärlichkeit und Zerrissenheit der bisherigen archäologischen Bezeugung des Jungpflanzertums durch Jahrtausende hindurch an dem Dasein dieses großen Kulturkreises nicht irre machen, der völkerkundlich so stark bezeugt und sicher umrissen ist und dessen archäologische Spuren wenigstens in Hinterindien auch noch den Übergang in die völkerkundlichen darbieten. Daß wir noch immer auf eine archäologisch reine Fundschicht warten müssen, spricht

nicht gegen deren Existenz, sondern eher für ihr hohes Alter und ihre Bettung in noch wenig durchforschten bzw. schwer durchforschbaren Zonen.

Soviel von der protoneolithischen Entwicklung des Pflanzertums. Gehen wir nun zum *Hirtentum* weiter. Menghin meint (S. 504), Asien habe vom Althirtentum die entscheidenden Anregungen empfangen, die zur Entwicklung der neolithischen Kulturen führten. Ob das Jungpflanzertum dem Hirtentum kulturell verpflichtet ist, kann freilich mit voller Bestimmtheit heute nicht bewiesen werden; manches spricht dafür. Jedenfalls aber hängt das jetzt zu besprechende *Junghirtentum* mit dem Althirtentum genetisch zusammen. Die früher herrschende Ansicht, die Rentierzucht sei ein Ableger der Reittier- und der Hornviehzüchterkulturen, ist nach den Forschungen des letzten Jahrzehnts sehr unwahrscheinlich geworden; wir müssen vielmehr umgekehrt die Abhängigkeit der südlicheren Hirtenkulturen von den Anregungen der Rentierzüchter annehmen, wie dies zuerst Schmidt und Koppers vermuteten und wie es sich seitdem durch Gahs, Flor u. a. zu einem sorgfältigen Nachweis verdichtet hat, den auch Menghin stützt.

(S. 510) Der Althirtenkulturkreis war an den Rändern von fremden Kulturen beeinflußt, in Europa altpflanzerisch, in Asien jungpflanzerisch; das Kernland beiderseits des nördlichen Urals setzte bis in die Gegenwart den Einflüssen der Außenwelt nahezu unüberwindliche Hindernisse entgegen. Von diesem übrig bleibenden Althirtentum lösten sich (S. 239ff., 271, 568) jetzt ein wenig ab die von der Pflanzerkultur beeinflußten vorkammkeramischen Kulturen Nordskandinaviens, Finlands, Estlands und Nordrußlands; sie blieben allerdings dem Althirtentum wirtschaftlich im ganzen gleich, so daß diese vorkammkeramischen Kulturen nicht als protoneolithisch, sondern als epimiolithisch zu bezeichnen sind.[1]) Ihnen folgen in vollneolithischer Zeit (also während anderswo schon Bauernkulturen blühten) in Rußland und Sibirien opsimiolithische Hirtenkulturen mit Töpferei, die Kammkeramik

[1]) Es handelt sich um die Suomusjärwi-, die Woisek- und die Wistekultur. Menghins Gruppenbezeichnung „früharktische Kulturen" scheint mir mindestens zu vage, schlimmerenfalls sogar abwegige Assoziationen zu wecken und eigentlich besser für die protolithische Knochenkultur zu passen. Man könnte noch eher „mittel-" oder „spätarktisch" sagen, bildet indes wohl besser überhaupt keine Kulturenbezeichnungen auf „arktisch".

und die Angarakultur, die beide gewaltige, wenngleich dünnbesiedelte Gebiete bedeckten und trotz äußerlicher Neolithisierung den alten Wirtschaftszustand festhielten, obwohl das Altpflanzertum noch während der letzten Eiszeit auch in Sibirien Eingang gefunden hatte und mindestens später Jungpflanzertum dorthin einwirkte. Das Schamanentum, die Töpferei und anderes ist von diesen epi- und opsimiolithischen Althirtenkulturen aus pflanzerischer Quelle aufgenommen worden (S. 249ff., 303).

Einen wirklich wesentlichen Kulturfortschritt dagegen, der eine neue, protoneolithische Phase brachte, vollzogen Stämme, die in der Heimat der beiden innerasiatischen Wildpferdarten, des Tarpan (Kirgisensteppe) und des Przewalskipferdes (Gobi) lebten: sie übertrugen, wie durch die Wiener Schule wahrscheinlich gemacht worden ist, die Ren- (und teilweise Elch-[?]) bewirtschaftung des Althirtentums auf das Pferd und wohl bald danach oder gleichzeitig auch auf das ebenfalls innerasiatische Wildkamel. Diese Pferdehirten oder Reitervölker sind also die zukunftsreichsten Schüler und Fortbildner des Althirtentums. Wenn (Flor 89) es sich bewahrheitet, daß die Heimat der ältesten Renzucht im südlichsten Strich des einstigen Samojedengebiets liegt, in der Gegend des Sajan, wo Samojeden und Turkvölker einmal, vielleicht unter dem Einfluß von Süden vordringender pflanzerischer Jenisseier, sich getrennt haben, nachdem sie schon beide Tierzucht hatten, — wenn mithin die Waldrenzucht, wie sie in den sajanischen Alpen noch heute die Sojoten in einer altertümlichen Samojedenkultur (auch mit Pferd und Rind) treiben, sogar älter ist als die Tundrarentierzucht der heutigen nördlichen Samojeden, dann würde die alte Berührung von Ren- und Pferdehirten, das rasche Hinüberwirken der Ren- auf die Pferdezucht dort sich unschwer erklären. In jedem Fall hält Flor (S. 87) die Mythologie, das Opferwesen, die Tierweihe, die Totenpflege, das archäologische Alter der Rentierhirten für die Vorgänger der von ihnen abhängigen Pferdehirtenkultur.

Wie Ren (und Elch?) und später der Jak, so wurde auch das Pferd (Flor 154) in den Frühstadien seiner Zucht noch als Universaltier genutzt; die Spezialisationen und Verbindungen mehrerer Zuchttiere sind jünger. (Menghin 517) Bei den Völkern, die heute verhältnismäßig am treuesten Pferdehirtenkultur bewahrt

haben, den sogenannten Altaitataren (Karakalmüken, Abakantataren, Teleuten) ist das Pferd noch der wichtigste Nahrungsspender; die Kumyserzeugung steht dabei erst in den Anfängen. „Jagd wird allgemein ausgeübt. Pflanzenbau fehlt ganz. Das Salz wird abgelehnt. Die Lebensweise ist hochnomadisch (kegelförmige Zeltjurten). Hauptwaffe ist der zusammengesetzte Bogen. Das Hausgerät besteht aus Holz, Knochen, Fell und Leder. Der Lasso ist charakteristisch, aber vielleicht schon älter. Männer und Frauen tragen einen hemdartigen Rock, Hosen und Stiefel. Starkes Stammesbewußtsein und patriarchalische Großfamilie. Alle häusliche Arbeit obliegt den Frauen. Der Mann beschäftigt sich nur mit Krieg, Jagd, Reiten und anderen Unterhaltungen (S. 518). Aristokratie und Plutokratie sind stark entwickelt. Jährliche Volksversammlungen dienen der Rechtsfindung und Rechtsprechung; dabei finden Wettspiele und gemeinsame Opfer statt." Der oberste Himmelsgott verblaßt heute hinter pflanzerischem Geisterglauben und Schamanentum. Das ursprüngliche, nicht von Schamanen ausgeübte Opfer dieses Kulturkreises ist: die Schlachtung eines Pferdes oder auch die Weihe eines ungetöteten Pferdes an die Gottheit.

Die Charakteristik dieses weltgeschichtlich so wichtigen Kulturkreises durch Schmidt-Koppers, Gahs, Flor und Menghin geht also aus von einem Zustand, in dem sich die Pferdehirten und die ihnen wohl (S. 517) nächstverwandten Kamelhirten von den Rentierhirten erst durch den Übergang zu neuen Zuchttieren unterschieden; aber der fertig ausgebildete Kulturkreis trägt schon Züge des Herrentums. Noch stärker als bei den Jungpflanzern ist Ungleichheit des privaten bzw. sippenmäßigen Besitzes der Erzeugungsmittel ausschlaggebend geworden, und auch stärker als bei den kopfjägerischen Jungpflanzern die politisch-ökonomische Gewaltanwendung, der Übergang zum Räuber- und Hirtenkriegertum. So möchte ich kultur-genealogisch die Pferdehirtenkultur als die Strecke zwischen Althirtentum und Hirtenkrieger- und Herrentum bezeichnen.[1])

[1]) Die von mir ursprünglich für alle Völker, die teils von hirtlicher Eigenwirtschaft, teils von Raub, Tribut und Herrschaft leben, eingeführte Bezeichnung „Hirtenkriegertum" schränkt Menghin jetzt auf solche ein, in denen die Hornviehzucht, und zwar mit arteigenen Besonderheiten, eine wesentliche Rolle spielt, während bei den Pferdehirten die Rinderzucht fehlt oder ganz nebensächlich ist (S. 517). Aber auch nach Menghin (unten S. 294)

(S. 522) Der Vergleich der völkerkundlichen und der archäologischen Pferdehirtenkultur kann bisher bei der Eigenart und Dürftigkeit des Quellenstoffes nicht bis in Einzelheiten geführt werden. Doch stimmt, abgesehen von dem Hauptmerkmal, der Rossezucht, der allgemeine Kulturcharakter, die gleichartige Abstammung und die räumliche Deckung. (S. 310) Im 4. Jahrtausend v. Chr. hat die Pferdezucht in Innerasien sicher schon bestanden; auf der Übersichtskarte (S. 321) gibt Menghin die vermutlichen Sitze der Pferde- und Kamelhirten (Kirgisensteppe usw.) schon für das 6. und 5. Jahrtausend an. Ob in „dieser Frühzeit" (S. 310) das Pferd erst als Lasttier, Fleisch- und Milchquelle genutzt wurde, oder ob auch schon das Reiten erfunden war, wissen wir nicht; die ältesten Reiterbilder (Kül-Tepe) stammen aus der Mitte des 3. Jahrtausends (Flor 108: um 2800 v. Chr.) (Menghin S. 31). Die Erfindung des Rad(wagen)s, archäologisch zuerst im schumerischen Mesopotamien faßbar, ist vielleicht in dieser Kultur zu suchen[1]) (S. 313) Eine zunächst noch unsichere Vermutung Menghins ist es, die aufwandreiche Steigerung der althirtlichen Totenpflege, die uns später in der mixoneolithischen Hirtenkriegerkultur entgegentritt, schon auf die pferdezüchterische Junghirtenkultur zurückzuführen, insbesondere den Tumulus oder einen entsprechenden Holzbau. Ich sehe in der Bereicherung des Totenmals vor allem eine Funktion wachsender Herrenkultur.[2])

(S. 325) Der ökologisch so gebundene, hochnomadische Charakter der Pferdezüchterkultur schloß es aus, daß sie außerhalb ihrer innerasiatischen Heimat sich in reiner Form verbreitete, am ehesten in die weiten Ebenen der Mongolei hinein, wo sie sich mit jungpflanzerischen Einflüssen kreuzte. Aus dem Pflanzengenuß dieser (S. 314) Gobikulturen (jüngere Schabarakhkultur in Gobi, Selenga- und Baikalgebiet, Ostturkestan) darf man (S. 315) noch nicht auf Bodenbau schließen, da es sich möglicherweise um Erntung wilder Samenpflanzen handelt; auch Jägerkultureinflüsse sind spürbar (Klingeninventar); Menghins Deutung ist scharfsinnig, aber noch sehr hypothetisch; es gibt auch andere Deutungen dieser Kulturen, und keine ist sicher. Das Mongolen-

---

könnte das Pferdehirtentum einen aktiv schöpferischen Grundbestandteil des Hirtenkriegertums gebildet haben.

[1]) Vgl. aber auch schon oben (Althirten). [2]) Über Megalithbauten s. u.

volk war (Flor 231) kein altes reines Pferdehirtenvolk, sondern hatte eine Mischung von Pflanzer- und Reiterkultur. Man kann nur soviel bestimmt vermuten, daß (Menghin S. 316) das Przewalski- oder Mongolenpferd von einer anderen Gruppe zuerst gezüchtet wurde als der Tarpan und daß beide Pferdekulturen wie die Kamelhirtenkultur dort entstanden, wo (S. 322) Althirtentum sich mit dem Vorkommen dieser Wildformen der Lasttiere überschnitt.

Über die sprachlichen und rassischen Träger der Reiterkulturen dürften auch Menghins und Flors Darlegungen nicht das letzte Wort darstellen.[1]) Es werden jedenfalls altaische und uralische Sprachgruppen beteiligt sein, und von Rassen eurasische, ostische und mongolide, wobei sich vor allem wiederum die Frage des weißgelben Misch- oder Zwischengürtels, die Frage der Hellostischen usw. erhebt, die erst durch Rassengeschichtsforschungen in den Weiten Rußlands und Asiens von der Güte der Eickstedtschen Durchforschung und Ergründung Indiens gelöst werden könnten. (Flor 232) Die urtürkische (=protoaltaische) Kultur war Pferdehirtentum. Für die Teilnahme der Ugrier, darunter der Madjaren, an der Reiterkultur gibt Flor S. 155ff. wichtige Hinweise: Ugrier sind (Flor S. 233ff.) die Vermittler der Reiterkulturelemente zu späteren indogermanischen Völkern (Ariern und Skythen), wahrscheinlich aber auch schon zu den Drawida hin geworden.[2]) Jedenfalls (S. 605) sind die südostrussischen Steppen bald in die Reiterkultur einbezogen worden, bis (S. 326) zum unteren Don und dem Fuß des Kaukasus hin. (S. 605) Elemente der Reiterkulturen sind endlich weit im Süden Asiens und im östlichen Afrika (Nubien) festzustellen. Doch läßt sich nicht auseinanderhalten, was von ihnen selbst oder ihrem Nachfahr, dem Hirtenkriegertum, dorthin verschleppt worden ist (S. 326). Die (S. 309) gleichen Reiter- oder Hirtenkriegerkulturen, die irgendwelche Zugtiere vom Pferdestamm zu den Schumerern und das Kamel schon vorgeschichtlich nach Ägypten gebracht haben, führten in die ältesten Hochkulturen neben diesen Hauptwerten des innerasiatischen Junghirtentums auch (S. 309, 312) andere Elemente der Althirtenkultur Nordasiens ein, wie z. B. Geräte, während das Althirtentum selbst nie nach Süden vorgedrungen ist. Man sieht

[1]) Vgl. Kern, Rasse, Sprache, Kultur.

[2]) Über die Beziehung zwischen Ugriern und Drawida s. unten.

hier, wie die innerasiatischen Junghirten, aus den nordasiatischen Althirten entwickelt (S. 326), noch tief im 4. Jahrtausend in die Brennpunkte der Weltgeschichte im vorderen Orient hineinwirkten.

Bei den Urbeduinen Arabiens spricht (S. 326) eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür, daß sie als reine Kamel- (oder ursprünglich auch Pferde-?)züchter auf die Halbinsel gelangt sind, deren ursprüngliche jägerisch-semitische Klingenbevölkerung durch sie zu einem starken sekundären Herd des kriegerischen Reittierzüchtertums geworden sei.

Südlich vom Urherd der Pferdehirtenkultur ist im Protoneolithikum die Rinderhirtenkultur entstanden, wahrscheinlich (S. 605) „in Westturkestan und östlich angrenzenden Gebieten" (Flor S. 15f.) Die älteste Rinderhirtenkultur war wohl in Hochasien (Tibet) in unmittelbarer Nähe des Pferdehirtentums beheimatet. Die Jakzucht der Nordosttibeter ist die altertümlichste bis heute erhaltene Rinderhirtenkultur. Archäologisch glaubt Menghin (S. 302) diesen Kulturkreis im großen ganzen rein fassen zu können in der ersten Kultur von Anau (Transkaspien), um 3500 v. Chr., wo er sich (S. 46, 48) über eine lange zuvor begonnene pflanzerisch-totemistische Mischkultur gelagert hat.[1]) Der in Anau gezähmte großhörnige asiatische Auerochs entstammt einer einheimischen Wildform, ebenso ist (S. 304) das Schaf dort fast sicher Ergebnis einheimischer Züchtung. Das Wildschwein und das Wildpferd (oder Wildhalbesel) wurden nicht gezüchtet. Die Ziege, deren Wildform aus einer südlicheren Berggegend stammt, ist wohl erst in der zweiten Kultur von Anau gezüchtet worden.

(Menghin 514ff.) Die Bewirtschaftung des Hornviehs gilt in den völkerkundlichen Überlebseln weniger dem Fleisch als der Milch. Die Pflanzennahrung wird vielfach von Nachbarn bezogen. Das Rind dient auch als Reit- und Zugtier. Es trägt Eigentümermarken. Das Nomadisieren (Saisonnomadismus) braucht nicht so weitflächig wie bei den älteren Hirtengruppen zu sein; man hat feste Wohnplätze, die aber zeitweise verlassen werden, um bestimmte Weiden aufzusuchen. Die Familie ist patriarchalisch. Das höchste Wesen wird ohne Kultbilder verehrt, daneben

[1]) Den dort gebauten Weizen will Menghin aus einer zentralasiatischen Hornviehzüchterkultur ableiten, die den in Anau selbst nicht einheimischen Wildweizen zuerst gezüchtet habe.

Heroen (Stammesahnen); die Opfer sind mit der Milch- und Viehwirtschaft verbunden; teilweise ist das Langknochenopfer auch noch völkerkundlich erhalten. Die Rinderhirten sind aktiv, ausnützungssüchtig, herrschbegierig. Anau zeigt m. E. schon deutliche Merkmale von Herrentum: (S. 305) die Wohnform ist da merkwürdig fortgeschritten. Mit seinen luftgetrockneten Ziegeln ist Anau I die älteste stadtartige Anlage, die wir kennen, während selbst noch die ältesten mixoneolithischen Bauernkulturen des Orients sich mit lehmbeschmierten Dorfhäusern aus Flechtwerk behalfen. In dem Werkzeug der jüngeren Anauschichten finden wir die ältesten Zeugnisse für Metallverwertung (Kupfer). Die Keramik ist zwar noch immer ohne Töpferscheibe gefertigt, aber sehr fein ornamentiert, wie ich meine, in deutlicher Verschmelzung vaterrechtlich-tektonischer und mutterrechtlich-atektonischer Elemente. (S. 307) Kultbilder fehlen; viele Kindergräber (Hocker) deuten vielleicht auf Hausopfer.

Diese Rinderhirten sind eine weltgeschichtlich sehr wichtige Gruppe. Ihren Ursprung im südlichen Innerasien hat die Wiener Schule sehr wahrscheinlich gemacht. Bei ihrer Entstehung scheinen (S. 516, 605) totemistische, pflanzerische und hirtliche Elemente zusammengewirkt zu haben. Interessant ist (S. 313), daß das aus der Knochengrundkultur stammende Langknochenopfer durch Vermittlung des Althirtentums sich auch in die Rinderhirtenkultur noch eingebettet hat; wenigstens führt Menghin die Bestattung von Kinderknochen (Badari) hierauf zurück. (S. 605) Rassisch gehören die Rinderhirten ursprünglich wohl überwiegend zu den Südeurasiern; besonders denkt Menghin an die indide (bzw. äthiopische) Rasse und sprachlich an Zusammenhänge mit dem Drawidischen, ferner dem Alarodischen infolge taurider Beimischung. Die Verbreitung der Kultur läßt sich zunächst nach Indien verfolgen, wo die Toda einen letzten Rest darstellen. (S. 325) Nach Europa ist die Rinderhirtenkultur so wenig wie nach Ostasien gelangt. Bleibt ihre Ostausdehnung hinter der der Pferdehirten zurück, so war ihr Drang nach Süden nicht weniger gewaltig. Es sprechen gewichtige Anzeichen dafür, daß sie in reinem Zustand nach Afrika übergewandert ist, (S. 605) wo sie archäologisch im schon bäuerlichen Badarien Oberägyptens gerade noch greifbar ist, völkerkundlich aber bei den sogenannten älteren Hirtenvölkern, die heute sprachlich vielfach Bantu und

rassisch Neger sind, kraftvoll in Erscheinung tritt, (S. 514) besonders bei den Zulu, wo, wie bei den Toda, Rind und Schaf noch ohne Ziege, Pferd, Esel oder Kamel gezüchtet werden, (Flor 16ff.) Wirtschaftsbetrieb und Kultur sich noch vielfach mit denen asiatischer Urpferdehirten decken und, wie bei allen reinen Hirtenkulturen, das Tier nur zum Opfer dient, aber nicht selbst verehrt wird. Den Gegensatz dazu bildet die erst in jüngere Schichten der Rinderhirtenkultur eingedrungene Rinderverehrung. (Menghin S. 324) Die Hornviehzüchter gerieten, als sie sich aus der turanischen Steppe nach Süden wandten, alsbald in Gebiete, die vorher von Jungpflanzern durchzogen und sicher z. T. auch besiedelt worden sind, nach Iran, Mesopotamien, Syrien. Der in den älteren Schichten der Rinderhirtenkultur noch kaum spürbare pflanzerische Einschlag verstärkte sich (Flor 20) und so erklärt sich auch der Rinderkult, der aus der uralten mond-sakralen Bedeutung des Rindergehörns in der Pflanzerreligion stammt und z. B. (Menghin S. 521) bei den Toda extrem ausgebildet ist.

Überblicken wir jetzt die drei wichtigsten im Protoneolithikum neu entstandenen Kulturkreise, das Jungpflanzertum und die zwei Junghirtenkulturen, so (S. 317) stammen die Grundelemente aller drei aus den frühen Tiefkulturen. Tiefkulturmischung war schon im Miolithikum an der Tagesordnung; aber diese Mischungen hatten zu nichts grundsätzlich Höherem geführt, blieben auf der gleichen Kulturebene wie die reinen miolithischen Kulturen. Das wurde nun etwas anders. Unter den vielen epimiolithischen Mischkulturen ragen die geschilderten protoneolithischen heraus. Deren Mischung und Fortbildung führte zu neuen Kulturtypen von höherer Organisation. Es haftet ihnen dabei freilich noch genug von der Einseitigkeit und Ärmlichkeit des Miolithikums an. Ganze Teilgebiete des wirtschaftlichen, sozialen und geistigen Lebens wurden ziemlich unverändert miolithisch weitergeführt. Das Signum der vollneolithischen Kulturen, jene vielgestaltig innige Vermählung aller (S. 318) schöpferischer Gedanken, die der Menschengeist seit Jahrtausenden in kulturelle Wirklichkeit umgesetzt hat, fehlt ihnen noch. Sie sind nur ein Anlauf, eine Vorstufe, aber eben doch auch ein Übergang, eine Vorbedingung für das reife Neolithikum; mit einem Wort, sie sind protoneolithisch.

Dieser Vorstufencharakter trägt besonders beim Reitertum

die Züge beginnenden Herrentums; für Jungpflanzertum und Rinderhirtentum habe ich die Bezeichnung als vorbäuerlicher Kulturen vorgeschlagen. Das Rinderhirtentum (S. 302) kann noch nicht als bäuerlich bezeichnet werden, da es weder Schweinehaltung mit der Hornviehzucht mischt noch Reittierzucht, und der Pflanzenbau ihm zu nebensächlich ist oder gar gänzlich fehlt. Das Jungpflanzertum ist noch nicht Bauerntum, da ihm gerade dessen Hauptmerkmal, feste Verbindung von Ackerbau und Viehzucht, abgeht; nur Schwein und Huhn werden hier ja gehegt. Aber beide Kulturen führen bis an die Schwelle der Bauernkultur heran, die nun in nicht ferner Zukunft aus ihrer höheren Synthese entstanden ist. Die Rinderzucht, diese Hauptvoraussetzung der Bauernkultur, war ein gewaltiger Schritt vorwärts im Gang der Menschheit; welch anderen Wert stellte sie dar als die steigerungsunfähige Renzucht des menschenleeren Nordens, ihre Ahnin!

(S. 324) Dem natürlichen Ausdehnungsdrang der Junghirtenkulturen in der Welt war freilich ebenfalls durch klimatisch-floristische Bedingungen eine natürliche Grenze gesetzt. Starke Waldbedeckung mußten sie umgehen; und gerade davon bot das nacheiszeitliche Klimaoptimum mehr als die Gegenwart; andererseits freilich waren Wüsten und Steppen von heute vielfach noch gutes Grasland, mit dessen allmählichem Vertrocknen das Rind dem Pferd, dieses dem Kamel weichen mußte. „Vermutlich haben sich die Hornvieh- und vor allem die Reittierzüchter auf andere Weise ausgebreitet als alle bisherigen Kulturen, nämlich nicht durch allmähliches stammweises Vordringen von Land zu Land, sondern durch rasche Vorstöße kleiner Gruppen von kriegerischen Menschen, die, im Besitz treibbarer Herden, in der Nahrungsvorsorge weniger beengt waren als Jäger oder Ackerbauer".

Ein scharfer Schnitt zwischen diesen Junghirtenkulturen und dem Hirtenkriegertum ist ziemlich schwierig: das letztere hat sich jedenfalls schrittweise und schon protoneolithisch aus den ersteren herausentwickelt. Dazu kommt, daß sowohl die archäologische wie die völkerkundliche Erforschung dieser Junghirtenkulturen auf besonders große Schwierigkeiten stößt. Ihr Erhaltungszustand ist nach beiden Richtungen schlecht (vgl. z. B. S. 521).[1]) Um so

[1]) Nicht folgen kann ich Menghin bis jetzt darin, die Hornviehzüchter wesentlich aus der totemistischen Jägerkultur abzuleiten, nehme vielmehr

bewunderungswürdiger zeigt sich gerade in diesen schwierigen und meist verschütteten protoneolithischen Gebilden die rekonstruktive Fähigkeit der Wiener Schule, selbst wenn gerade hier weitere Forschungen von größter Dringlichkeit sind und zweifellos noch manche Unklarheit beheben, manche Annahme berichtigen dürften.

Teile des inneren und südlichen Asiens haben bei diesen protoneolithischen Fortbildungen des Menschheitswerkes wieder einmal die Ehre des schöpferischen Anfangs.

14. Die primären (orientalischen) Bauernkulturen (Mixoneolithikum) als späte und optimale Tiefkultur.

Die Merkmale des Bauerntums gegenüber den vorbäuerlichen Kulturen sind schon oben (S. 289) angedeutet worden. In den bäuerlichen[1]) Kulturen sind durchweg vorhanden (S. 525) mehrere Kulturpflanzen und mehrere Haustiere, vor allem Rind, Schaf und Schwein; dagegen sind Pferd oder Kamel nicht von Haus

als starke, vielleicht stärkere Wurzel das Pferdehirtentum an, wie ich es auch in meinem Schema ausdrücke. Ergologische Spuren, wie Menghin S. 516 anführt, die Kegeldachhütte, die doch nicht allgemein ist, und die Speerbewaffnung, sind zu wenig zu einem Beweis, das „halbreligiöse Verhältnis zu den Haustieren" deutet wohl eher auf pflanzerischen Einfluß. Das Patriarchat gehört auch zu den Hirten, deren Erbstücke bei den Hornviehzüchtern ja Menghin selbst hervorhebt.

[1]) Menghins Bezeichnung „Dorfkultur" muß, trotz ihrem hübschen Gegensatz zu Stadtkultur, als zu verschwommen und vieldeutig abgelehnt werden, da ja auch die Totemisten, Altpflanzer, Jungpflanzer und Rinderhirten schon eine Dorfkultur besitzen, die sich sehr bezeichnend als solche abhebt von den Grundkulturen, der Althirten- und Reiterkultur. Auch ist es gewaltsam, die Hirtenkrieger- und vollends die Herren- oder Stadtkultur unter die Stamm-, d. h. Tiefkulturen mit einzureihen; tut man dies, so behält man eigentlich gar keinen Absprung mehr, um irgendwo etwas einsetzen zu lassen, das nicht mehr Tiefkultur ist. Schon in den Junghirten- und Bauernkulturen steckt ja der Anfang von Hirtenkrieger- und Herrentum, und eine ganz scharfe Trennungslinie kennt die lebende Geschichte überhaupt nicht, weshalb jede Systematik etwas zu hart bleibt. Immerhin aber überwiegt doch im Bauerntum so sehr die Synthese aller Tiefkulturen, daß es am besten als deren vollkommenster Abschluß im System erscheint, während umgekehrt bei Hirtenkrieger- und Herrentum der Absprung ins gänzlich Neue überwiegt. Daß sich dabei Bauerntum, Hirtenkriegertum und Herrentum örtlich, zeitlich und soziologisch fortwährend überkreuzen, wird man selbstverständlich bei ihrer systematischen Auseinanderhaltung niemals aus den Augen verlieren. In diesem Sinn also ist mein am Ende dieser Abhandlungen abgedrucktes Übersichtschema gegenüber dem Menghinschen geändert. Es bringt auch sonst Vereinfachungen.

aus Bauerntiere, sondern aus Hirtenkrieger- oder Herrenkultur übernommen und in den landwirtschaftlichen Betrieb eingereiht. Der Pflug, der heute mit dem Bauerntum überall verknüpft ist, kann für die Anfänge des Bauerntums nicht nachgewiesen werden; jedenfalls spielt der Hackbau im Bauerntum noch eine große Rolle. Man wird also vielleicht gut tun, ein frühbäuerliches und ein reifbäuerliches Kulturstadium auseinanderzuhalten. Für das frühbäuerliche würde bezeichnend sein eine bloße Summierung der hornviehzüchterischen und der pflanzerisch-schweinezüchterischen Wirtschaftsweise. Dieses Vorpflugstadium ist (S. 607) „durch die Paläarchäologie so klargestellt, daß ein Zweifel daran kaum möglich ist". Erst das reifbäuerliche Stadium hat dann aus der Durchorganisierung beider summierten Wirtschaftsbetriebe ihre höhere Synthese geschaffen, indem das Rind usw. als Zugkraft die Feldbestellung rationalisierte, diese aber umgekehrt durch vermehrte Futtererzeugung die intensive Viehzucht, seßhafte Stallwirtschaft ermöglichte. Menghin (S. 607) hält es für wahrscheinlich, daß „der Pflug erst in der Zeit der Symbiose mit der Stadtkultur entstanden ist". Der Schlitten und der Wagen sind älter als der Pflug. Aber schon das Frühbauerntum war seßhaft wie das Pflanzertum und hat somit die ohnehin nie „hochnomadische" Hornviehzucht auf dazu geeignetem Land zur eigentlichen Haustierzucht fortgebildet. Wo die Dorfsiedelung befestigt wurde mit Erd- und Steinwerk, lag vielleicht schon Herrenkultureinfluß vor.[1]) Aus ihm stammt wohl der bäuerliche Gebrauch des Wagens, während zum steinzeitlichen Urbauerngerät Äxte, Erdhacken, Sicheln, Messer, Gefäße aus Holz, Leder, Geflecht und Ton gehören. Die Weberei ist — nach vorbäuerlichen Vorgängen — von Anfang an da.

Im Sozialen und Geistigen will Menghin (S. 526) wenig Eigenes gelten lassen. Nachdem der Hiatus, der zwischen dem Miolithikum und dem bäuerlichen Vollneolithikum der früheren Forschung zu klaffen schien, durch die Arbeit der Wiener Schule jetzt in einer so erstaunlichen Konkretheit ausgefüllt ist, wie man es

[1]) Die Dorfsiedelung hält Menghin für älter als den Einzelhof, der an örtliche Bedingungen und einen gewissen Grad der öffentlichen Sicherheit gebunden sei. Die Frage müßte wohl noch neu untersucht werden, wieweit der Einzelhof auf individuelle bzw. familienhafte Waldrodung zurückgeht.

noch vor wenigen Jahren zu hoffen nicht gewagt hätte, sind ja allerdings die vorbäuerlichen Kulturstufen für die Synthese des Bauerntums weithin sichtbar geworden. Im Bauerntum hinterlassen sowohl vater- wie mutterrechtliche Systeme ihre Spuren, ebenso die groß- wie die kleinfamiliären Ordnungen. Die ständische Gliederung (Häuptling, Adel, Priester, Gemeinfreie, Hörige, Sklaven) eines vom Herrentum erst wenig berührten Bauerntums hat immer nur eine geringe Entfaltung. Die breite Schicht der Gemeinfreien gibt in einer kräftigen Bauernkultur den Ton an. Sippen- und Stammesgliederung fehlt nirgends.

Die Schmiedekunst ist ein neolithisches Handwerk. Metalle sind schon in den ältesten geschichtlich bezeugten Bauernkulturen des Orients bekannt und kommen bald auch nach Europa. Ich zweifle indes, ob man die Schmiedekunst in eine engere Beziehung zur Bauernkultur setzen darf. Ihr Ursprung ist zweifellos vorbäuerlich, ihr Wesen sozusagen nebenbäuerlich, ein in starker sozialer Absonderung lebender Annex der Bauern-, Hirtenkrieger- wie Herrenkulturen. Die etwas prosaische Grundlage der Bauernkultur scheint in ihrer Vorliebe zu geometrisch-schematischer Kunst durchzuschlagen; jedenfalls fehlt im allgemeinen das Bedürfnis nach naturalistischer Bildnerei. Religiös ist die Bauernkultur stark an der Fruchtbarkeitsreligion der Pflanzer interessiert; der Einschlag der Vatergottesreligion ist in später zu besprechenden sekundären Bauernkulturen deutlich spürbar.

Bei der Herkunft des Bauerntums sind Jungpflanzertum und Rinderhirtentum hervorragend beteiligt. Das Entstehungsgebiet umfaßt nach den ältesten Schriftquellen die östlichen Gestade des Mittelmeeres und liegt nach der Herkunft der altbäuerlichen Kulturpflanzen in Vorderasien und Ägypten. Ebendorthin weisen auch die ältesten archäologischen Funde, wenn man (S. 329) von der noch kaum erforschten vorderindischen Bauernkultur absieht, über deren Alter sich noch nichts aussagen läßt.

Die taurische Bauernkultur (S. 48, 53, 330ff.) mit ihrer pflanzerischen Religion und dem schon in Anau I auftretenden Sonderzug der Gefäßbemalung überzog ursprünglich außer Iran, wo sie (Susa I a) die ältesten Proben vielleicht noch vor 3000 v. Chr. ergiebt und lange alleinherrschend blieb, auch Mesopotamien, Armenien und Nordsyrien. In der Eridukultur können wir um

3000 v. Chr. diese vorschumerische Bauernkultur Südmesopotamiens noch fassen, bevor sie in städtische Herrenkultur übergeht. Von dieser osttaurischen Bauernkultur zweigte in der ersten Hälfte des 3. Jahrtausends die westtaurische Sesklokultur nach Griechenland hinüber ab.

Die oberägyptischen (nilotischen) Bauernkulturen (S. 51. 340ff.) fußen auf der Rinderhirtenkultur unter Hereinnahme pflanzerischer Elemente. Das Badarien zeigt (erste Hälfte des 4. Jahrtausends) noch den Übergang von der vorbäuerlichen[1]) Rinderhirtenkultur; die ältere Negadekultur, d. h. die Amrahkultur Oberägyptens (nach 3500, frühprähistorische oder frühvordynastische Zeit) und die gleichzeitige nordnubische Kubaniehkultur sind volltypische Bauernkulturen, die, je weiter südlich, desto stärker zu Rinderhirtentum und Hirtenkriegertum neigen.

Die ostmittelländischen Bauernkulturen (S. 48, 53, 59, 352ff.) sind im 4. und 3. Jahrtausend, bis im 3. die Verstädterung einsetzt, als ein zusammengehöriger bäuerlicher Kulturkreis Kleinasiens, Kyperns und der ägäischen Inseln besonders aus dem kretischen Neolithikum (seit etwa 3600) bekannt; ein bis an die serbische Donau vorgeschobener Vorposten ist (von rund 3000 v. Chr. ab) die älteste Wintschakultur.

Die syrischen Bauernkulturen (S. 48, 356ff.), die sich über einer altpflanzerischen Schicht des frühen 4. Jahrtausends ungefähr vor 3000 v. Chr. gebildet haben, sind vielleicht der Ursprungsort mancher Kulturpflanzen; hier ist neben Getreide die Feige, der Ölbaum, die Rebe, der Granatapfel angebaut.

Die bisher genannten Bauernkulturen lassen sich als primäre zusammenfassen. Sie scheinen alle, einem zweifellos auch durch Übertragung verbreiteten „Zug der Zeit" folgend, jedoch mehr oder weniger selbständig, nebeneinander und parallel aus den vorbäuerlichen Komponenten mit starker örtlicher Eigenart zusammengewachsen zu sein. Das gleiche gilt auch noch für die ägyptischen Deltakulturen (S. 51, 359ff.), die gleichzeitig mit den schon genannten oberägyptischen, also zwischen 4000 und 3500 v. Chr., aber zum Unterschied von den oberägyptischen

[1]) „Bäuerliches Rinderzüchtertum" (S. 340) ist Druckfehler.

nicht auf rinderhirtlicher, sondern auf jungpflanzerisch-schweinezüchterischer Grundlage erwachsen sind.

Bevor wir nun zu den sekundären Bauernkulturen weitergehen, die unter dem Einfluß der primären orientalischen Bauernkulturen schon eine geschlossene bäuerliche Lebensform auf neue Erdstriche übertragen haben, ist es unerläßlich, der Entwicklung anderer Lebensformen unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

15. Hirtenkriegerkulturen (Mixo- und epineolithisch).

Daß schon das Junghirtentum Übergänge zum Hirtenkrieger- und Herrentum aufweist, haben wir oben betont. Den Rahmen der Tiefkultur haben nun solche Hirtenvölker gesprengt, die nicht nur ihren Kulturgüterbestand aus anderen Kulturen erweiterten, sondern vor allem auch den Zellkern des Herrentums so entwickelten, daß das Kriegerisch-Herrenhafte in ihrer Lebensform dominiert. Man kann die Hirtenkriegerkultur gar nicht mehr allein charakterisieren aus ihrer eigenen archäologischen Hinterlassenschaft oder ihrem völkerkundlichen Eigenbesitz; denn wesentlich ist für sie immer, daß sie so viel wie möglich parasitär auf anderen Kulturen lebt. Ihre Hinterlassenschaft enthält auch die Horte von Räubern, zusammengerafftes Fremdgut, das sie sich kraft Schwertrechts aneigneten; ihr völkerkundliches Leben zeigt vor allem die großartige Fähigkeit, andere zu bewirtschaften, zu organisieren, zu verwalten, also den Übergang zur eigentlichen Herrenkultur, von der sie nur durch die dünne Scheidelinie getrennt sind, daß sie noch nicht im Lande der untertänigen Völker selbst residieren und mit ihren Tributpflichtigen noch nicht zu einem Volksganzen verschmelzen.

Diesem Tatbestand gegenüber ist der Archäologe in keiner einfachen Lage. Zudem (S. 451) liegen die alten Sitze des Hirtenkriegertums in wenig erforschten Gebieten. Und endlich ist das Hirtenkriegertum vielfach nur eine schwer noch erfaßbare Durchgangsstufe zur Herrenhochkultur gewesen, die ihr eigentliches Ziel bildet, das, wenn es erreicht ist, die Vorstadien verwischt.

Die Hirtenkriegerkultur[1]) ist zunächst (S. 470) im innerasiati-

[1]) Die Aufhellung des Hirtenkriegertums (s. oben S. 282) hat Menghin (S. 528) gefördert. Wenn er als Äquivalent dafür auch den Ausdruck „Steppenkultur" verwendet, so muß ich diesen aus ähnlichen Gründen ablehnen

schen Herd der Junghirtenkulturen entstanden, blieb aber weiterhin (S. 569) nicht auf altaische und uralische Stämme beschränkt, sondern dieser Kulturform wandten sich auch semitohamitische, sogar bantuisierte, ferner indogermanische, tibetochinesische u. a. Stämme zu. Menghin hält (S. 470) die älteste Entstehung dergestalt für möglich, daß „Reittierzüchter sich Horntiere zuzulegen begannen und andere Güter der Bauern- und Stadtkulturen übernahmen, ohne auf das Nomadisieren zu verzichten. Daher wird auch das Schwein von diesen Kulturen vollkommen[1]) abgelehnt". (S. 528) Die Nahrung liefert hauptsächlich noch die Milch der Herden.[2]) Die Pflanzennahrung wird überwiegend gekauft oder erpreßt, ein wenig auch durch Arbeit von Unfreien wohl angebaut. Gewohnt wird im Zelt (Jurte oder Viereckszelt) oder in der Rundhütte (Osthamiten). (S. 530) Die Beziehungen zu Totemismus sind mannigfach. Die Kunst ist bildfeindlich, ornamentfreudig. Die Tierornamentik, die in geschichtlicher Zeit dem ganzen Innerasiatentum eigentümlich geworden ist, stammt teils aus der epimiolithischen Tierbildnerei Nordeurasiens, teils aus einer Wiederbelebung dieser Disposition durch den Einfluß der orientalischen (später auch der griechischen) Hochkulturkunst in „komplizierter Kreuzung verschiedener Kunstgesinnungen". Es besteht Vorliebe für gut gebaute Gräber, besonders das Steingrab. Die Religion steht der althirtlichen nahe in ihrem Eingottglauben (Jahweh, Allah), soweit sie nicht durch fremde Einflüsse zersetzt ist. Aus dem Jungpflanzertum ist der Schamanismus auch hier eingedrungen. Die Kulte waren ursprünglich bildlos, wurden dann

---

wie oben den Ausdruck „Dorfkultur" als Äquivalent für „Bauernkultur". Denn zwar ist in einigen Fällen „Steppenkultur" der Hirtenkrieger ein ganz anschaulicher Gegensatz gegen die Oasen der Bauern- und städtischen Herrenkulturen. Aber einmal gibt es auch Hirtenkriegerkulturen, für die die Steppe weniger bezeichnend ist, und vor allem: Steppenkulturen waren auch schon die einfachen Hirtenkulturen, ja auch Jägerkulturen und die Klingengrundkultur. Der Ausdruck läßt sich also nicht ohne Gewaltsamkeit und schwerlich ohne viel Verwechslungsgefahr eindeutig für unseren einzelnen Kulturtypus abstempeln.

[1]) d. h. soweit sie dem ursprünglichen Typus treu geblieben sind wie z. B. die Beduinen.

[2]) Ein typischer Einzelzug, der über Schumer weg die innerasiatischen und die ost- und südafrikanischen Angehörigen dieses Kulturkreises verbindet, ist das Einblasen von Luft in die Kuhscheide beim Melken (Menghin 529, Flor Tafel bei S. 24).

aber häufig an heilige Steine u. dgl. geknüpft. Die Ehe ist durchweg polygam, mit einer der ständischen Rangstellung und dem Reichtum entsprechenden Steigerung der Polygamie.

Die Dominante dieses Kulturkreises ist sein hypertropher politischer Sinn. (S. 529) Ein ungemein gesteigertes Stammesbewußtsein trägt die Menschen, die zur Krieger- und Herrenschicht gehören. Die Stämme zerfallen in Geschlechter. Eine betonte ständische Gliederung hebt den Adel heraus, drückt die Unfreien unter die Gemeinfreien. Manneswürdige Beschäftigungen sind Viehzucht, Raub, Krieg, Verwaltung tributärer Völker. Durch ihre bedeutende organisatorische Kraft, als Ausgangspunkt vieler Reichsgründungen ist die Hirtenkriegerkultur eine große und aktive geschichtliche Macht geworden. Sie war (S. 606) im 4. Jahrtausend wohl „die treibende Kraft im schumerischen Volkstum".

Archäologisch wird die Hirtenkriegerkultur zuerst faßbar in der pontisch-aralischen Steppe. Vorausgegangen ist der hier gefundenen Kulturengruppe freilich ohne Zweifel mancherlei Hirtenkriegertum, das an der Basis der Herrenhochkulturen in Mesopotamien, Ägypten und dem drawidischen Vorderindien liegen muß, dort aber keine recht faßbaren Spuren hinterlassen hat, weil diese Kultur ja überall mindestens teilweise parasitär auf der Grundlage ihr artfremder Tiefkulturen sich entwickelt hat; auf Pflanzer- und besonders Bauernkulturen zumal; in den Stromtälern gingen die erobernden Hirtenkrieger rasch zur Seßhaftigkeit über, damit zu einem Herrentum, das die städtische Hochkultur entbunden hat, so daß dort das Hirtenkriegerstadium sich nicht als solches gesetzt hat. Anders, wie gesagt, in der südrussischen Steppe, wo zwischen Dniepr, Wolga und Kaukasus und weiterhin weit nach Osten, vielleicht bis zum Altai sich erstreckend, das Hirtenkriegertum durch Jahrtausende blühte.

Die ältere Kubankultur (Flor 207) zwischen 3000 und 2500 v. Chr. gehört einem langschädligen, nicht sehr hochgewachsenen Volk aus Südsibirien, dessen Zugehörigkeit zur ugrischen Sprachgruppe vermutet wird — die Madjaren sind weit später als ugrische Hirtenkrieger in die Geschichte eingetreten —. Die ältere Kubankultur kommt aus einer Kultur von Reitervölkern her. Im Nordwestteil des Kaukasus fußend, ist sie die älteste Herrenkultur auf europäischem Boden. (Menghin 452ff.) Wohl

in Zelten lebend mit reicher eigener Tierzucht, glänzt diese Kultur, deren Beziehungen in die babylonische Hochkultur reichen, mit herrlichen Kunstgegenständen, uns in reichen, prunkvollen Herrengräbern erhalten. Dem toten Herrn werden Frauen, Gesinde, Gefolgsleute ins Grab mitgegeben. Über den fürstlichen wie den einfachen Gräbern wölbt sich ein Hügel (Kurgań). Die Totenpflege der Hirten ist ins Herrenmäßige gesteigert.

Die syrisch-arabische Hirtenkriegerkultur (S. 460f.), die entweder spontan sich auf der Grundlage (oben S. 284) eines älteren dortigen Reittierzüchtertums entwickelte oder aber von nördlichen Einflüssen bestimmt wurde, ist uns besser aus den Geschichtsquellen der angrenzenden Hochkulturen bekannt als archäologisch. Doch ist von dieser kriegerisch-herrenmäßigen beduinischen Kamelzüchterkultur eine imposante Denkmälergruppe erhalten, jene gewaltigen Trichterhürdenfallen im Inneren Arabiens, bis zu 18 Meilen lange Mauern, zwischen welche Berittene das Jagdwild trieben.

Noch weiter südlich wirkte Hirtenkriegerkultur nach Ostafrika hinein. (S. 607) „Hier bildet sich ein sekundärer Herd des Hirtenkriegertums, dessen Menschenmaterial wohl hauptsächlich die Rinderhirten lieferten. Die sprachliche und rassische Eigenart der Nubier läßt aber die Vermutung zu, daß Innerasiaten bis ins obere Nilgebiet vorgedrungen sind.“ (S. 461) Ganz Ostafrika ist voll archäologischer Reste von Hirtenkriegerkulturen. (S. 51, 462) Die Ngorongokultur (um 2500 v. Chr.) hat Viehwirtschaft mit etwas Pflanzenbau und auffallenden Beziehungen zur innerasiatischen Hirtenkriegerkultur. Bei der Beisetzung des Fürsten sind wahrscheinlich Sklaven geopfert worden.

(S. 607) „Turkomongolen, Araber und Osthamiten vertreten das Hirtenkriegertum noch heute in ungebrochener Weise.“ (S. 462) Die Umwandlung der Gobikulturen in Hirtenkriegerkulturen, die Pferd, Schaf und Rind züchten, ist archäologisch nicht zu verfolgen, vielleicht erst spät erfolgt, als schon die Metalle vordrangen. (S. 530) Die Turkomongolen leben ausschließlich in patriarchalischen Großfamilien; bei den übrigen Hirtenkriegern finden sich mutterrechtliche Spuren; stark mutterrechtlich ist die auf bedeutenden jungpflanzerischen Unterlagen erwachsene westtibetanische Kultur.

Geschichtlich wie archäologisch gleich unbekannt ist die Vorgeschichte der polynesischen Kultur, die aber nach ihrem Gesamthabitus hier anzuschließen wäre. Sie ist von europiden Auswanderern aus Innerasien durch Vorderindien gegangen und hat auf dem Weg zu ihren endgültigen Sitzen die Viehzucht verloren, aber die Züge einer vielleicht sekundär wieder zurückentwickelten vorstädtischen Herrenkriegerkultur bewahrt. (S. 44, 532) Wahrscheinlich stammt diese Wikingerkultur aus einem epineolithischen Vorläufer des 1. Jahrtausends v. Chr. (vgl. S. 82). Gegenüber dieser ihrer vorauszusetzenden Ahnenkultur hat die polynesische eine sichtbare Rückentwicklung erfahren. Z. B. geht ihr die Metalltechnik verloren, obwohl sie die Formen derselben in Erinnerung behält. Sie war eben in Gegenden ohne Zufuhr metallischen Rohstoffs gelangt. Auch die Wirtschaftsweise der polynesischen Kultur hat sich den Eigentümlichkeiten der Landesnatur in den eroberten Landstrichen angepaßt. Aber eine Rückentwicklung ist auch in anderen Beziehungen eingetreten; so haben wir im Polynesiergebiet wohl stadtähnliche Ruinen (S. 527), aber keine überlebende Stadtkultur mehr. Von der polynesischen Kultur und von der ostasiatischen Hochkultur aus ist die vorkolumbische Hochkulturwelt Amerikas ins Leben gerufen worden. Auch sie hat, wenn man bedenkt, daß sie erst nach Christi Geburt entwickelt wurde, für diese Zeit erstaunlich altertümliche Züge; man glaubt sich eher an Babylonien oder Altägypten als an das chinesische, indische oder abendländische Mittelalter erinnert, wenn man die amerikanische Hochkultur um 1500 n. Chr. studiert. Ähnlich wie bei der polynesischen Herrenkultur, so liegt auch bei den amerikanischen Herrenhochkulturen die Erklärung für ihre späte Altertümlichkeit, die als Nachzüglertum erscheinen könnte, zum Teil wohl darin, daß hierbei die Herren-, bzw. die Herrenhochkultur auf eine besonders altertümliche Unterlage überpflanzt worden ist. In Polynesien wie in Amerika fehlte die Bauernkultur, mußte das Herrentum sich auf Pflanzer- und Jägertum einzurichten suchen, vielleicht auch in der Küstenhochkultur des südwestlichen Vorderindiens. Von diesem Seitenblick auf späte und sekundäre Herrenkulturen ohne Symbiose mit Bauerntum wenden wir uns jetzt der Frage nach dem Ursprung der städtischen Hochkultur zu.

(Schluß folgt.)

LIEBES- UND GESELLSCHAFTSKASUISTIK IM MITTELALTER UND ROKOKO.

LITERARISCHES MOTIV UND LEBENSFORM.

VON OTTO GÖRNER.

Wir sind gewöhnt — pointiert gesagt —, die Literatur aus dem Leben hinauszusehen. Ein Stoff, ein Inhalt, ein Motiv als weltliterarischer Besitz erscheint unserem Forscherbemühen erst dann richtig eingedeutet und erkannt, wenn wir ihn der schaffenden Phantasie des Volkes zugewiesen haben, wenn es uns gelungen ist, seine Irrationalität abzutrennen von dem, was uns die ratio von Wirklichkeit und Geschichte ist. Das ist Fluch und Segen von einem Jahrhundert Märchenforschung — das Wunder der Palin- oder der Polygenesie, das Geheimnis der ältesten Fassung, die Weite des fernen Entstehungspunktes, die mythischen Gestalten und die mythischen Züge: all das, was dem Märchen und allem Erzählgut eigne, haben unsere Vorstellungen von literarischen Prozessen und Formen, von Bedeutungen und von dem Wesen des immer nur schaffenden und nie aufnehmenden Sagens des Volkes zu einer Welt jenseits von uns gemacht. Wir müssen uns dennoch darüber klar sein, daß wir uns mit solcher Sehweise eine geschichtliche Quellenmöglichkeit verschütten und eine Exegese abgebildeter Wirklichkeit da versäumen, wo sie uns geboten ist. Nicht alles Erzählte ist Märchen, und wie ein großer Dichter das Leben und seine Probleme in der Form des Bildes zu geben weiß, so tut es auch die Poesie, die Gemeineigentum ist. Welche Dienste leistet uns nicht die Heiligenlegende! Wieviel von der Kulturwirklichkeit und der Lebensart des Mittelalters würden wir übersehen, wenn uns ihre starke Geistigkeit nicht hälfe, den mittelalterlichen Menschen zu erkennen. Welche Aufgabe bietet die griechische Mythe für die Erschließung der griechischen Vorzeit und für das gesamte Griechentum selbst. Wo liegt ein gut Teil der Geschichtschreibung des deutschen 15. Jahrhunderts anders

als etwa in Memorabiliensammlungen in der Art eines Johann Wolfius.

Ein ganz entscheidendes Bereich solcher Quellenmöglichkeit scheint mir die Kasuistik darzustellen. Gerade der Kasus als Ausdruck gesellschaftlichen Lebens und gesellschaftlicher Form bietet eine Gelegenheit, Sitte und Kultur zu erschließen. Eine Kasusforschung zur Erkenntnis von Ratio und Brauch der Gesellschaftssitte wird immer der Märchenforschung mit ihrem Betonen des Irrationalen im volkskundlichen Sinne gegenüberstehen. Der Kasus repräsentiert die Welt in uns im jeweils zeitlich modifizierten Gewand.

Im folgenden soll der Versuch gemacht werden, zwei Zeiten ausgeprägter Liebeskultur — Mittelalter und Rokoko — aus einem Punkte — einem gemeinsamen — ihrer Liebespsychologie und gesellschaftlichen Besinnung im Gewande der Literatur zu erhellen.

I.

Lessing würdigt einmal das kleine einaktige Lustspiel J. F. Löwens „Das Räthsel, oder Was dem Frauenzimmer am meisten gefällt“, das sich in dessen „Schriften“[1]) einmalig gedruckt findet, in der Hamburgischen Dramaturgie[2]) einer freundlichen Besprechung. „Es ist eine Plaisanterie,“ sagt er, „und Plaisanterieen muß man nicht zergliedern wollen.“ „Herr Löwen selbst giebt sein Räthsel für nichts anders, als für eine kleine Plaisanterie, die auf dem Theater gefallen kann, wenn sie gut gespielt wird.“ Eine Zergliederung mag uns hier aber doch recht weit führen, zu einem Problem von nicht unbeträchtlicher literarischer und literarhistorischer Bedeutung, zu dem in besonderer Ausprägung das kleine Löwensche Spiel für die deutsche Literatur den einzigen Einsatzpunkt bildet, und es wird sich erweisen, daß hier ein in deutsche Sprache versprengtes Endstück einer in anderen Literaturen klar vollzogenen Formbildung vorliegt.

Bei der Abfassung des „Räthsels“ hat Wieland Pate gestanden mit seinem Don Sylvio, jener sich an Cervantes messenden Parodie aller um diese Zeit blühenden Feengeschichten. In dem fahrenden

---

[1]) Hamburg 1765, IV. Teil, S. 339—367.
[2]) 1. Bd., 29. Stück. Den 7. August 1767.

Ritter steckt sein Don Sylvio selbst, der sich von der Fee Fanferlüsch verhext glaubt und einer Dame nachreist, deren Bildchen er gefunden hat; und Pedrillo, sein Waffenträger, bekennt sich als Sohn des Dieners von Don Sylvio und spricht von Sancho als seinem „Urvater".

Dieser Wielandabkömmling nun hat ein leidiges Abenteuer bestanden, er hat eine harmlose alte Bauernfrau, die Eier zur Stadt trug, umarmt, weil er der Dame seines Herzens zu begegnen meinte, und ihr dabei sämtliche Eier zerbrochen. Seinen Quersack aber, aus dem er ihr 30 Taler versprochen hatte, raubt ihm ein Räuber samt seiner Rosinante, so daß man ihn als schuldig vor die Königin Bertha führt, die ihn als „Ehrenschänder" zum Tode verurteilt. Nur eines kann ihn retten, wie ihm Pedrillo einschärft: „Ein Räthsel soll euer Leben oder euren Tod bestimmen. Ihr sollt das Geheimniß errathen: Was dem Frauenzimmer am meisten gefällt. Man giebt euch sechs Monate Zeit; wir reisen umher, fragen uns die Seele aus dem Leibe, und kommen eben so klug wieder, als wir weggewandert sind." Während sich Robert zu Pedrillos zänkischer und verbuhlter Frau Magotine begibt, um auch die um eine Antwort auf die heikle Frage anzugehen, macht sich an den schlafenden Pedrillo ein häßliches altes Weib heran, das seinem Herrn die Frage lösen will. Nur so ist es ihr nämlich möglich, wie sie in einem Monolog offenbart, ihre frühere Gestalt wiederzubekommen: die gütige Fee Radiante hat ihr das zugesagt, wenn sie einen jungen Ritter aus augenscheinlicher Lebensgefahr rettet. Robert nimmt ihre Hilfe an und schwört dafür, ihr einen Wunsch zu erfüllen, den sie sich ausbedungen hat. Und so ist denn seine Antwort vor der Königin: die Frauenzimmer „denken Tag und Nacht auf Nichts, als wie sie die Herrschaft über ihre Männer und Liebhaber führen wollen", und der Wunsch der Alten: Robert soll sie heiraten. Die Königin befiehlt ihm zu tun, was die Alte verlangt. Robert muß gehorchen und sie umarmen, und im selben Augenblick verwandelt sie sich in „eine junge Schönheit", die Tochter der Königin, die Bertha vor Jahren verloren und schon in dem Bildchen Roberts wiedererkannt hatte. Die böse Fee Moustache hatte das schöne Mädchen in eine häßliche Alte verhext. Zum Schluß erscheint die gütige Fee Radiante selbst, durch deren Schutz die Rückverwandlung von Berthas Tochter ins Werk gesetzt werden konnte. Das kleine Stück schließt mit einem Divertissement.

Diese Handlung mit Figuren des Wielandschen Jugendromans ist aus zwei kleinen französischen Werken umgesetzt, die kurz vorher erschienen waren, aus Favarts „La Fée Urgèle ou ce qui plaît aux dames, comédie en quatre actes, mêlée d'ariettes" und, gleich diesem, aus Voltaires Verserzählung „Ce qui plaît aux dames"; das erwähnt auch Lessing in seiner Rezension, ohne den Verfasser des von den italienischen Komödianten in Paris auf-

geführten Stücks zu nennen. In welcher Weise die Verknüpfung von Geschehen und Personen der beiden französischen Dichtungen in den deutschen Einakter übernommen wird, ist an späterer Stelle und in methodisch anderm Zusammenhang darzutun. Hier sind wir vorerst an der Stelle angelangt, wo wir versuchen müssen, jenen Handel eines Ritters, eines jungen Mannes, mit einer häßlichen Alten, die sich in ein junges schönes Mädchen verwandelt, im Zusammenhang mit der zu beantwortenden Frage, was den Frauen am meisten gefällt, kurz die Fabel oder das Motiv, das sich in Löwens Lustspiel verbirgt, an anderen Stellen der Literatur zu finden, mag sein als Rätsel oder Rätselmotiv — wie ja der Titel bei Löwen besagt und was die Frage offenbar zu bedeuten hat — oder als Märchenmotiv, als das es sich dem Auftreten einer Fee in den drei genannten Werken nach womöglich charakterisieren läßt. Wir sind bei aller Erforschung von Motiven oder solchen Gebilden wie Rätsel und Märchen immer dann besonders glücklich daran, wenn wir sie in Zeiten und an Orten finden, wo sie in größerer Zahl zusammenschießen, wo sie gleichsam noch jung und unverhüllt durch das Beiwerk des Ausspinnens und Erzählens sind, wo die Literaturform Schriftsteller und Leser schon durch ihr einfaches Bedeuten fesselt.

Natürlich hat auch Voltaire sein anmutiges ,,Ce qui plaît aux dames", das er ein ,,conte de ma mère l'Oie" nennt und sich zum Lesen ,,après souper" denkt, nicht erfunden, sondern sein conte steht mit der Favartschen Operette zusammen als Nacherzählung im Bereich dreier, genau gesagt zweier Übersetzungen einer Drydenschen Verserzählung, ,,The Wife of Bath her Tale".[1]) Diese meist wörtlichen, zum Teil aber kürzenden und dem französischen Geschmack der Zeit angepaßten Übersetzungen in Prosa von unbekannter Hand sind erschienen im ,,Journal étranger" von 1757 und im ,,Année littéraire" von 1764. Contant d'Orville hat dann die Fassung im ,,Journal étranger" in seine ,,Nuits anglaises" übernommen.[2]) Und auch Dryden ist nicht der erste, sondern er

---

[1]) In ,,The Fables", 1699.

[2]) III. Teil, 30e nuit. — Vgl. A. C. Hunter, Le ,,conte de la femme de Bath" en français au XVIIIe siècle, Revue de litt. comparée, 1929, S. 117 bis 140.

erzählt nur The Wife of Bath's Tale aus den Canterbury Tales von Chaucer nach.

Aber noch haben wir mit den in Chaucers Nachfolge stehenden bisher genannten Dichtungen erst den einen Ast, in dem das Wife of Bath-Motiv, wie wir vorläufig dieses nur erst knapp umrissene literarische Gebilde nennen wollen, weitergewachsen ist. Was wir bis jetzt, vom 18. bis ins 14. Jahrhundert rückwärtsgehend, gefunden haben, steht, das ist ohne Zweifel, in genetischem Zusammenhang. Aber es wird sich ergeben, wie, ganz von sich aus und diesen Zusammenhang brechend, das Wife of Bath-Motiv sich gerade auf diesem Ast abgewandelt und seine Form verändert hat. Für Chaucer selbst eine Vorlage oder Quelle zu finden, hält schwer, Vermutung steht da neben Vermutung: man hat an ein nordfranzösisches Fabliau[1]) oder an ein example-book[2]) gedacht; Gräße[3]) weist fälschlich auf die Gesta Romanorum; schließlich wird eine alte Fassung einer aus dem 15. Jahrhundert bekannten Ballade angenommen[4]), mit wieviel Recht, das zu erörtern soll ein Hauptpunkt der folgenden Untersuchung sein.

Wir brauchen auch zunächst nicht weiter zurückzugehen. Chaucers Fassung ist so klar geformt, sie enthält die Struktur des Motivs in so deutlicher Schärfe, daß wir sie methodisch als Ausgangspunkt, als, wie sich zeigen wird, Urtypus unseres Motivs nehmen dürfen. Zeitlich neben Chaucer steht, von diesem benutzt oder durch ihn angeregt — das mag einstweilen dahingestellt bleiben —, eine Version der Wife of Bath-Geschichte in der Confessio amantis seines Freundes und Dichtergenossen John Gower, und außer bei ihm läßt sich das Vorkommen dieses Motivs und seiner „analogues" (Maynadier) an noch einer ganzen Anzahl Punkten der westlichen und nördlichen Literatur feststellen, so in englischen und gälischen Balladen; selbst in der isländischen Saga, in norwegischen und dänischen Dichtungen finden wir es

[1]) W. Hertzberg, Geoffrey Chaucer's Canterbury-Geschichten, Hildburghausen 1866, S. 622.

[2]) Vgl. F. J. Child in The English and Scottish Popular Ballads, I, S. 292.

[3]) Lehrbuch einer allgemeinen Literärgeschichte, II, 2, 1033.

[4]) G. H. Maynadier, The Wife of Bath's Tale. Its Sources and Analogues. London 1901. — Vgl. J. Koch, Literaturbl. f. germ. u. rom. Philol., 1903, Sp. 153ff.

im Zeitraum des 14. und 15. Jahrhunderts wieder, oft nach den verschiedensten Seiten abgewandelt, aber doch noch klar erkennbar. Es handelt sich also um einen ganzen ausgedehnten Komplex von Fassungen, der uns vor die verschiedensten Aufgaben vergleichender Art stellt, Aufgaben, die schon mehrfach in Angriff genommen worden sind. Da ist neben Childs Erläuterungen in der schon genannten Balladensammlung und den Aufsätzen von W. A. Clouston[1]) und F. Görbing[2]) vor allem das angeführte Buch von Maynadier zu nennen.

Eine Tafel nach dem VI. Kapitel dieser Arbeit veranschaulicht das Ergebnis von Maynadiers Bemühungen: den vermutlichen Zusammenhang all dieser Versionen, dieser Märchen, wie er meint, deren Ursprung, da die irische Überlieferung ein höheres Alter beanspruchen könne, ein keltisches Märchen sei. Wenn man Maynadier recht gibt, dann ist hier die Abhängigkeit der einzelnen Fassungen voneinander recht gut zu erkennen. Seine Betrachtungsweise ist notwendig auf die Voraussetzung gegründet, daß ein an einigen Merkmalen erkennbarer und charakterisierbarer Stoff eine Gesamtexistenz von der Art eines Stammbaums hat, daß er eine gemeinsame Wurzel besitzt, eine Genese durchmacht, in Zeit und Raum umherwandert, in die Gegend seines Ursprungsorts zurückkehren kann. Das ist, wenn man den Stoff von außen betrachtet, an den nachzuprüfenden Stellen, so auf der Linie Chaucer-Dryden-Voltaire-Löwen, durchaus nicht in Zweifel zu ziehen. Schwieriger wird es schon da, wo man gezwungen ist, mit Hypothesen zu arbeiten, wie etwa der, daß der „mythische" Grundzug eben dieses Stoffes, so wie er vorliegt, auf frühere Fassungen weise, wobei denn nötige Voraussetzung wäre, daß immer die älteren und ältesten die eigentlich „mythischen" sind. Zum zweiten aber genügt es nicht, den Stoff selbst nur notdürftig zu kennzeichnen und etwa, wie das bei Maynadier, weniger schon bei Görbing geschieht, für das Handlungsmotiv, das gleichsam um die Figuren herumgebunden ist, ohne weiteres das figürliche

[1]) The Knight and the Loathly Lady i. Originals and Analogues der Chaucer Society, IIe series, 22, S. 483 ff.

[2]) Die Ballade The Marriage of Sir Gawayn in ihren Beziehungen zu Chaucers Wife of Bath's Tale und Gowers Erzählung von Florent. Anglia, XXIII, S. 405—423.

Motiv zu nehmen, z. B. den Mann, der das Rätsel zu lösen hat, auf der einen Seite, auf der anderen die Alte bzw. ein verwandeltes Scheusal, das die Liebesherrschaft fordert oder darstellt. Gerade dieses letzte Charakteristikum verführt Maynadier dazu, einseitig vorzugehen. Er grenzt wohl auf der einen Seite scharf ab — gegen die Erzählung von der Entzauberung eines in ein Ungetüm verwandelten Wesens durch aufopferungsvolle Berührung —, aber auf der anderen verfließen ihm die Grenzen, wenn er Figuren in Parallele stellt wie etwa die Kundry im Parzival, die vom ursprünglichen Motiv weit ab liegen. So bekommt der angenommene Stammbaum den Charakter einer Beziehung zwischen gleichen und ähnlichen, aber auch ganz unähnlichen Dingen, und doch wieder steht und fällt ihr Zusammenhang, ihre Abhängigkeit voneinander gerade mit ihrer Definition. Überhaupt: welche methodischen Folgerungen ergeben sich, wenn wir mit dem Begriff „Analogie" arbeiten?! Wir müssen bescheidener und zugleich konsequenter sein und uns nötigenfalls mit einem Neben- und Nacheinander in Zeit und Raum begnügen, wo uns ein genetisches Auseinander anzunehmen zu gewagt erscheint. Dabei bemühen wir uns, an die Stelle eines Komplexes oberflächlich bestimmter, aber als „ähnlich" dargelegter literarischer Dinge eine klar bestimmte und erkannte literarische Form zu setzen, die ihren Zusammenhang nicht in den Kategorien des Historischen und stammesmäßig Verwandten hat, sondern auf eine andere Weise, die wir vorläufig Einheit des Denkens nennen wollen.

Anstatt zahlreiche Varianten aneinanderzureihen, greifen wir einige scharf zu bestimmende Typen unseres Motivs heraus, nachdem wir es zuvor an einer Stelle, wo es am eindeutigsten, am ausführlichsten, am sinnvollsten zutage tritt, so deutlich wie möglich beschrieben haben. Diese Stelle ist Chaucers Fassung. In ihm liegt für unseren Fall der Punkt, wo wir unverhüllt und in einfacher Bedeutung das Wife of Bath-Motiv antreffen.

II.

Chaucer ist der nördliche Repräsentant eines Prozesses des 14. Jahrhunderts, der alle bisher an feste Formen — es sind meist die des Rittertums — gebundenen Stoffe in Fluß bringt und sie sich neu ordnen, neu gruppieren und festigen läßt. Epos, Roman, Lai,

Fabliau und andere Kunstformen, die dem literarischen Bedürfnis der Zeit nicht mehr entsprechen, geben ihre Inhalte als Ganzes oder in Teilen her, und diese schießen neu zusammen, werden neu und anders verstanden. Volkslied, Ballade, Volksbuch, Roman — in der neuen Konstellation des Amadisromans — kommen in Blüte, allen voran erfüllt das 14. Jahrhundert die Rahmenerzählung, die die neu erstehenden Novellen in sich saugt. Was Boccaccio getan hat, das unternimmt kurze Zeit später Chaucer und neben ihm, wenn auch in anderer Weise, Gower.

Wie bei Boccaccio stehen auch bei Chaucer die Figuren des Rahmens in unmittelbarer Beziehung zu dem, was sie erzählen; die besondere Wirklichkeitssphäre des Rahmens und die der einzelnen Novellen stehen in Wechselwirkung. So werden wir auch, wenn wir die Bedeutung jenes alten häßlichen Weibes erkennen wollen, das Bild des handfesten Wife of Bath vor Augen behalten müssen, wie sie der Prologue (445—476)[1]) und wie sie sich selbst im Prolog zu ihrer Erzählung gibt. Da sitzt sie, etwas taub, aber drum nicht faul und langsam, die angesehene Inhaberin einer Tuchfabrik, unter den Pilgern, niemandem den Vortritt lassend, zumal nicht anderen Weibern beim Messehören, mit stattlichem Kleid und schwerem Kopfputz, die Vielerfahrene und Weitgereiste, die dreimal das heilige Grab besucht hat, ein ansehnliches und leckerhaftes Frauenzimmer, wie sie herausfordernd gespornt durchs Land reitet. Zumal in Liebesdingen ist sie ebenso klug wie abenteuergefestigt, und in Liebestränken weiß sie Bescheid. Und so läßt sie, die an fünf Männern erprobte Witwe, der auch der sechste nicht unwillkommen ist, ihre fröhlich-zornigen Tiraden los gegen Jungfernschaft und Einzahl der Ehen, die nirgends geboten seien, und schwatzt von der Geschichte ihrer kampfreichen fünf Ehen mit drei guten, aber sehr alten und zwei bösen, aber recht jungen Männern, von denen sie sich noch jeden zur Dienstwilligkeit und Folgsamkeit erzogen habe. Witwe Else ist recht bewandert in den klassischen Schriftstellern, mit denen sie auch, wenn es sein muß, den Kampf antritt, und sei es der weiberfeindliche Traktat des hl. Hieronymus contra Jovinianum, aus dem sie die ihr nicht zusagenden Blätter herausreißt (675 ff.). — Aus

[1]) The complete works of Geoffrey Chaucer ed. W. W. Skeat.

dem Munde dieser herrschsüchtigen Dame hören wir die folgende Geschichte:

Es ist in der Zeit des Königs Arthur, da die Feerie noch blühte und die Elfenkönigin mit ihrem Gefolge tanzte. Das Christentum hat diese leichte Gesellschaft vertrieben, Mönche laufen umher, wo früher die Elfen spielten (857—881). Ein fröhlicher Ritter von Arthurs Hof trifft auf einem Ritt ein hübsches Mädchen und tut ihr Gewalt an. Sie wendet sich mit ihrer Beschwerde an den König, der den Ritter, dem Gesetze gemäß, mit dem Tode bestrafen muß. Die Königin und die Damen des Hofs bitten für den Verurteilten um Gnade, Arthur überläßt die Entscheidung der Königin (882—918). Und die Königin bestimmt:

> I grante thee lyf, if thou canst tellen me
> What thing is it that wommen most desyren? (904f.)

Für die Beantwortung dieser Frage hat er ein Jahr und einen Tag Zeit.

Fragend zieht er durchs Land, aber keiner der Bescheide, die er erhält, gleicht dem anderen. Manche antworten Reichtum, manche Ehre, andere schöne Kleider, Liebesfreuden, oft verwitwet und oft verheiratet sein, umschmeichelt werden, frei sein. Wieder eine meint: für recht verschwiegen gehalten zu werden, und sie erzählt, abweichend von Ovid, wo der Barbier der Verräter ist, die Geschichte des Midas mit den Eselsohren, von denen der unter dem Siegel größter Verschwiegenheit einzig seiner Frau gestanden hatte. Die muß denn das Geheimnis, um ihr Herz zu erleichtern, wenigstens dem Wasser anvertrauen (919—982). So reitet der Ritter sorgenvoll weiter, weil er keine eindeutige Antwort bekommt. An einem Waldrand begegnet er 24 oder mehr tanzenden Frauen (ladies 992), aber als er sich nähert, um auch sie zu befragen, verschwinden sie. Nur ein altes, undenkbar häßliches Weib bleibt zurück und fragt ihn, was er suche. Er teilt ihr seine Frage mit, die sie sich sofort bereit erklärt ihm zur völligen Zufriedenheit der Königin und aller Damen zu beantworten, wenn er ihr das erste gewährt, was sie sich wünscht. Das verspricht er ihr mit Wort und Handschlag. Darauf raunt sie ihm ein Sprüchlein ins Ohr, und sie begeben sich zusammen zum Hof (983—1022). Dort gibt er vor der einberufenen Versammlung der Königin und ihrer Damen seine Antwort:

> „My lige lady, generally", quod he
> „Wommen desyren to have sovereyntee
> As wel over hir housbond as hir love,
> And for to been in maistree him above;
> This is your moste desyr, thogh ye me kille,
> Doth as yow list, I am heer at your wille." (1037ff.)

Keine der Damen hat gegen diese Antwort etwas einzuwenden, und er wird freigesprochen. Da meldet sich das alte Weib und dringt auf Erfüllung des ihr gegebenen Versprechens; ihr Wunsch ist, von dem Ritter geheiratet zu werden. Der bietet all sein Gut, um freizukommen, aber er ist ihr um nichts

feil, und so bleibt ihm nichts anderes übrig, als sein Wort zu halten und sie zu freien (1023—1072). Bekümmert hält er in aller Stille Hochzeit mit der Alten. Als er nun das Lager mit ihr teilen muß und sich bedrückt hin- und herwendet, fragt sie ihn lächelnd, warum er sich ihr gegenüber so benehme, wo sie ihm doch nie etwas zu Leide getan, ja das Leben gerettet habe. Das sei doch kein Wunder, entgegnet er, sie sei zu alt und von zu niederer Herkunft. Doch sie dringt mit weiser Rede in ihn; sie könne das alles innerhalb drei Tagen noch ändern, wenn er sich gut betrage, sie spricht von gentillesse und vom Erbe des Ritters, sie führt sogar Dante an. Das Erbe sei nur etwas Äußerliches, die gentillesse allein komme von Gott. Valerius, Boethius, Seneca sind ihr Zeugen. Gentil sei, wer gentile Taten verrichtet. Und für ihre Armut verteidigt sie sich mit Jesus, mit Seneca, mit Juvenal (1073 bis 1212). Was aber ihr Alter und ihre Häßlichkeit betreffe, so seien Schmutz und Alter gute Aufseher der Keuschheit; da sie alt und häßlich sei, werde sie ihn nie zum Hahnrei machen. Und trotzdem werde sie seinen weltlichen Hunger stillen. Aber er solle wählen, ob er sie alt und häßlich und damit treu und demütig haben wolle, oder jung und schön und damit untreu. Der Ritter ist durch die kluge Rede der Alten recht beeindruckt und überläßt die Entscheidung in dieser Wahl ihr. Noch einmal fragt sie:

„Thanne have I gete of yow maistrye“, quod she,
„Sin I may chese, and governe as me lest?“ (1236f.)

Da dem so ist und sie also herrschen dürfe, dann solle er sie küssen, sie wollen nicht länger streiten. Sie will beides für ihn sein: jung, schön und treu. Er solle den geschlossenen Bettvorhang öffnen. Der Ritter tut es und findet sie schön und jung geworden, und sie tut alles, was ihm gefällt. Und so bis zu ihrem Lebensende. Dem schließt sich noch der fromme Wunsch an, Christus schenke junge Gatten, frisch zur Liebe, und gebe kurzes Leben denen, die von ihren Weibern nicht beherrscht sein wollen (1213—1264).

Halten wir fest: Ein junger Ritter hat durch einen leichtsinnigen Liebeshandel sein Leben verwirkt. Weibliche Fürsprache rettet ihn fürs erste und gibt ihm durch den Mund der höchststehenden Dame in bestimmter Frist die Möglichkeit, eine den Damen ungemein wichtige Frage mit einer ihnen höchst angenehmen Antwort, der unmöglich eine Dame widersprechen kann, zu beantworten. Diese Damenfrage ist so wichtig und so ernst wie sein eigenes Leben. Er kann aber die Frage von sich aus, aus eigenem Denken und Wissen, nicht beantworten, er muß die Welt befragen. Und die wahre Lösung kann nur jenes sehr alte und darum sehr häßliche, aber auch sehr weise Weib geben. Wenn er die Hilfe der Alten annimmt — und er muß sie annehmen —, dann bringt er sich selbst in den Geltungsbereich der Lösung: die Frauen wollen herrschen, und er muß sich dem Befehl der Königin und

seinem Ritterwort gemäß zur Ehe mit der Alten bequemen. Die Herrschaft der Frau wird Norm. Aber diese nunmehr gefestigte Norm trägt wieder einen Zwiespalt in sich, und der steht dem Ritter, nachdem ihm seine Ritterehre aus der Weisheit der Alten klar geworden ist, unentscheidbar gegenüber: alt und treu — jung und untreu. Auch in dieser Frage muß er die Lösung der Alten überlassen, und damit läßt er die Alte, die Frau, herrschen. Sein Gehorsam, nunmehr die Bestätigung der Lösung der Liebesfrage von ihm aus, löst das Dilemma, und er gewinnt die Frau, jung und treu. Dabei ist noch eines zu betonen: keine dieser Entscheidungen ist in irgendwie Überirdischem begründet, die Logik des Geschehens liegt, wie eben dargetan, in dieser Welt, im Menschlichen selbst. Wir müssen das festhalten: keine Fee löst hier oder tut ein rettendes Wunder. Die Feen sollen nur den Hintergrund der Landschaft des frühen Rittertums bilden, so wie in der des späteren die Mönche wandeln. Der Bereich der weiblichen Rechtsprechung und der weiblichen Macht in den Dingen der Liebe hat seine Folie in tanzenden ladies am Waldesrand. Es ist nicht ausgesprochen, daß die Alte, die sich ihm in den Weg stellt, eine Fee sei, ebensowenig wie es die 24 ladies sind. Das Wesen der Verwandlung liegt, kurz gesagt, nicht im Metaphysischen, sondern im Psychologischen.

Genau wie bei Chaucer verhält es sich in der Verserzählung von Dryden und in den französischen Übersetzungen. Wir können sie in unserem Formvergleich für mit Chaucer identisch erklären. Schon anders dagegen liegt der Fall bei Voltaire. Es handelt sich — darauf weist Hunter hin — bei dem Mädchen am Anfang um eine kleine sehr hübsche Prostituierte, die den Ritter wegen Betrugs um die ihr versprochenen 20 Taler verklagt, nachdem sein Pferd mit dem Mantelsack samt Geld von einem Mönch von St. Denis gestohlen worden ist. Auch der König ist ein anderer, Dagobert, und das Abenteuer mit der kleinen Marton findet bei Lutèce, dem alten Paris, statt. Hunter macht ferner darauf aufmerksam, daß die Alte ihre Rede gegen den Hochmut und über die Armut nicht an den Ritter nach der Heirat, sondern an die Hofdamen richtet, daß sie mit dem Ritter nach ihrer Hütte reitet und ihm die Zeit während dieser Reise mit Geschichten vertreibt, daß das ungleiche Paar Mahlzeit hält und daß die Alte, anstatt

wie bei Chaucer so Weises zu sagen, von ihrer Passion zu dem Ritter spricht. Und was das Entscheidende ist: die Alte ist identisch mit einer Fee, mit der Fee Urgèle. Die tanzenden Mädchen sind beautés. Das 18. Jahrhundert hat das Motiv der Minnehofumgebung enthoben und hat es in die modische Feenapparatur gefügt, die nicht immer ganz ernst zu nehmen ist, so daß „Fee“ in Gefahr gerät eine galante Metapher zu werden. Auch hier nichts Metaphysisches, sondern Verkleidung im Zeitgeschmack.

Wieder anders verhält es sich bei Favart, der an sich, nach eigener Angabe, nach Voltaire gearbeitet hat. Bei ihm sind Alte, Marton und Fee identisch. Urgèle liebt den Chevalier, will von ihm geliebt werden und prüft seine Beständigkeit. Als er noch bis zuletzt Marton nicht vergessen kann, überwältigt sie ihn durch Rührung. Die ganze Handlung ist das Arrangement einer Liebhaberin — die auch eine Confidente zur Seite hat, wie der Chevalier einen Knappen —, ein Spiel, das zum Schluß eine gute Lösung findet. Pseudofeerie und Galanterie sind noch stärker als bei Voltaire Verkleidung und Timbre des Geschehens. Das fatale Abenteuer am Anfang wird zur Nichtigkeit, zum Kuß, den die Koketterie sich erobert hat, die Weisheit der Alten zum raffinierten Spiel einer gewandten Dame. Aber noch ist unter der Verschnörkelung die klare Linienführung Chaucers zu erkennen.

Und wieder anders verläuft die Handlung in Löwens „Räthsel“. Das Mädchen, dem am Anfang Gewalt getan wird, ist hier eine in Liebesphantasien umarmte Bauernfrau, der Ritter ein Feenphantast, die Königin eine Mutter, die frühzeitig ihr Kind verloren hat. Eine böse und eine gute Fee aber bestimmen die Richtung, in die das Ereignis fallen muß: die böse hat das schöne Mädchen in eine häßliche Alte verwandelt, die gute deren Rückverwandlung von einer Hilfeleistung abhängig gemacht, die sie einem todbedrohten jungen Ritter zu gewähren hat. Und die besteht in der Lösung der Liebesfrage, wie wir die Frage, die der Ritter zu beantworten hat, kurz nennen wollen. Die Alte und die Frage sind von Anfang an fest verbunden. Die junge Schöne ist zudem auch als Bild vorhanden, das der Ritter findet. Die gute Fee tritt dann zum Schlusse noch persönlich in Szene.

Wir gehen wieder in das 14. Jahrhundert zurück, zu Gower.

Auch seine Confessio Amantis[1]) ist eine Rahmenerzählung, allerdings eigener Art; sie besteht aus acht Büchern, deren jedes aus einer größeren oder kleineren Zahl von Einzelnovellen zusammengesetzt ist, und wird eingeleitet durch einen Prolog. Wo bei Boccaccio sieben junge Mädchen und drei junge Männer mit Tafeln, Tanzen, Singen und Erzählen die Zeit verbringen, die sie während der Pest von Florenz ferngehalten sind, wo bei Chaucer die Pilger die Langeweile während der Wallfahrt mit Geschichten vertreiben, da führen hier ein Liebender und ein Confessor, Amans und der dem Liebenden auf sein Gebet an Venus im Prolog verordnete Genius, ein wunderliches weises Minnegespräch nach allen Regeln der scholastischen Denkkunst und Begriffsbildung. Wenn man bei Gower von einem Ziel des Rahmengeschehens, einer auszufüllenden Zeit sprechen kann, so ist es der Tod, die Zeit bis zum Minnetode dieses alten Liebenden — er sei zum Lieben zu alt, wie Venus am Ende auf seine Bitte hin urteilt —, den der Confessor über alle Tugenden und Laster der Minne belehrt, ähnlich wie Vergil Dante durch alle Sünden und das Vollzugssystem der Strafen bis zum Purgatorio führt. Dieser Rahmen ist eine ars amandi in Dialogform, vergleichbar dem Traktat de amore von Andreas Capellanus, nur daß hier die Beispielerzählungen, besser Belegerzählungen — denn sie wollen keine Beispiele, sondern Maße geben —, breiter ausgeführt sind. Die Form des Rahmens als Abhandlung wird konsequent gehalten, lateinische Randnoten mit kurzen Inhaltsangaben begleiten den Text, paarig gereimte Verse von acht Silben. Vor jeder Einzelerzählung steht eine thematische lateinische Einleitung in Distichen. Die 7. Erzählung des ersten Buches ist die Geschichte des Wife of Bath.[2]) Die lange Einleitung ist mit der Randnotiz versehen: Hic loquitur de murmure et planctu, qui super omnes alios inobediencie secreciores ut ministri illi deserviunt. Von der oboedientia in Dingen der Minne soll also gehandelt werden, entsprechend von der inoboedientia und ihren Korrelaten im Strafsystem der Minnelehre: murmur und planctus, der leisen und der lauten Trauer. Murmur und compleinte stellen sich beim Liebenden im Glück wie im Unglück ein, wenn er im Sinne der unbuxomnesse, d. i. disobedience handelt,

---

[1]) Ausgabe von R. Pauli, London 1857, 3 Bde. [2]) Bd. I, S. 89—104.

so lehrt der Beichtiger und befragt den amans, ob es ihm je so ergangen. Der Liebende gesteht dem „fader", er sei nie gegen seine lady offen ungehorsam gewesen, aber

And though I make no semblaunt,
Min herte is all disobeisaunt,
And in this wise I me confesse
Of that ye clepe unbuxomnesse.
Now telleth what your counseil is (S. 89).

Confessor meint, es genüge, wie er sich verhalten habe. Aber oft werde der Ungehorsam in der Liebe offenbar. Und er berichtet ein Beispiel aus einer Chronik, das am Rand folgendermaßen zusammengefaßt wird:

Hic contra amori inobedientes ad commendacionem obediencie confessor super eodem exemplum ponit, ubi dicit, quod cum quidam regis Sicilie filia in sue juventutis floribus pulcherrima ex eius noverce incantacionibus in vetulam turpissimam transformata extitit, Florencius tunc imperatoris Claudii nepos, miles in armis strenuissimus amorosisque legibus intendens ipsam ex sua obediencia in pulchritudinem pristinam mirabiliter reformavit:

In alten Tagen erschlägt ein höfischer Ritter, Florent, ein Neffe des Kaisers, — er ist unbeweibt, tapfer, wissend in den Dingen der Liebe — einen anderen Ritter namens Branchus. Dafür soll er bestraft werden. Eine alte Dame am Hofe greift ein, um ihn vor der Todesstrafe zu bewahren. Er soll bis zu einem bestimmten Termin die Frage beantworten, what all women most desire (S. 92). Florent tritt die Fragereise an, trifft die Alte, die ihm hier sofort sagt, worin sein Gegendienst zu bestehen habe: er soll sie heiraten. Florent ist anfangs unentschlossen:

He wot nought what is best to sain
And thought as he rode to and fro,
That chese he mote one of the two
Or for to take her to his wife
Or elles for to lese his life (S. 95).

Schließlich meint er, sie sei doch so alt, daß sie nur noch eine kleine Weile leben könne; so entschließt er sich denn, sie auf einer Insel unterzubringen, wo niemand sie sehen würde. Er gibt also unter Eid seine Zusage und erfährt die Lösung der Liebesfrage:

That alle women levest wolde
Be soverein of mannes love (S. 96).

Seiner Strafe ledig kehrt er in den Wald zu der Alten zurück „and taketh the fortune of his chaunce" (S. 98) — fortuna und accidens! Hier wird die Häßlichkeit seines ihm zugefallenen Weibes noch einmal ausführlich beschrieben. Florent setzt sie auf sein Pferd und bringt sie verstohlen in sein

Schloß, wo er sich zunächst einem Ratgeber anvertraut. Als sie ihn dann auffordert, bei ihr zu liegen, gehorcht er, aber er wendet sich von ihr ab. Da plötzlich ist sie in eine achtzehnjährige Schöne verwandelt und fragt ihn, wie er sie haben wolle, ob schön bei Nacht oder schön bei Tag. Eines von beidem solle er sich wählen.

He mot one of two thinges chese,
Where he woll have her such on night
Or elles upon daies light . . . (S. 103).

Doch er entscheidet, sie möchte für ihn wählen: I woll, that ye be my maistresse (S. 103). Dafür dankt sie ihm, denn nun werde sie schön bleiben bis zu ihrem Tode, nachts und tags, so wie sie jetzt sei. Und dann erzählt sie ihre Geschichte: sie ist eine Königstochter von Sizilien, die ihre böse Stiefmutter verwandelt hat, bis sie die Liebe eines Ritters von gutem Namen und die Herrschaft über ihn errungen habe. So lehre diese Geschichte:

how that obedience
May well fortune a man to love
And set him in his luste above
As it befell unto this knight (S. 104).

Nicht durch ein Liebesvergehen demnach, sondern durch einen an sich ritterlichen Kampf ist Florentius, ein Römer, schuldig geworden. Nicht durch Königin und Hofdamen, sondern durch eine einzelne Dame wird ihm der rettende Weg der Liebesfrage eröffnet. Die Alte äußert ihren Wunsch schon vor der Eröffnung der Lösung. Florent reitet allein zum Hofe. Seine Entscheidung ist nach einigem Schwanken zwischen Heirat der Alten und Tod insofern frei, als sie vom Hofe bzw. der Königin nicht befohlen wird. Auch ein Einfall ist ihm rettend zu Hilfe gekommen: der nahe Tod der Alten, die Möglichkeit, sie zu verbergen. Er setzt sie auf sein Pferd — wie bei Voltaire — und bringt sie auf sein Schloß. Er vertraut sich einem Ratgeber an. Ihre weise Rede über Ehre und Armut fehlt. Die Entscheidung ist nicht jung — alt, untreu — treu, sondern Nacht — Tag. Sie ist — und das kehrt bei Löwen wieder — eine verzauberte Königstochter, verwandelt aber nicht durch eine Fee, sondern durch eine böse Stiefmutter. Auch ihre Rückverwandlung ist insofern von vornherein gesetzt, als sie nur durch Liebe und Gehorsam eines jungen Ritters geschehen kann. Die böse Stiefmutter ist nur ein Requisit; es hat die Beurteiler dazu verführt, hier von einem Märchen zu sprechen. Genau besehen und wenn wir ermessen, daß das Schwergewicht

auch hier in Liebesfrage und Liebesentscheid und in dem Verhalten des Ritters liegt, handelt es sich in allen Versionen mit Rückverwandlung um eine Doppelmotivierung: die Logik der Liebesnotwendigkeit mit ihren Alternativen wird unterbaut durch eine Voraussetzung im Sinne der naiven Logik, daß, was rückverwandelt wird, notwendig erst verwandelt sein müsse und den Anlaß zur Rückverwandlung auch in sich selber zu tragen habe; gleichzeitig wird der allgemeine Wert des Jungseins noch erhöht durch das Hinzukommen des individuellen Wertes, daß die junge Schöne eine Prinzessin, eine Königstochter ist.

All dem entspricht, daß, verglichen mit Chaucer, das Gefüge gelockert ist. Auch aus dem Gesetzesbereich der Damen ist hier das Geschehen entrückt. Um so fester aber ist es scholastisch verankert, in dem unbedingten Begriff der oboedientia.

III.

The marriage of Sir Gawain ist eine in sieben Fragmenten erhaltene Ballade, die Child gibt.[1])

1. König Arthur lebt in Freuden mit der schönen Königin Genever und seinen Rittern. Man feiert das Christfest . . .

2. Eine Frage wird gestellt:

> what thing it is,
> That a woman [will] most desire.

Arthur schwört dem „baron“, reitet heim und erzählt seinem Neffen Sir Gawain von seinem Abenteuer. Bei Tearne Wadling hat er einen kühnen „baron“ mit einer großen Keule getroffen, der ihn vor die Wahl: Kampf oder Beantwortung der Liebesfrage bis zum Neujahrstag gestellt habe. Ein Kampf mit dem „baron“ wäre äußerst unvorteilhaft gewesen . . .

3. Arthur reitet zum festgesetzten Termin nach Tearne Wadling. Er trifft die Alte, die genau beschrieben wird, und verspricht ihr Gawain, wenn sie ihm hilft . . .

4. Der „baron“ ist mit Arthurs Antworten höchst unzufrieden, er werde ihm sein Land nehmen. Da erzählt Arthur von der Alten und fügt hinzu:

> And she says a woman will have her will
> And this is all her cheef desire.“

Der „baron“ erwidert, sie sei seine Schwester, er werde sie verbrennen.

5. Die einzelnen Ritter von Arthurs Runde werden vorgeführt, alle lehnen mit Entrüstung die Heirat mit der Alten ab . . .

[1]) I, 31. Vgl. Percys Bearbeitung in seinen Reliques, III, 1.

6. Die Alte stellt Gawain vor die Entscheidung:

> Whether thou wilt have me in this liknesse
> In the night or else in the day.

Er aber entgegnet:

> And because thou art my owne lady,
> Thou shalt have all thy will.

Sie verwandelt sich in ein schönes Mädchen und erzählt ihre Geschichte. Ihr Vater hatte eine junge Gemahlin genommen, die sie und ihren Bruder verhext hat.

7. Das Ende der Erzählung. Am Hof und an der Tafelrunde herrscht große Freude, als sie zu dritt vor Arthur und Genever erscheinen:

> For the good chance that hapened was
> To Sir Gawaine and his lady gay.

Es ist nicht schwer, diese Bruchstücke nach ähnlichen Versionen[1]) sinnvoll zu ergänzen. König Arthur selbst ist beteiligte Person, er sammelt auch die Antworten. Aber nicht er kann die Alte heiraten, sondern er verspricht ihr Gawain, und so bekommt er die richtige Antwort. Gawain scheint auch keine Schwierigkeiten zu machen wie die anderen Ritter, obwohl er ohne sein Wissen und ohne befragt worden zu sein der Alten als Gatte versprochen worden ist. Wie bei Gower ist die Alte verhext durch ihre Stiefmutter, die ihr wiederum die Möglichkeit zur Rückverwandlung gelassen hat. Auch die Liebesfrage, die Leistung des Gehorsams und der Tag-Nachtentscheid entsprechen der Gowerschen Fassung. Die Königin tritt nicht in Aktion. Der Ritter als junger Mann und sein Vergehen sind auf zwei Personen verteilt, die Schuldfrage wird in Verbindung mit der Alten gebracht. Und es handelt sich um kein Schuldobjekt mehr — vergewaltigtes Mädchen, zu Unrecht erschlagener Ritter —, sondern die Alte besitzt einen Hebel für ihr In-Aktion-treten außerhalb von sich. Ihre Aussicht und ihre Möglichkeit, wieder jung zu werden, ist zur Person ihres Bruders gemacht. Beide sind dabei so weit auseinandergerückt, daß der Bruder Opfer für seinen Kampf finden und daß die Schwester unerlöst bleiben kann. Daß sich der Ritter eine Schuld zuzieht, ist hier nicht möglich, Arthur kann sich deshalb auch in seiner Verpflichtung ablösen lassen, Gawain tritt an seine Stelle. Ob die Alte auch befreit werden würde durch einen

[1]) Vgl. Child, I, S. 288ff.

wohlbestandenen Kampf irgendeines Ritters mit ihrem Bruder, davon verlautet nichts. Immerhin steht der Kampf zur Liebesfrage in der Beziehung des Entweder-Oder: die Frage nicht oder nicht richtig beantworten können ist gleichbedeutend mit Kampf auf Leben und Tod.

Wahrscheinlich aus dem 15. Jahrhundert stammt The Weddynge of Sir Gawen and Dame Ragnell.[1]) Auch hier sind die Rollen auf Arthur und Gawain, die Alte und ihren Bruder verteilt; der Bruder nötigt die Frage auf, die Schwester weiß die Antwort und gibt sie. Der rauhe Bursche, der Bruder, heißt hier Gromer Somer Joure, und an dieser Stelle treffen wir auch die Alte einmal mit Namen: Dame Ragnell. Der ausschlaggebende Unterschied dieser Version zu den anderen liegt darin, daß Arthur erst Gawains Zustimmung einholt, ehe er ihn zur Ehe verspricht. Arthur und Gawain reiten auch schon zusammen um Antwort aus, allerdings nach verschiedenen Richtungen; jeder schreibt die Antworten in ein Buch. Die Alte hält sich, wie ihr Bruder, im Wald von Ingleswood auf, wo Arthur zuletzt noch versucht, Antworten zu bekommen. Die Alte reitet auf einem reichen Zelter. Gawain ist, als Arthur ihm die Notwendigkeit vorstellt, sofort und beinahe mit Vergnügen bereit, die Alte zu freien — selbst wenn sie der Teufel wäre. Die Hochzeit findet auf ihr Verlangen hin nicht im Verborgenen statt, sondern bei großer Tafel, zu der sie reicher gekleidet erscheint als die Königin selbst und an der sie einen fürchterlichen Appetit entwickelt. Ein fehlendes Blatt der Handschrift kann, wie sich mit einiger Berechtigung folgern läßt, noch irgendeinen Hinweis auf den Bruder enthalten haben. Der König besucht das — nunmehr — junge Paar am nächsten Morgen voller Angst, die Unholdin möchte Gawain erschlagen haben.

An dieser Stelle nenne ich noch Gríms saga loðinkinna.[2])

Grímr will Lopthæna heiraten, aber eine Woche vor der Hochzeit ist sie verschwunden. Sie hat seit fünf Jahren eine Stiefmutter. Grímr wartet ein Jahr, dann begibt er sich auf Wanderschaft. Da hat er mit seinen zwei Begleitern zusammen einen Kampf gegen zwölf wüste Gesellen zu bestehen. Er allein bleibt, schwer verwundet, übrig. Eine häßliche Zwergin kommt und hilft ihm. Er soll sie belohnen: sie küssen und nachts neben ihr liegen. Er

[1]) Abgedr. b. F. Madden, Syr Gawayne, 1839.
[2]) K. Ch. Rafn, Fornaldar Sögur, 1829 f., II, 143—152.

tut es. Beim Erwachen findet er ein schönes Mädchen neben sich: Lopthæna, die von ihrer Stiefmutter verwandelt worden war.

Die bisher genannten Versionen hatten zweierlei gemeinsam, so sehr sie sonst auch voneinander abweichen mochten: die Liebesfrage, die ein Ritter beantworten muß; den Liebesentscheid, vor den der junge Mann gestellt wird. Bei der letztgenannten Fassung war bereits zu bemerken, wie das stark gedrängte Geschehen Frage und Entscheid nur mehr implicite enthielt: Frage und Versprechen werden nicht mehr prinzipiell formuliert, aber sie werden in der Tat vollzogen. Aber auch so bietet das hilfreiche Wesen die Möglichkeit zum Vollzug selbst. Nun gibt es noch eine ganze Anzahl von „ähnlichen" Geschichten, Motiven und Figuren, die Maynadier veranlaßt haben, seine Untersuchung auf eine breitere Basis zu stellen. In ihnen finden wir die einzelnen Momente des Geschehens noch weiter und wiederum anders abgewandelt.

Da kommt in erster Linie „King Henry"[1]) in Betracht.

Ein gespenstisches häßliches Weib von riesigem Wuchs bricht zu King Henry ins Gemach und verlangt zu essen. Nachdem sie sein Pferd, seine Hunde und seine Falken zum Fraß gefordert und einen Trunk aus der Haut des Rosses genommen hat, begehrt sie Henrys Bett und ihn zum Gatten. Der Schluß schildert den Morgen, das schönste Weib auf des Königs Lager, Lust, die bis an des Lebens Ende währen werde, und daß sie von ihrer Stiefmutter diese Mißgestalt auf so lange erhalten habe, bis sie einen Ritter träfe, der jeden Wunsch ihr stillte. Eingeleitet wird die Ballade durch die Liebeslehre:

Lat never a man a wooing wend
  That lacketh thingis three;
A routh o gold, an open heart,
  Ay fu o charity.

Das häßliche alte Weib ist gesteigert bis zum halben Unhold, dessen Gefährlichkeit sich allerdings nur in der Freß- und Saufgier und in dem Wunsch, des Königs Bett zu teilen, äußert. Dennoch liegt ein augenscheinlich starker Akzent auf dem Bezug zur ritterlichen Ethik, so sehr auch eingangs das Grausig-Burleske überwiegt.

Hier erzwingt sich die Alte den Gehorsam, sie überfällt ihren Retter mit ihren Wünschen. Wieder fehlen Liebesfrage und alles, was in den anderen Fassungen zu ihr führt, sei es ein Verschulden des Ritters, sei es der Wahlzwang Kampf—Antwort. Ebenso

[1]) Child, 32.

fehlt der Entscheid in der Nacht. Aber auch hier ist vollzogen, was nicht ausgesprochen war: Henry hat gehorcht — und zwar als Ritter —, die Alte ist jung geworden; die Lehre sagt: Reichtum, Mildtätigkeit, Güte weisen den Weg zum Glück. Die Gefräßigkeit der Alten erinnert an die der Dame Ragnell.

In die Nähe des King Henry läßt sich eine Episode aus der Saga von Hrólf Kraki stellen[1]), ein Begegnis des Königs Helgi. Diese Episode steht nicht im Ganzen wie eine Novelle in einer Rahmenerzählung, sondern ist eingeschmolzen in die Geschichte des Königs Hrólf Kraki und seiner Kämpen, in die Stammesgeschichte seiner Vorfahren und ihrer Kämpfe; sie wirkt auch weiter in das Kommende hinein: Skuld wird gezeugt, mit der sich in dem großen Schlußteil das Geschlecht selbst vernichtet.

Helgi hat eine höchst fatale und später dann eine gelungene Liebesnacht mit der Königin Olof gehalten. Daraus geht eine Tochter, Yrsa, hervor. Helgi heiratet Yrsa, die bei Bauern aufgewachsen ist; Olof holt jedoch ihre Tochter zu sich, und zahlreiche Freier bewerben sich um sie. Helgi bemüht sich um die Rückkehr seiner Gemahlin nicht, inzwischen nimmt König Adils von Schweden sie mit sich und heiratet sie. König Helgi ist darüber sehr betrübt, er zieht sich zurück und schläft ganz allein in einem abseits gelegenen Gemache. Olof tritt aus der Geschichte ab. Einige Zeit vergeht. — Es ist problematisch, inwieweit das Gesagte mit dem sich nun Ereignenden in Zusammenhang steht.

An einem Julabend bei schlechtem Wetter, als König Helgi schon ins Bett gegangen ist, macht sich jemand an der Tür bemerkbar. Helgi öffnet, um dem Betreffenden königlich gütig ein Unterkommen anzubieten. Ein armes zerlumptes Wesen tritt herein und bedankt sich für die Wohltat. Helgi stellt Stroh und ein Bärenfell zu einem Lager zur Verfügung, aber sein Gast will sein eigenes Bett mit ihm teilen, ihr Leben hänge davon ab. Der König gewährt auch das, obwohl ihm bange ist; das zerlumpte Wesen solle in seinen Kleidern am Bettpfosten liegen. Er selbst wendet sich ab. Aber als er nach einer Weile über die Schulter zu ihr hinblickt, sieht er beim Schein des Lichts, das in dem Raume brennt, daß ein schönes Weib neben ihm ruht, in ein seidnes Gewand gehüllt. Sie will ihn verlassen, nachdem er sie aus großer Not erlöst habe, die ihr ihre Stiefmutter auferlegt. Schon viele Könige habe sie erfolglos aufgesucht. Aber er solle sich nicht an ihr vergehen. König Helgi jedoch vermählt sich sofort mit ihr, und sie läßt ihn bestimmen. Am Morgen befiehlt sie ihm an, das Kind, das aus dieser Nacht hervorgehen werde, im nächsten Winter um dieselbe Zeit am Schiffsschuppen abzuholen; er werde es sonst entgelten. Helgi ist nicht mehr so betrübt wie

[1]) Hrólfs Saga Kraka og Bjarkarímur, hrsg. v. F. Jónsson, Kopenhagen 1904.

früher, aber er vergißt seine Aufgabe. Nach drei Jahren bringen ihm um Mitternacht drei Männer und das Weib sein Kind, und das Weib sagt, seine Nachkommen müßten es nun büßen, daß er das Gebot nicht beachtet habe; ihm selbst solle es wohlgehen, weil er sie aus ihrer Not errettete. Der Name des Mädchens sei Skuld. — Die Saga berichtet weiter, daß es eine Elfenfrau gewesen sei, die Helgi nie wieder sah. Skuld war von früh an grimmgesinnt. Später heißt es von Skuld, sie sei die größte Zauberin gewesen und stammte mütterlicherseits von Alben ab, und das mußten König Hrólf und seine Kämpen entgelten.

Wenn man die Skuld vom Helgibegegnis abtrennt, bleibt ein Geschehen übrig, das dem King Henry nicht allzufern steht. Die Hrólfs Saga Kraka gehört ins 14. Jahrhundert. Nur eine einzige Liebesnacht, und dazu eine erzwungene; Helgi wird persönlich belohnt, aber auf sein Geschlecht fällt Böses. Die Stiefmutter und das Gehorsamsgebot sind noch vorhanden mit der entsprechenden Rückverwandlung. Aber die Elemente der Saga, Erbe, Familienuntergang, wie auch der Verlauf der Gesamtsaga greifen in Verbindung mit mythologischen Bestandteilen so stark ein, daß das Wife of Bath-Motiv ganz in den Schatten treten muß. Gehorsam und Lohn sind nur noch gering.

Ähnlich verhält es sich mit einigen anderen Versionen, die nur noch schwer erkennen lassen, daß das Wife of Bath-Motiv an ihnen teil hat. Sollten sie Vorstufen des erst bei Chaucer völlig sinnvoll gemachten Stoffes sein? Das hieße das Deutliche aus dem Undeutlichen hervorgehen lassen, und auf der anderen Seite darf uns Mythologisches nicht verführen, ihm zeitliche Prioritätsansprüche zuzugestehen, ganz abgesehen von der Gefahr, die hier vorliegt, fehlzudatieren. Was ähnlich scheint, ist eher und öfter etwas ganz Anderes.

In diesem Zusammenhang erwähne ich noch die gälische Erzählung Nighean Righ fo Thuinn[1]), die etwa neben das Helgibegegnis zu setzen ist. Oder es tritt ein kopfloser Rumpf an die Stelle der Alten in dem Fragment einer gälischen Ballade Collun gun Cheann[2]), und in dänischen und norwegischen Balladen verhält es sich ähnlich. Oder aber auch: es sind alle Posten vertauscht, in der Hand eines Mädchens liegt die Rückverwandlung. Ich nenne nur: Mädchen und Schlange, neben die sie sich legen muß und die sich in einen Prinz verwandelt.[3]) Hierher gehört auch die gälische Erzäh-

[1]) Campbell, Popular Tales of the West Highlands, III, 421 ff.

[2]) Campbells Manuscr. Collect. Bd. 17, S. 212; vgl. auch Campbells Gaelic Ballads, S. IX.

[3]) K. Müllenhoff, Sagen, Märchen u. Lieder der Herzogthümer Schleswig-Holstein und Lauenburg, S. 383.

lung The Hoodie.[1]) Die Krähe fragt das Mädchen, das sie geheiratet hat, was sie lieber möchte, daß sie tags eine Krähe und nachts ein Mann sei oder umgekehrt. Das Mädchen entscheidet selbst: sie wünscht sich einen Mann bei Tag, eine Krähe zur Nacht. Und so geschieht es: sie hat einen hübschen Burschen am Tag, eine Krähe in der Nacht.

Und daran schließen sich eine ganze Menge Möglichkeiten an — z. B. Löwe — Taube — Königssohn[2]) —, die wir am besten Doppelexistenzen nennen. Der Unterschied zu der Struktur, von der wir ausgingen, ist deutlich: an die Stelle des Entscheidens für ein So oder So tritt das bald So und bald So, das, was eben die Doppelexistenz ausmacht. Antwort und Wahl haben nur über eine Verteilung zu entscheiden; zu wählen hat dann meist ein weibliches Wesen.

Schließlich weise ich noch auf eine Ballade hin, die unserem Motiv nach einer völlig anderen Seite hin verwandt erscheint: The Knight and Shepherd's Daughter[3]). Die Hirtentochter wird von dem Ritter vergewaltigt. Sie beklagt sich bei Hofe, und er muß sie heiraten. Dann aber offenbart sie sich ihm als die Tochter eines Herzogs oder Grafen. Das beginnt wie die Wife of Bath-Erzählung. Die Alternative hoch-niedrig, reich-arm deutet sich an der Stelle an, wo sonst die von alt und jung einsetzte. Man spürt auch das Fragmentarische. Knight and Shepherd's Daughter gehört zu jenen Balladen, die wohl ein wesentliches Stück Geschehen aufweisen und einen Schluß besitzen, denen aber der Anfang fehlt oder bei denen eine wesentliche Voraussetzung nicht ausgepsrochen ist. Hat sich die Königstochter nicht aus bestimmten Gründen im Schäfermädchen verborgen oder wird sie darin verborgen gehalten, Gründen, die in Richtung auf die Motive liegen, die das Chaucer-Tale so folgerichtig aufbauen? In diesem Falle bietet sich auch ein Vergleich mit der Favartschen Fassung an.

Hier liegt aber auch das Gegenteil vor von dem, was bei den genannten Möglichkeiten vom Typus Helgibegegnis oder Hoodie statthatte: hier ist das Motiv durchgeführt, dort war es mit anderen, stärkeren, anders gerichteten vergesellschaftet, die ihm seine Bedeutung mehr oder weniger nahmen, es in den Schatten treten ließen und willkürlich in andere Zusammenhänge einbezogen.

IV.

Wir haben nunmehr die Vorkommen des Wife of Bath-Motivs in vollem Umfang abgesteckt, bis hin zu Verwandtem, bis hin auch zu Grenzfällen, in denen es kaum noch erkennbar war. Wir haben bis jetzt nur gesammelt und, wie eines auf das andere wies, das eine neben das andere gestellt. Wir haben unvoreingenommen und ohne zu deuteln eine Version nach der anderen auseinander-

[1]) Campbell, Pop. Tales, I, 64 ff.

[2]) Grimm, Kinder- und Hausmärchen, Nr. 88, Das singende springende Löweneckerchen; vgl. Child, I, 290, Fußn. [3]) Child, Nr. 110.

gelegt. Wir müssen jetzt nach dem Sammeln, Beschreiben und Begrenzen ans Ordnen gehen. In der Ordnung erst liegt unser wissenschaftlicher Weg. Ordnung heißt Zusammenhang und Gemeinsamkeit.

Maynadier stellt den Zusammenhang über das Gemeinsame. Seine genetische Methode führte zum Stammbaum; Zwischenglieder mußten erschlossen, ein Ursprungspunkt mußte angenommen werden, sollte der Sinn des Zusammenhangs nicht in Frage stehen. Aber wenn wir auch Maynadier noch bei seiner Annahme belassen, die Ballade, die namenlose Fassung, müsse den Wert der Ursprünglichkeit voraus haben vor Kunstformen, wie sie Chaucer und Gower darstellen, so ist es doch recht merkwürdig, daß Chaucer und Gower am allermeisten abstehen von den Versionen in den Balladen, während die allerletzten Fassungen, Favart und Löwen, die meiste Verwandtschaft aufweisen mit den allerentferntesten, den nördlichen Ausbildungen — eine Verwandtschaft, die sich durch keine Beeinflussung begründen läßt. Daß die Alte ein durch eine Stiefmutter oder eine böse Fee verwandeltes junges Mädchen ist, und daß ihre Rückverwandlung an eine besondere Bedingung geknüpft ist, taucht plötzlich bei Löwen wieder auf; an die zahlreichen anderen Züge von Übereinstimmung brauche ich nur zu erinnern — z. B. das Reiten mit der Alten, die Mahlzeit. Von einem wirklichen Stammbaum kann also nicht die Rede sein, viel eher von einem Wachsen in irgendeinem Bedeutungsbezirk, in dem, unabhängig vom geographischen Raum und der historischen Zeit, Fassungen einen und desselben „Motivs" in einem bestimmten Abstand von einem Mittelpunkt stünden, in den wir die ausgeprägteste und sinnvollste Strukturierung zu setzen hätten. Je weiter sich eine Version von dieser im morphologischen Sinne urtümlichen Form entfernt, je weiter sie nach der Peripherie zu steht, an der sie an anderes angrenzt und nicht mehr richtig verstanden wird, desto mehr abweichende Züge bekommt sie, desto mehr wird sie von anderen Formen angesogen. So ist die Alte ein menschliches Wesen, sie ist verzaubert, sie ist ein Gespenst, eine Elfe, eine Fee, eine Zwergin, ein kopfloser Rumpf — für Maynadier ist das alles eins: eine Märchenfigur.

Und damit erheben wir die Frage, die uns nach den bisherigen prinzipiellen Formerörterungen zur Besonderung führen wird: ist

das Wife of Bath-Motiv ein Märchen? Maynadier hält dafür der „mystischen“ Züge wegen — weil die Alte ein Alb, eine Fee, ein von einer bösen Stiefmutter verhextes junges Mädchen ist. Wenn dem so wäre, dann müßten wir alle Geschichten, in denen eine Fee auftritt oder ein Wunder geschieht, Märchen nennen. Und scheint nicht die Fee nur eingesetzt, um einen Punkt in bestimmter Weise einzuordnen, um dem Geschehen eine bestimmte Richtung zu geben? Wir gehen nicht fehl, wenn wir die Fee nur als das Mittel nehmen, das die Liebesfrage und den Liebesentscheid in die Geschichte einschiebt. In der Alten steckt eine Junge, und die Junge tritt aus der Alten heraus, wenn ihr von einem Ritter gehorcht wird — das ist zunächst ausgedrückt durch die Aussage: eine Fee, eine böse Stiefmutter hat das so angeordnet. Darin liegt auch das Wunder: daß eben die Frage gelöst, die Entscheidung gefällt wird. Aber nicht das Wunder an sich macht die Verwandlung aus, sondern Wunder und Verwandlung haben einen bestimmten, gar nicht wunderbaren Sinn. Wunder und Fee oder Stiefmutter sind diesem Sinn vollkommen entbehrlich, sie können sich davor stellen und ihn verdunkeln: die Geschichte bleibt ohne sie dieselbe. Ehe wir uns davon verleiten lassen, daß eine Zeit, in der man mit Feengeschichten arbeitet — das 18. Jahrhundert —, oder eine andere, die der Verzauberung und des Eingreifens höherer oder wunderlicher Wesen in die eigentliche Wirksamkeit des erzählten Geschehens bedarf — die Ballade des 14. und 15. Jahrhunderts —, sich der Erzählung bemächtigt hat, um ein Märchen, eine Wundergeschichte daraus zu machen, fragen wir lieber weiter: Ist unser Motiv ein Rätsel, wie Löwen es nennt?

Eine Frage liegt vor: was gefällt den Frauen am meisten? Und die Antwort darauf: Herrschaft in der Liebe. Die Geschichte läßt daraus ohne weiteres eine zweite Frage hervorgehen — jung oder alt, in bezug auf untreu oder treu —, auf die es eigentlich keine Antwort gibt, keinen endgültigen Entscheid, sondern die man nicht beantwortet und sich bescheidet. Die zweite Frage hebt sich auf, indem sie eine Antwort verbietet. Sie ist zweifellos keine Rätselfrage, kein Rätsel. Viel eher könnte das schon die erste sein. Wie ein Rätsel läßt sie sich vielfach und doppelsinnig beantworten, wie im Rätsel gibt es nur eine einzige richtige Antwort. Ja sie könnte ein Halsrätsel sein: die richtige Antwort errettet

vom Tode. Das ist doch offenbar bei dem schuldigen Ritter oder bei Arthur der Fall. Ferner ist das Rätsel der Besitz eines Kreises von Wissenden, sein Aufgeben bedeutet für einen Aufzunehmenden die Prüfungsfrage, seine Lösung die Aufnahme. Auch von hier aus scheinen wir auf dem richtigen Wege zu sein: Frauen stellen die Frage, die Antwort verspricht Aufnahme in ihren mit Liebe beglückenden Kreis. Gehen wir indes einen Schritt weiter, so finden wir unsere Voraussetzungen nicht mehr bestätigt. Jedes Rätsel hat seine eigene Sprache, seine Geheimsprache, seine Sondersprache, die Eigentum des betreffenden Kreises ist. Hier lautet die Frage: was gefällt den Frauen am meisten? Die Antwort heißt: in der Liebe herrschen. Wäre das nicht ein recht allgemeines und umfassendes Rätsel, dem jede Besonderung abgeht? Denn an der Antwort ist nicht nur eine Hälfte der Gesellschaft interessiert, die Damen, sondern sie betrifft die ganze andere Hälfte: den jungen Mann, den Ritter, den Mann überhaupt. Was eine Rätselfrage zu sein scheint, ist, psychologisch gesagt, die Beziehung der Geschlechter in einer bestimmten Kultursituation. Die Herrschaft der Frau, ein Gesetz jeder ritterlichen Kultur, ist ein Problem, das wir nicht erst an mutterrechtlichen Dingen zu orientieren brauchen, das wir mit „Kulturproblem des Minnesangs" genügend umschreiben, Frauendienst oder anders nennen können. Am Frauendienst mißt der Ritter nur eines: den Kampf, der den Tod bringen kann. Frau und Tod stehen hier in eigentümlicher Beziehung: nicht gehorchen heißt nicht leben. Das so zu sehen, ist nicht der Sinn eines Rätsellösens, sondern des Erkennens der Welt unter dem Gesichtspunkt: Herrschaft der Frau oder Tod. Und zum anderen: die Lösung brauchte durchaus nicht die genannte zu sein, sie könnte ebensogut in irgendeiner der Antworten vorliegen, die der Ritter auf seiner Fragereise erhält. Und alle diese Antworten ließen sich in einer Skala unterbringen, die von der nichtigsten bis hinauf zu der von der Frauenherrschaft geht. Eine andere Kultur beantwortet die Frage anders.

Wir können das auch so ausdrücken: Die Rätselfrage ist entbehrlich; die Struktur unserer Geschichte bleibt die gleiche, wenn nur ein Tun da ist, das mit der Antwort in einem bestimmten Sinne identisch ist. Oder auch: es ist wohl eine Rätselfrage, aber keine Rätsellösung vorhanden. Nur das im Sinne der Antwort

Sichverhalten ist ausschlaggebend. So fehlen wohl Frage und Antwort in manchen der Versionen, nie aber dies der Antwort gemäße Handeln, auf dem ein problematischer Akzent liegt: es ist immer irgendwie fraglich. Nirgends auch löst der Ritter die Frage aus eigener Kraft, wenn sie an ihn gerichtet wird, sondern er bekommt die angeblich einzige Antwort zugesteckt, so daß sich automatisch an Stelle des Löse oder stirb setzt: Stirb oder heirate die Alte. Ein Rätsel, müssen wir zusammenfassend sagen, würde die gegebene Antwort besiegeln; so wie hier Frage und Antwort stehen, bedeuten sie eine Problematik der Welt unter dem Gesichtspunkt der Frauen, wo nicht eine Antwort ergründet, sondern erteilt und zum Geschehen gemacht wird.

Bisher hatten wir die beiden Fragen, die beantwortbare und die nicht zu beantwortende, getrennt. Wir dürfen aber nicht außer acht lassen, daß sie in unserer Erzählung fest verbunden sind, daß eine nicht ohne die andere da ist und daß in einigen Fällen die erste hinter die zweite ganz zurücktritt oder sich in sie hineinzieht. Denn eben das Gehorchen dem Herrschenwollen der Frau oder, an anderen Stellen, dem Herrschenmüssen der Frau, will sie anders wieder sie selbst, die junge Frau, sein, die in der Alten verborgen steckt, dies Gehorchen macht erst aus, daß die zweite Frage, so entscheidungheischend sie gerade ist, nicht entschieden wird, sondern in das Herrschenwollen oder das Herrschenmüssen der Frau hineingelegt wird. So ergibt die Konstellation beider Fragen, daß nicht eigentlich die Frauen, sondern die eine Frau das Geheimnis birgt und hat, sie weiß um das Geheimnis und in diesem Wissen liegt ihre Macht. Es macht sie mächtig, ihre Erlösung ins Werk zu setzen, und sie ist dann mächtig, wenn im Sinne ihres Wissens ihr gehorcht wird.

Wir haben bis jetzt die Versionen der Geschichte des Weibes von Bath auf ihre Essenz, auf ihre Struktur hin untersucht, auf das, was sie alle gemeinsam hatten. Den Zusammenhang sahen wir durchbrochen, das Gemeinsame trat offen zutage. Daß der motivliche Grund dieser Gemeinsamkeit weder Märchen noch Rätsel war, hat sich dabei herausgestellt. Überschauen wir noch einmal alle Fassungen.

Allen gemeinsam ist, wenn nicht der Entscheid jung — alt, häßlich — schön, hoch — niedrig, so doch ein Geschehen, in dem

eine häßliche Alte schön und jung wird. Ferner, daß es dazu des Kontakts und des Gehorsams eines jungen Mannes bedarf. Ob sie mehr oder weniger gewalttätig selbst vorgeht, ob sie in einiger Entfernung eine Falle, die ihre Beute fängt, ihren Bruder, besitzt, ob sie sich nur dem Ritter an den Weg stellt, ob sie alt schon war oder sich selbst verwandelt hat oder von einer Fee oder Stiefmutter oder nicht genannten Macht verwandelt wurde: immer ist sie alt und trägt die Möglichkeit zum Jungwerden in sich, auslösbar durch den Liebesgehorsam eines jungen Mannes. Der junge Mann aber, ob König, dieser oder jener bekannte oder unbekannte, tapfere oder leichtsinnige Ritter oder Bursche, steckt immer als die andere Hälfte in dem Geschehen darin, mag er schuldig aus Liebe oder im ritterlichen Sinne, unschuldig oder durch einen Kampfhandel dazu gezwungen sein, mag er völlig passiv sein oder auch die Verpflichtung aus zweiter Hand empfangen. Wohin der Ritter nicht kommt oder nicht reicht, dahin muß sich ihm die Alte entgegen begeben; wo er selbst erscheint, braucht die Alte bloß zu warten. So innig verzahnt ist die Handlung aus diesen Bedingungen heraus, daß sich nichts zwischen beide eindrängen kann.

Allgemein gesprochen: Irgendwo und irgendwie in der Welt, wo Mann und Frau einander gegenüberstehen, tritt an einen Mann mit dem Gewichte des Todes die Frage heran, was den Frauen am meisten gefällt — wir haben sie die Liebesfrage genannt —; er selbst weiß die Antwort nicht und befragt die Welt, und der Antworten sind viele; eine steht neben der anderen, und jede könnte Anspruch darauf machen, das am meisten Gefallen auszusagen. Von einem weiblichen Wesen selbst erhält er die einzig stichhaltige Antwort: Herrschenwollen. Das ist Norm, und er ist ihr selbst unterworfen mit dem Werte seines Lebens. Die Konstituierung jener Norm aber ist nur der Untergrund des Geschehens der weiteren Entscheidung für schön und untreu, häßlich und treu. So stehen einander zwei lebendige Werte, zwei Qualitäten gegenüber, ihrer Absolutheit beraubt, wie es das Leben in seinen Gegebenheiten fügt; und jede ist wiederum nur dadurch so exklusiv, daß sie eingeschränkt wird durch eine entwertende Bedingung. Denn was schön ist, ist nicht treu, und was treu ist, ist nicht schön. Das ist ein Dilemma, das sich aus der Struktur der

Welt selbst zu ergeben scheint überall da, wo das Schöne und das Gute kategorisch in Verbindung gebracht werden. Im Bereich der Liebe sind es die junge und die alte Frau. Welche ist vorzuziehen mit der jeweiligen Einschränkung ihrer Qualität? Hier ist die Frage nicht entschieden, sondern die Normen sind vereint dadurch, daß dem Dilemma ein zweites untergelegt ist, das sich aus dem Verhalten zur Frau ergibt. Die Frau als Möglichkeit wählbarer Werte unter dem Aspekt verschiedenen Verhaltens zu ihr; das ist die knappste Formel, auf die sich unser Motiv zurückführen läßt. Und wir sprechen nunmehr, da uns die Struktur jenes Gebildes, das unsere Geschichte aufbaut, klar geworden ist, nicht mehr von Motiv — eine Bezeichnung, die vieldeutig ist —, sondern wir setzen den Begriff Kasus ein. Was in einem anderen Zusammenhang[1]) gesagt ist, findet auch hier seine treffende Gültigkeit: „Das, was in diesem Ganzen der widersprechenden Teile vor uns liegt, zeigt den eigentlichen Sinn des Kasus: in der Geistesbeschäftigung, die sich die Welt als ein nach Normen Beurteilbares und Wertbares vorstellt, werden nicht nur Handlungen an Normen gemessen, sondern darüber hinaus wird Norm gegen Norm steigend gewertet." „In dem Kasus ergibt sich die Form aus einem Maßstab bei der Bewertung von Handlungen, aber in der Verwirklichung liegt die Frage nach dem Werte der Norm. Bestehen, Gültigkeit und Ausdehnung verschiedener Normen werden erwogen, aber diese Erwägung enthält die Frage: wo liegt das Gewicht, nach welcher Norm ist zu werten?"

Unser Motiv der Wife of Bath-Erzählung ist ein Liebeskasus, vielleicht der Liebeskasus, wobei Liebe als ein Bereich zusammengezogen ist, in dem nach Gerechtigkeit und nach Wert gefragt wird; hier im besonderen: wie soll eine Frau sein, wie muß ich mich zu ihr verhalten? Auf dem Wege der Kunstform, so wie er in allen unseren Fassungen vorliegt, ist er in bestimmter Weise entschieden: die Frau ist jung und treu, wenn sie herrscht. Und diese Liebesgerechtigkeit, diese Liebesgerechtsame will und hat ihren Lohn, den der Ritter, der Mann empfängt. Gleichzeitig ist sie — und darum sprachen wir von einem Bedeutungsbezirk — die Entscheidung einer bestimmten Kultursituation, jeder ritter-

[1]) André Jolles, Einfache Formen. Legende. Sage. Mythe. Rätsel. Spruch. Kasus. Memorabile. Märchen. Witz. Halle 1930, S. 179 und S. 190.

lichen Kultur, und sie wird ernst ausgesprochen oder mißverstanden oder belacht. Deswegen aber auch fragten wir nicht nach einem illusorischen genetischen Zusammenhang der Versionen und Ausprägungen dieses Kasus, sondern drangen vom Undeutlichen bis ins Deutliche, bis es seinen Sinn hergab. Nicht also um Märchen oder Rätsel handelt es sich hier, sondern um einen Kasus; und wir finden Parallelen zu dem hier einmalig in verschiedenen Versionen ausgeprägten Kasus nicht in Gebieten, wo Rätselfragen gestellt werden und Feen und Stiefmütter Wunder verrichten, sondern wo Liebe und Minne, Weibes- und Manneswert zum ethisch-ästhetischen Dilemma, zum Problem, unter Umständen auch zur Lehrfrage gemacht werden.

Eine moderne Zeit wird diese Frage tiefer und anders stellen und beantworten; die Probleme können bedeutsamer erscheinen, sie können neu aktuell werden, aber es sind dieselben wie in einer Welt, die noch nicht psychologisch dachte. Und so können wir uns den vorliegenden Kasus denken in einer Ausgestaltung vom harmlosen Fragespiel und Scherz bis zur Tiefe des kulturellen Denkens einer ganzen Zeit und gesellschaftlichen Schicht.

Daß der Minnekasus auch in Balladen stecken kann, haben wir gesehen. Nur in blasserem Lichte, unbewußter tritt er hier auf; nicht der Sinn des Geschehens steht zur Frage, das Geschehen selbst interessiert, wie es aus einer geformten Welt herausverlegt ist in eine ungebärdige, maßlose, travestierte. Deshalb von unbedingt Älterem und von „Mythischem“ zu sprechen, ist nicht ohne weiteres berechtigt. Wir stehen nur mehr nach dem Rande des Bedeutungsbezirks zu.

Aber von ganz anderer Richtung her fällt auf das bisher Betrachtete helles Licht: von anderen und nunmehr wirklich verwandten Minnekasus, von denen zum Schluß einige herangezogen werden sollen.

V.

Auch in der 12. Minnefrage im zweiten Teile von Boccaccios Jugendwerk Filicolo[1]) begegnen wir dem Kasus, in dem jung und alt gegeneinander abgewogen werden. Hier stecken jung und alt

[1]) Opere volgari, Firenze MDCCCXXIX, vol. VII.

nicht in einer Person, sondern sind verteilt auf ein junges schönes Mädchen und eine häßliche Alte.

In diesem Florio-Biancofioreroman ist im zweiten Teil Filicolo durch einen Sturm zum Aufenthalt in Neapel gezwungen. Er nimmt an einer Gartengesellschaft teil, wo unter Fiamettas Leitung und Vorsitz dreizehn Fragen der Liebe abgehandelt werden. So wie bei Chaucer die Gemahlin Arthurs und die Damen des Hofes über das Schicksal des Ritters beraten, wie bei Favart und Voltaire ein ganzer Liebessenat aufgebracht wird, spielen sich auch hier die Fragen und Erwägungen im Rahmen einer cour d'amour ab.

Parmenione[1]) berichtet von einem Freund, der sich in ein schönes Mädchen verliebt hatte, ohne sich ihr nähern und von seiner Liebe sprechen zu können. Da sieht er eines Tages eine Bettlerin das Haus seiner Geliebten betreten, una vecchia povera, vizza rancia e dispettosa tanto, quanto alcuna trovare se ne potesse.[2]) Auf sein Versprechen großer Geschenke hin begibt sich diese Alte zu dem schönen Mädchen als Liebesbotin und vermittelt ein Rendezvous im Hause des Jünglings. Aber da werden sie, der Jüngling, das Mädchen und die Alte, von den Brüdern des Mädchens, Freunden des Jünglings, überrascht. Die stellen ihn vor die Wahl: Gli posero questo partito dicendo . . .: ma di queste due cose l'una ti convien prendere, o vuogli che noi t'uccidiamo, o vuogli con questa vecchia e colla nostra sorella con ciascuna dormire un anno, giurando lealmente che se tu piglierai di dormire con costoro due anni, e il primo colla giovane, che tante volte quante tu la bacerai, o ciò che tu le farai, altrettante il secondo anno bacerai o farai alla vecchia: e se la vecchia il primo anno prenderai, tante volte quante la bacerai o toccherai, tante simigliantemente nè più nè meno alla giovane nel secondo anno farai. Der Jüngling ist im Zweifel — und hier setzt der Kasus ein —, wen er zuerst nehmen soll.

Das darauffolgende Gespräch Parmeniones mit der cour d'amour-Königin weitet den Kasus zur Frage des Handelns im Dasein überhaupt aus. Gegenwart und Zukunft stehen unter der Fortuna, die immer die Waage des möglichen Entscheids zum Glücklichen hält, dem gegenüber steht der Kummer, der nur durch die Hoffnung auf zukünftiges Gutes zu ertragen sei. Und ebenso wie bei Gower der Tod der Alten erwogen und fortune gemäß dem accaunt erwählt wird, so geht hier die kasuistische Auseinandersetzung über das Sterben der Alten als infallibile und auf das in Aussicht stehende Liebesjahr als accidente. So wie hier dem uom savio Rettung und Lösung bleibt, so entscheidet die Weisheit der Alten bei Chaucer. Convengonsi le cose della fortuna pigliare quando sono donate.[3]) Lag hinter Chaucer die Möglichkeit der Austiefung zu einer Psychologie der Liebe im Sinne der ritterlichen Ideale des Mittelalters, so hier zu den Idealen des Handelns unter der Fortuna der Renaissance.

Auch die Minnekasus bei Andreas Capellanus[4]) befassen sich

[1]) Tom. 11, Quistione XII, S. 106—112. [2]) S. 107. [3]) a. a. O. 111.

[4]) De Amore libri tres, rec. E. Trojel, Havniae 1892, II, VII, De variis iudiciis amoris, S. 271 ff.

mit der Frage jung — alt, häßlich — schön, nicht bloß bei der Frau, sondern auch beim Ritter. Tugend, Weisheit und Tapferkeit werden abgewogen gegen Jugend und Schönheit, Minneerfahrung gegen jugendlich unberührte Frische.

VI. Insurgit etiam dubitatio talis: Iuvenis quidam nulla probitate decorus et miles adultus omni probitate iucundus amorem ab eadem muliere deposcunt. — Das 20. Iudicium ist ein ganzes Bündel dieser Minneprobleme, in diesem Falle mehr vom Physiologischen her gesehen: Fuit etiam a regina quaesitum, quis magis esset eligendus amor, an scilicet iuvenis viri an in aetate provecti. Quae mirifica quidem subtilitate respondit. Ait enim: Viri scientia et probitate atque morum laudabili compositione bonus vel melior amor non autem aetatis ratione distinguitur. Naturali tamen instinctu aspecto libidinis masculi iuniores aetate avidius solent mulieris adultae libidini commisceri quam iuvenculae, quae sit coaetanea sibi; aetate vero provecti iuvencularum potius affectant amplexus osculaque suscipere quam aetate mulieris adultae. Et econtra: Mulier sive sit iuvencula sive in aetate adulta magis amplexus appetit et solatia iuniorum quam provectorum virorum.

Es ist Aufgabe der cour d'amour, diese Probleme zu entscheiden, nicht eigentlich zu lösen, für das unmittelbar einsetzende Dasein, in dem sie gelebt werden sollen. Und ebenso entscheidet die Literatur als Kunstform — z. B. die Novelle — die Kasus, wie das in der Wife of Bath-Novelle geschieht, weil sie sie in die gelebte Wirklichkeit bettet. Die literarische Struktur, die Einfache Form verlangt nach ihrer Ausprägung und Besonderung in den Ereignissen des Lebens. Darum erscheinen uns die Kasus so literaturträchtig, weil ihre Existenz einen anderen — den umgekehrten — Weg weist, als wir ihn gehen mußten, um von der Novelle und ihren Versionen zur literarischen Struktur zurückzukehren.

Nur ein Beispiel aus Andreas sei noch genannt, weil es sich an mehreren Stellen der Literatur als Kunstform wiederfindet.

Es ist der XV. Minneentscheid, wo die Rede ist von einem amator quidam, quum proeliando viriliter oculum vel alium sui corporis amisisset ornatum, quasi indignus ac taediosus a sua coamante repellitur. Und die Entscheidung des Kasus, in dem sich Liebhaber und entstellter Held normativ gegenüberstehen, lautet: Quare igitur membrorum deformitas, quae naturaliter ex audacia ipsa inevitabili procedit eventu, amoris damno afficere debet amantem — so wie sich dann auch in den Novellen, denen dieser Kasus zugrundeliegt, die Frau ein Auge aussticht, nachdem ihr Gemahl im Kampfe eins verloren hat. Es handelt sich um die Versdichtung daz ouge, die Hagen notiert[1]), und die dritte Erzählung im Conde Lucanor.

[1]) Gesammtabenteuer, hrsg. v. Fr. H. v. d. Hagen, I, S. 249ff.

In anderen Zeiten verlagern sich die kasuistischen Fragestellungen. Hans Sachs, der soviel Stoffgut an sich gezogen hat, übernimmt weder eine der Ausgestaltungen der Weib von Bath-Novelle noch irgendeine ähnliche Fassung der Art, wie wir sie soeben herangezogen haben. Wo bei ihm Liebeskasus überhaupt noch auftreten, entspringen sie keiner ritterlichen Welt mehr — das 16. Jahrhundert stellt die Frau nicht allzu hoch. Alt und jung werden getrennt[1]), die Frau hat zu gehorchen, zwischen Pallas und Venus tritt der Teufel.[2]) — Das Scherzlied vom Tod von Basel[3]), wo die Alte der Jungen gegenübersteht, ist in dieser Art ein Ausläufer solch kasuistischen Denkens. — Die Gesta Romanorum enthalten, obwohl sie Gräße als Quelle Chaucers für die Erzählung des Weibs von Bath namhaft macht, keine eigentliche Variante zu ihr. Wohl aber sind Kasus, vor allem am Anfang, reichlich vorhanden, und der Liebeskasus, von dem bis jetzt die Rede war, ist modifiziert in dem von den verschiedenen Schwestern und den verschiedenen Freiern.[4])

[1]) Sämtl. Fabeln u. Schwänke, hrsg. v. E. Götze, Halle 1893, Bd. I, Nr. 34, Zwayerley vngleicher ehe.

[2]) Comedia, darin die göttin Pallas die tugend und die göttin Venus die wollust verficht. Ausg. v. A. v. Keller u. E. Goetze, Tübingen 1870, Bd. III, S. 3ff.

[3]) Vgl. Erk/Böhme II, 914.

[4]) Ausg. v. H. Oesterley, Berlin 1872, vgl. 3, 4, besonders 77. — An dieser Stelle sei auch noch Bezug genommen auf Perraults Riquet à la Houppe in den Contes en prose et en vers, sein einziges Märchen, zu dem sich, wie man meint, keine Quelle finden läßt. Riquet mit dem Haarbüschel ist der häßliche, aber sehr geistvolle Sohn einer Königin, dem eine gütige Fee bei seiner Geburt das Geschenk gemacht hat, selbst demjenigen noch Geist zu verleihen, den er am meisten lieben werde. Die Königin des Nachbarreichs bringt nach einigen Jahren zwei Töchter zur Welt, von denen die eine, die ältere, sehr schön, zugleich aber sehr dumm ist, die andere sehr häßlich, dafür aber sehr geistvoll. Dieselbe Fee, die bei Riquets Geburt anwesend war, spendet der ersten die Gabe, denjenigen schön zu machen, der ihr gefallen werde. Alle Kinder wachsen ihrer Veranlagung gemäß auf. Die Schöne muß indes hinter der häßlichen, die alle durch ihren Geist bezaubert, zurückstehen. Da begegnet ihr eines Tages Riquet, der sich in ihr Bild verliebt und sich auf den Weg zu der schönen Dame gemacht hatte. Der Geistreiche tröstet die ob ihrer Beschränktheit Trauernde mit dem witzigen Aperçu: es sei doch eben gerade ein Zeichen von Geist, zu glauben, daß man keinen habe. Schließlich macht er von seiner Gabe, ihr ihren Mangel zu ersetzen, unter der Bedingung Gebrauch, daß sie einwillige, in einem Jahre seine Gemahlin zu werden. Sofort beginnt denn auch ihr Geist zu sprühen, und beide unterhalten sich aufs brillanteste. Allgemeines Erstaunen im Schloß,

Wir resumieren. An einem Komplex sogenannter motivlich verwandter Stoffe, Versionen einer irgendwie als gegeben gedachten Erstlingsfassung mit Neben- und Grenzfällen, haben wir eine letztlich erkennbare und erfaßbare Urstruktur mit einer feststehenden Bedeutung eingekreist. Dabei stellte sich ein genetischer Zusammenhang in Frage. An die Stelle der räumlichen Ausbreitung und der historischen Entwicklung trat uns ein geistiger Raum, psychologisch gesprochen eine einheitliche Apperzeptionsform, mor-

---

als die verwandelte Prinzessin zurückkommt. Die ehedem bevorzugte Schwester muß weit hinter ihr zurückstehen, Freier stellen sich ein. Der König, ihr Vater, läßt ihr in ihrer Wahl völlig freie Hand. Sie vergißt Riquet und kann sich doch für keinen der anderen entscheiden — wenn man Geist hat, ist man unentschieden. Am Jahrestage ihrer Metamorphose begegnet ihr Riquet wieder. Er hat inzwischen schon Hochzeitsvorbereitungen getroffen und erinnert sie an ihr Versprechen. Aber der Geist hat sie ja alle ihre Dummheiten vergessen lassen. Riquet muß sich verteidigen: die Geistvollen sollen wohl schlechter daran sein als die Dummen? Womit sie denn — abgesehen von seiner Häßlichkeit — sonst noch unzufrieden sei. Die Schöne ist gerührt, sie macht von ihrer Gabe Gebrauch und verwandelt ihn in den schönsten und liebenswertesten Prinzen der Welt. Der König, ihr Vater, ist einverstanden, man feiert eine glückliche Hochzeit — und die Moralité:

Ce que l'on voit dans cet écrit
Est moins un conte en l'air que la vérité même.
Tout est beau dans ce que l'on aime;
Tout ce qu'on aime a de l'esprit.

Schönheit, Geist, Liebe — drei Worte, drei Normen, aneinander gemessen, wechselnd aufeinander bezogen, ein Kasus der Gesellschaft des 18. Jahrhunderts, vielleicht der Kasus französischer Liebespsychologie: Schönheit ist, was der Geist liebt; Geist, was schön und liebenswert macht; Liebe, was Schönheit und Geist erregen. So stehen der erst nicht schöne, aber geistvolle und liebende und geistspendende Riquet und die schöne, geistempfangende und aus ihrer Liebe Schönheit gewährende Prinzessin einander gegenüber. Diese Relativierung der Begriffe, die sich nicht gegenseitig erst setzten, sondern aneinander anlegbar, voneinander ablesbar sind, meint der kleine Zusatz am Schlusse der Erzählung: Quelques-uns assurent que ce ne furent point les charmes de la fée qui opérèrent, mais que l'amour seul fit cette métamorphose. Die Prinzessin habe eben über Riquets Vorzüge nachgedacht und so seine Häßlichkeit nicht mehr gesehen. Seine dicke rote Nase z. B. habe für sie plötzlich den Reiz des Martialisch-Heroischen bekommen. Man sieht, der Kasus ist bewußt von der psychologischen Seite her gefaßt, wie es auch die Moralité in kluger Entgegenstellung formuliert. Wie bei Chaucer bewirkt nicht eine Fee die Metamorphose, es geschehen keine Wunder, sondern so ist die Welt von Schönheit, Liebe und Geist.

Beiläufig weise ich noch hin auf das 27. der Contes drolatiques Balzacs, auf Hugos Cromwell, III. Akt, Sz. IXff. und V. Akt, Sz. 13 und auf A. France, Le puits de Sainte-Claire, 1. Kap.

phologisch gesprochen eine Geistesbeschäftigung, die nicht Märchen und nicht Rätsel war, sondern die sich herausstellte als Kasus, als ein Stück Welt, geistig erfaßt als Reich nebeneinanderstehender Normen, inkongruenter Werte.

Es handelte sich hier um einen Kasus, dem wir — nicht in möglichst absoluter, sondern in möglichst systematischer Vollständigkeit — verwandte und nicht verwandte vergleichsweise zur Seite stellen konnten. Wir wiesen die Richtung, in der er zu finden ist, indem wir von den ritterlichen Kulturen sprachen, in denen er seine größte Ausprägung erreicht hat und die ihn am besten verstanden haben.

Zugleich aber erhebt sich die Aufgabe, im gleichen Sinne wie wir eine Rätsel-, eine Mythen-, eine Sagen-, eine Märchenforschung betreiben und wie wir diese Formen sammeln, vergleichen und gruppieren, unsere Aufmerksamkeit auch der Kasusforschung zuzuwenden. Vorbilder gibt es genug in den Methoden der Märchenforschung, und Wege dazu dürften sich viele bieten. Einer von ihnen ist hier versuchsweise begangen worden.

Wir schließen unseren Rahmen. Was hat die Kulturgeschichte von solchem Sammeln und Betrachten zu erwarten? Sie darf sich in einer sammelnden historischen Gesellschaftskunde (die der alten sammelnden Volkskunde gegenübersteht) eine tatkräftige Hilfsdisziplin zuwachsen sehen. Nicht nur das Denken der dazu ordinierten Geistigkeit — die philosophische Kultur im weitesten Sinne —, nicht nur das klingende Lied, der weltanschauliche Roman, das Epos als Gesamtaspekt sind Werte für die Erschließung der geistigen Wirklichkeit und der Lebensform einer vergangenen Gesellschaft, auch das ihrem Scherz und Spiel, ihren Wertsetzungen und ihren Liebesansichten und Liebesbräuchen immanente Denken, so wie es uns im kurzen Erzählgut vorliegt, eröffnet neuen Einblick. Daß hier die Literaturgeschichte in ganz eigenartiger Weise Quellenkritik zu treiben hat, hält sie nicht für ihr schlechtestes Amt.

MISZELLE.

INTERNATIONALER WARENHANDEL UND KULTURAUSTAUSCH IN DER INDISCHEN WIRTSCHAFTSGESCHICHTE.

VON BENOY KUMAR SARKAR, KALKUTTA.[1])

Zu allen Zeiten hatte das Volk von Indien einen lebhaften geschäftlichen und gesellschaftlichen Verkehr mit den anderen Völkern der Erde gehabt. Die Hindus haben niemals in einer sogenannten ,,herrlichen Absonderung" gelebt. Ihre Bestrebungen wurden immer mit dem Weltmaßstab der Wertmessung geprüft.

Es wird gewöhnlich angenommen, daß Internationalismus und Kosmopolitismus eine ganz neue Erscheinung in menschlichen Angelegenheiten sind. Es ist jedoch Tatsache, daß Kultur, Technik und Ökonomie immer international gewesen sind. Austausch der Güter und Zivilisation zwischen den Rassen ist die erste Lektion der Völkerkunde. Verleihen und Borgen zwischen Nationen, Einfuhr und Ausfuhr, Ansiedlung und Auswanderung charakterisieren sogar den niedersten Grad in der Geschichte der menschlichen Entwicklung. Hindu-Zivilisation, wie jede andere Zivilisation, trägt den Stempel der allgemeinen Weltkräfte; und nicht allein Asien, sondern auch die westliche Welt weist Grundzüge auf, welche direkt oder indirekt durch die Hindus beeinflußt wurden. Indien ist immer ein notwendiges Glied der Kette einer wachsenden Anzahl von menschlichen Werten, in Materialismus sowohl als geistigem Reichtum, gewesen.

Die Dämmerung der menschlichen Zivilisation findet die Hindus (,,Dravidier" und ,,Arier") als führende Männer der Industrie und Handelsunternehmer. Sie waren in Berührung mit den Pharaonen von Ägypten. Die Mumien waren eingewickelt in Musselin, welcher von Indien eingeführt wurde. Der Handel der Hindus gab dem Lande des Nils Elfenbein, Gold, Tamarindenholz, Sandelholz, Affen und andere charakteristische Pflanzen und Tiere. Es wird vermutet, daß die Textilhandwerker von Ägypten ihre Stoffe mit Hindu-Indigo färbten. Hinduschiffe brachten die indischen Waren nach arabischen Häfen oder nach dem Lande von Punt an der

---

[1]) Am sprachlichen Auszug dieses Beitrages ist absichtlich wenig geändert worden; es ist indes nötig gewesen, Einzelheiten für unsern Leserkreis verständlicher zu machen. (Die Schriftleitung.)

ägyptischen Seite, und von dort wurden diese nach Luxor, Karnak und Memphis transportiert.

Moderne Ausgrabungen und Entdeckungen auf den Ägäischen Inseln, besonders auf Kreta, haben die Grenzen des hellenischen Altertums zurückgedrängt. Homer ist heute nicht nur der erste der Hellenen, sondern auch der letzte der Minoer oder Mykener oder Ägäer. Diese ägäische Zivilisation war das verbindende Glied zwischen Ägypten und den Inseln von Griechenland. Es ist interessant zu bemerken, daß die Hindus („Dravidier") vermutlich indirekt auch mit dieser ursprünglichen Kultur Berührung hatten. Altgriechisch-europäische Zivilisation und urindische Zivilisation erhielten auf diese Weise gewisse Elemente gemeinschaftlich.

Es ist schwer, Indien mit dem mittelländischen Kulturniveau durch archäologische Beweise zu verbinden. Der Verkehr ist ersichtlich durch gewisse dekorative Motive der Volkskunst; den beiden Regionen gemeinschaftlich sind z. B. das Reh mit vier Körpern und einem einzigen Kopf, zwei Löwen mit einem Kopf, der Löwe mit drei Körpern und einem Kopf, Tierprozessionen, Tierkämpfe usw. Diese Entwürfe gehören wahrscheinlich zu einer gemeinschaftlichen frühasiatischen Überlieferung, welche sowohl das ägäische als auch das Hindukulturniveau beeinflußt hat. Das wirtschaftliche Leben und die Zivilisation der urindischen und frühasiatischen Rassen erscheinen durch die kürzlich ausgegrabenen Funde in den Mohenjo Daro- (in Sind) und Harappa- (im Pandschab) Regionen, als ob sie merkwürdig gleichförmig und international gewesen seien. Dies wird aber noch weiter untersucht.

Der Hinduhandel mit dem Lande des Euphrats war inniger und unmittelbar. Schon ungefähr 3000 v. Chr. lieferten die Hindus der chaldäischen Stadt Ur am Euphrat Thekaholz. Auch die Assyrer wie die Ägypter bekamen ihr Musselin von Indien. In der Tat, Pflanzenwolle, d. h. Baumwolle und Wolle erzeugende Pflanzen waren einige der ersten Gaben der Hindukaufleute an die Welt. Vom 10. bis zum 6. Jahrhundert v. Chr. scheint der assyrisch-babylonische Handel der Hindus sehr lebhaft gewesen zu sein. Die Hindus brachten Affen, Elefanten, Zedern, Thekabäume, Pfauen, Reis, Elfenbein und andere Gegenstände nach Babylon, dem Rom des westlichen Asiens. Durch diesen indisch-mesopotamischen Handel lernten die Athener des 6. Jahrhunderts v. Chr. den Reis und die Pfauen kennen.

Diese Ausdehnung der Tätigkeit der Hindus beeinflußte die Literatur der Zeit, z. B. Vedas und Jâtakas. Ein Zylinderziegel ungefähr vom Jahre 2000 v. Chr., der keilförmige Inschriften und Abbildungen von chaldäischen Gottheiten trägt, ist in Mittelindien ausgegraben worden. In Südindien wurde ein babylonischer Sarkophag gefunden. Die Hindus verdanken ihre Schrift diesem westasiatischen Verkehr. Die heutigen Schriftzeichen des indischen Alphabets stammen von Brâhmi und frühere von Kharoshthi. Beide sind semitischen Ursprungs. Diese lernten die Hindus durch die Phönizier ungefähr 1000—800 v. Chr. durch die internationalen Niederlassungen der mesopotamischen Städte. Babylon war wie das moderne

New-York der Schmelztiegel der Rassen. Außerdem mögen einige der astronomischen Vorstellungen der Hindus vom Lande des Euphrats herrühren.

Einer der acht Dialekte, in welchen die berühmten Inschriften der Hethiter von Boghazköi geschrieben sind, ist indisch. Hinduzahlzeichen wie eka, tri, panca, sapta und nava sind in den gleichen Inschriften in ihrer genauen Sanskritform gefunden worden. Die Namen der Götter, fast gleichbedeutend mit denen der Hindus, wie Mitrasil, Arunasil, Indarà und Nasattijanna (Zwillinge) erscheinen in den Entdeckungen im Königreich Mitani, welches zwischen dem Fluß Kur und der Kaspischen See gelegen war. Sureja ist ebenfalls ein anderer Gott des Kurtales, in welchem man eine Hindunachbildung vermuten mag. Indiens Verkehr mit Kurdistan und Kleinasien oder mit dem geographischen Gebiet der Hethiterkultur wird mehr und mehr als eine Tatsache der alten Geschichte Asiens festgestellt werden.

Der Handel der Hindus mit den Hebräern war auch beträchtlich. Salomo (1015 v. Chr.), König von Judäa, war ein großer Internationaler. Um den Handel seines Landes zu fördern, errichtete er einen Hafen am Ende des rechten Armes des Roten Meeres. Er machte seine Rasse zum Vermittler des Verkehrs zwischen Phöniziern und Hindus. Der Hafen von Ophir (in Südindien oder Arabien ?) ist berühmt in der hebräischen Literatur wegen seines Handels in Gold unter Salomo. Die Bücher des Moses, der Könige und Ezechiel deuten die Art und die Anzahl der Verbindungen der Hindus mit Kleinasien an. Es wird von den Bibelforschern angenommen, daß die Steine in dem Brustharnisch des Hohenpriesters von Indien gekommen sein mögen. Die Hindus lieferten Syrien auch den Bedarf von Elfenbein und Ebenholz. Das hebräische Wort tuki (Pfau) wird von Tamil (Südindien) tokei und ahalin (Aloe) von aghil abgeleitet.

Dieser hindu-hebräische Handel war ein Hauptkanal, durch welchen die Nationen des Mittelmeeres mit Indien und dem fernen Osten verbunden wurden. Lange bevor die Griechen irgendeinen direkten Verkehr mit den Hindus hatten, erfuhren sie auf diese Weise erstens durch Babylon und zweitens durch Judäa von den letzteren.

Die Perser stürzten das babylonische Weltreich 540 v. Chr. Ihr Gebiet erstreckte sich bis Thrakien in Europa und bis zu den indischen Grenzen im Osten. Nordwestlich Indiens war eine Zeit lang eine Statthalterschaft dieses iranischen (persischen) Weltreiches. Die Perser erhielten ihr Gold von den Hindus, welche ausgedehnte Bergwerksunternehmungen im Pandschab und anderswo in Indien führten. Hindusoldaten vereinigten sich mit den Gliedern ihrer iranischen Volksgenossen, als Xerxes den denkwürdigen Kriegszug gegen Griechenland (480 v. Chr.) leitete, und die Gebeine von manchem Hindu müssen mit dem Staube Europas in Thermopylae gemischt worden sein. Dies war wahrscheinlich die erste direkte Berührung der Hindus mit den Griechen.

Während dieses Zeitabschnittes war Persien zoroastrisch im gesellschaftlich-religiösen Leben, und es mag sein, daß die Lehren des Propheten

von Iran einigen Einfluß auf die Vedisten von Indien hatten. Es gibt Geschichten in Persien, welche die Bekehrung eines Hindu-Philosophen „Cangraghacah“ auf die Lehren des Zend Avesta zurückführen, nachdem dieser durch Zoroaster selbst in einem intellektuellen Wortstreit besiegt worden war. Andererseits darf der Hindueinfluß auf die Iraner auch eine Tatsache gewesen sein. Auf jeden Fall lehrten die Perser wahrscheinlich den Hindus den Gebrauch von Stein in der Baukunst, anstatt von Holz und Ziegelsteinen. Die „geflügelten Löwen“ dürften auch von Iran herstammen.

Hindunaturgabe für Herstellung und Handel war auf diese Weise jeder Rasse des Altertums von Nutzen, welche irgend etwas für das Menschengeschlecht tat. Und wenn Alexanders überlegener Internationalismus (336—323 v. Chr.) die Epoche der eurasischen Kulturmischlinge in Griechenland, Ägypten, in dem gestürzten persischen Weltreich und an den Grenzen von Indien einleitete, so wirkten die Hindus eifrig mit den anderen Rassen, um die neuen Zustände der hellenistischen Welt herbeizuführen.

Chandragupta Maurya (321—298 v. Chr.), der erste Hindukaiser des Vereinigten Indiens, besiegte den hellenistisch-syrischen Eindringling Seleukos und zwang ihn, ihm seine Tochter zur Ehe zu geben. Hindugriechische Ehen wurden allgemeine Vorkommnisse, griechische Bildhauer und Kaufleute lebten in Pâtaliputra (Platz des modernen Patna) am Ganges, in Ostindien, griechische Gesandtschaften wurden von dem auswärtigen Amt des Hindustaates besorgt, und griechische Professoren wurden in die Hinduhauptstadt eingeladen, um in der griechischen Sprache zu unterrichten.

In der internationalen Politik waren die Mauryakaiser von Indien die Verbündeten der hellenistischen Herrscher von Westasien, Europa und Afrika. Um dem alles an sich reißenden Ehrgeiz der römischen Eroberer zu widerstehen, suchten die Griechen natürlich die Hilfe der Hinduherrscher. Ein- oder zweimal trafen auf diese Weise die Hindus mit den Römern als Feinde zusammen (3. Jahrhundert v. Chr.). Elefantenheere wurden von Indien gesandt, um Pyrrhus von Epirus und Antiochus I. von Syrien gegen ihre Feinde zu helfen.

Hindugesandtschaften besuchten die hellenistischen Könige von Syrien, Ägypten, Mazedonien, Epirus und Kyrene in religiösen, kulturellen und diplomatischen Missionen. Sanskrit wurde in Antiochia, Tarsus und Alexandria gelehrt. Platonisten, Aristotelianer und Stoiker standen im Meinungswechsel mit Hindulogikern, Philologen, Upanishadisten, Buddhisten und Jainas. Hebräische, hellenistische und Hindufaktoren verbanden sich, um den Christuskultus in einer auserwählten eklektischen übersinnlich-theologischen Trennung zu halten.

Während der ersten zwei Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung dehnten die Kushans von Nordindien ihren Handel mit dem römischen Kaiserreich auf dem Lande aus, und die Andhras von Südindien hatten mit Rom übers Meer Verbindung. Römische Söldner waren in der Hinduarmee Befehlshaber, römische Bürger lebten in Indien, römische Münzen

waren auf den indischen Märkten im Umlauf. Gesandtschaften von den indischen Staaten gingen zu Augustus, dem ersten römischen Kaiser, um ihm zu seiner Thronbesteigung zu gratulieren. Auch Trajan empfing eine Hindugesandtschaft (100 n. Chr.). Gewürze, Parfüm, Musselin, Schönheitsmittel, Perlen, Wohlgerüche und andere Luxusgegenstände und Neuheiten, „gemacht in Indien", standen in großer Anzahl zum Verkauf in den Bazars des römischen Kaiserreiches. Der Überschuß des Handels war zugunsten der Hindus, welcher zu einem beträchtlichen „Abfluß" des Goldes von Rom nach Indien führte.

Der indisch-römische Verkehr war ausgedehnt und nachhaltig genug, um den allgemein auserwählten Charakter jener Zeiten zu beeinflussen. Die Griechen von Alexandrien eigneten sich die Hinduphilosophie an, und diese wurde zur plastischen Wirkung in der Entwicklung des Neuplatonismus unter Plotinus (3. Jahrhundert v. Chr.). Andererseits mag ptolemäische Astronomie von den Hindus angenommen worden sein. Der Kushankaiser ließ Münzen nach den römischen Mustern prägen. Der ausgedehnte Umfang des Hinduhandels war durch die internationalen Elemente im Gelde ersichtlich. Die Bildseite zeigte den Hindukaiser im Tartarenanzug, einen persischen Feueraltar und griechische Inschrift; die Rückseite hatte den Hindugott Shiva sowie auch griechische, persische und tartarische Gottheiten. Hindu-hellenistische oder griechisch-buddhistische (Gandhara) Bildhauerarbeiten von Nordwestindien und Mittelasien waren auch Produkte einer kosmopolitischen Vorstellung, genährt durch die Mischung der Rassen. Jene Kunst ist später grundlegend für alle Bildhauerarbeiten in China, Korea und Japan gewesen.

Die Kushaner waren Skythen oder Tartaren von Mittelasien, eingebürgert auf indischer Erde. Durch diese wurden die nördlichen Grenzen von Indien fast bis nach Sibirien ausgedehnt. Zugleich mit dieser Gebietsausdehnung wurde die Missionstätigkeit der Hindus sehr erweitert, dank der direkten politischen Oberherrschaft oder der Einflußsphären. Mittelasien wurde mit Hindutempeln, Klöstern, Hospitälern, Schulen, Museen und Bibliotheken übersät.

So kam es durch dieses „Größere Indien" auf der Landseite, daß China, das Land des Konfuzius und Laotsze, in die Einflußsphäre der indischen Kultur kam. Der indisch-chinesische Verkehr, angefangen durch die Vermittlung der Tartaren, setzte sich für ungefähr tausend Jahre fort. Die Hindutätigkeit in China wurde zur See durch indische Seefahrer, Ansiedler und Handelsmarine gefördert. Dieses Unternehmen zur See gab Indien endlich die kulturelle Führerschaft über Burma, Java, Siam, Annam und Japan.

China erhielt mahâyânistischen Buddhismus und Sanskrit-Texte von mittelasiatischen Provinzen Indiens im Jahre 67 n. Chr. Seitdem wurde China hinduisch, nicht nur in Theologie und Metaphysik, sondern auch auf jedem Gedanken- und Tätigkeitsgebiet. Tausende von Hindus lebten in chinesischen Städten, z. B. in Changan in Nordwesten und in Kanton an der See, als Priester, Lehrer, Kaufleute, Ärzte, Bildhauer und „Dolmetscher".

Auch der Name von chinesischen Touristen, Studenten, Philosophen und Übersetzern in Indien ist Legion. Die Chinesen richteten sich in ihren Dramen nach Hindubeispielen, importierten musikalische Instrumente (Saiten) von Indien und führten sogar einige der akrobatischen Kunststücke, Tänze, Sportarten, welche bei den Hindus vorherrschten, ein.

Der große Itsing (634—712) bemeisterte während seiner indischen Reise die Hindumedizin auf der Universität von Nalanda. Hindumathematik und Logik wurde von den Gebildeten Chinas gepflegt; Sanskritabhandlungen über Malerei und Kunstkritik, z. B. Shadanga (Sechs Glieder der Malerei) in Bâtsâyânas Kâmasutra (Erotik), Chitralakshana (Kennzeichen des Bildnisses) usw., lieferten die Regeln der chinesischen Kunst während ihrer größten Epoche (Tang- und Sung-Dynastien, 600—1250); und der traditionelle Konfuzianismus mußte wieder z. B. durch Chu Hsi (1130—1200) in der Aufklärung der eingeführten Hinduphilosophie ausgelegt werden. China wurde ein Teil vom „Größeren Indien" in Poesie, Ästhetik, Volksfesttagen, Moral, Sitten und Gefühlen. Das „augusteische Zeitalter" der chinesischen Kultur, das Zeitalter der mächtigen Tangs und prächtigen Sungs, war für Jahrhunderte die direkte Folge der „heiligen Verbindung" zwischen Indien und China. Niemand kann Chinas Malereien, Literatur und Ausführungen im Humanismus verstehen und schätzen, ohne zur gleichen Zeit zu fühlen, was die Menschheit der Hindukultur verdankt. Und was Japan betrifft, so ist es immer ein Anhang der hindu-chinesischen Zivilisation gewesen. Von Ladenstöcken und No-Tanz zum Nichirenismus, Zen(betrachtung), Philosophie „Bushido" (Militarismus), Sesshius Landschaften- und Bashos Hokku-Verschen, haben die Japaner fast jedes Stückchen ihres Lebens und ihrer Einrichtungen von Indien oder China oder von Hindumittelpunkten in China genommen.

Indien war während des Mittelalters das Herz und Hirn von Asien. Während der ferne Osten hinduisch gewesen war, wurde der jahrhundertelange Verkehr mit den Völkern von Westasien und darüber hinaus von den Hindus nicht vernachlässigt. Die Epoche des römischen Imperialismus und der griechisch-römischen Kultur war verflossen. Aber die Gupta-Vikramâdityan-Napoleons von Indien im 5. Jahrhundert hießen einerseits die chinesischen Gelehrtentouristen und andererseits die ägyptischen (alexandrinischen) und arabischen Händler willkommen. Ein sassanidischer Herrscher sandte seinen Arzt nach Indien, damit er die Hinduvolksmärchen ins Persische übersetze. Jedes Schulkind in Europa und Amerika kennt dies heute als die sogenannten Fabeln Äsops. Ein anderer persischer Monarch schickte eine Gesandtschaft an den Hof des südindischen Kaisers in der Mitte des 7. Jahrhunderts. Das Schachspiel, heute so populär in der westlichen Welt, kam durch Sassaniden von den Hindus.

Dann kamen die Tage von Mohammeds Bekehrungen, die Sarazenen und die Kalifate, durch welche sich die Welt tief oder oberflächlich von Kanton in China bis Cordova in Spanien zum Islam wandte. Einerseits bewahrten die Sarazenen die intellektuelle Überlieferung des hellenischen

Altertums in den dunklen Zeiten von Europa, und andererseits wurden sie das verbindende Glied zwischen Osten und Westen. Die erste Renaissance von Europa (13. Jahrhundert), repräsentiert durch Roger Bacon, war ein Erzeugnis der Beiträge der Sarazenen. Der Hindueinfluß auf diese Sarazenenkultur war fast so groß als auf die chinesische.

Hinduprofessoren in Algebra, Medizin, Alchimie, Logik und Volkssagen lehrten die Moslems der Erziehungsinstitute in Bagdad. Hinduärzte praktizierten in der Hauptstadt des Kalifats und hatten die Aufsicht über das große Hospital. Mansur (753—74) sandte eine Abordnung nach Sindh (in Westindien), welches unter seinen politischen Einfluß gekommen war, für hindu-astronomische Tabellen. Harun al Rashid (786—808) und Mamun (813—33) ermutigten mit allen Mitteln zur Verbreitung der Hindukultur unter ihrem Volke. Sanskrittexte wurden unter der Begünstigung des Staates ins Arabische übersetzt. Die vorislamitisch-persischen Übersetzungen der Hinduliteratur wurden auch dazu verwandt. Außerdem kamen fortgeschrittene Schüler nach Indien, um die Hinduwissenschaften an der Quelle zu studieren.

Der große Harun wurde von Mankh, einem Hinduarzt, von einer schweren Krankheit geheilt. Diese Tatsache leistete der Verbreitung der hindumedizinischen Wissenschaft im Reich des Islams großen Vorschub. Mankh übersetzte ein Sanskritwerk über medizinische Pflanzen ins Arabische. Sanak, ein anderer Hinduwissenschaftler, schrieb ein Buch über Gifte gemäß den indischen Giftkundigen in arabischer Sprache. Viele Arzneiwaren wurden von Indien nach Persien eingeführt, z. B. Pfeffer, Lack, Nardenöl, Myrrhen, Rotsandel, Zimmet, Stachelnuß, Purgirpflaume, Occimum sanctum und andere.

Diese Moslems lasen mit ihren Hindulehrern die maßgebende medizinische Literatur in Sanskrit, z. B. Charaka, Sushruta und Vâgbhata, die Abhandlungen über Blutegel und Gifte und studierten auch die Frauenkrankheiten. Sie sind den Hindus besonders für die Erkenntnis, daß man Eisen, Arseniksauerstoff, Quecksilber und andere Metalle als Heilmittel eingibt, verpflichtet. Von den Sarazenen übernahmen die christlichen Nationen diese Hinduentdeckungen. Die späteren griechischen Ärzte wurden mit dem Hindusystem bekannt und bedienten sich der Hinduarzneimittel. Indessen nicht vor Paracelsus (1493—1541) — und sogar dann einem großen Widerstande von der Seite der Reaktionäre gegenüber — wurde diese kühne und gefährliche Hindupraxis allgemein in Europa bekannt.

Die Sarazenen lernten das Dezimalsystem der Berechnung von den Hindus und übergaben es endlich den Europäern. Sie lernten auch die Hinduwissenschaft, welche fälschlich nach ihnen seitdem Algebra genannt wurde. Sie lernten ebenso ihr Manzil oder die Teilung des Himmels in 28 Mondsternbilder aus derselben Quelle. Sie bereicherten sich auch mit Hindugeometrie. Auf diese Weise lernten sie den richtigen Wert des π und ebenfalls, wie die Fläche des Kreises zu berechnen ist.

Um zu verstehen, was die Sarazenen Europa gegeben haben, z. B. Musa in Mathematik und Rases und Avicenna in Medizin, Alchimie und Physiologie, muß man den Anteil berücksichtigen, welcher vom Hindugeist in der mittelalterlichen Wissenschaft geleistet wurde. Die Gründer der ersten Universitäten in Europa bekamen ihre Eingebungen von den Mittelpunkten der islamitischen Kultur, z. B. in Cordova und Bagdad. Diese waren vorher in beträchtlichem Umfang von Hindukultur genährt worden.

Wir beobachteten die Hinduseefahrer des grauen Altertums, wie sie ihre Waren transportierten, um den Bedürfnissen der Erbauer der Pyramiden zu dienen. Wir befinden uns nun in dem Zeitalter der Kreuzzüge (11. bis 13. Jahrhundert). Die Vorfahren der modernen christlichen Nationen waren damals beschäftigt, der Ausbreitung Asiens in Europa Widerstand zu leisten. Zur gleichen Zeit sammelten sie das Wissen der höheren Künste und Wissenschaften der Asiaten. Alle diese fünf Jahrtausende hatten die Hindus den kosmopolitischen Ausblick auf Handel und Kultur behauptet. Früh im christlichen Zeitalter hat ein Hinduwissenschaftler aufrichtig Indiens Verpflichtung in Astronomie den Griechen gegenüber mit folgenden Worten zugegeben:

„Die Yavanas (Ionier, d. h. Griechen) sind zwar mlechchhas, d. h. Barbaren, aber unter ihnen ist diese Wissenschaft der Astronomie fest gegründet; daher werden sie geehrt, als ob sie Rishis, d. h. ‚heilige Weisen', wären." Dies ist die historische Einstellung des Hindugeistes gegenüber der Welt. Hindukultur steht unter dem wechselseitigen Einfluß der Kultursysteme der Menschheit.

Seit dem 13. Jahrhundert ist Indien soviel mohammedanisch wie hinduisch. Während des späteren Mittelalters war es erstens durch die Araber, daß die Indier mit den kaufmännischen Behörden von Venedig, Florenz und anderen italienischen Städten, sowie auch mit der Hansa von Norddeutschland in Berührung kamen. Zweitens überschwemmten die Buddhist-Tartaren von China ganz Rußland und verlegten die westlichen Grenzen von Asien fast bis zu den Karpathen. Sie machten die Europäer mit den chinesischen Entdeckungen bekannt, z. B. Drucken, Schießpulver, Seekompaß usw., und ferner auch mit der Erbschaft des Hindugedankens in Mittelasien und China. Weitere Orientalisierung des Abendlandes wurde durch die Errichtung der Türkei als Macht ersten Ranges im Südosten von Europa während des 15. und 16. Jahrhunderts gefördert. Die wichtigeren Folgen dieses Ereignisses sind die zweite Renaissance, die Entdeckungen, die Ausdehnung Europas und die Geburt Amerikas gewesen.

Die Hindus und Moslems von Indien unter den Großmoguls während des 16. und 17. Jahrhunderts waren in inniger Berührung mit Persien und dem westlichen Asien. Indien wurde bereichert durch die Einbürgerung von neuen fruchttragenden Pflanzen aus der Fremde. Einige der größten Schätze der persischen Literatur wurde den Völkern in Übersetzungen zugängig gemacht. Eine neue Sprache, das Indisch-Persisch-Urdu, wurde

zum Vermittler der neuen gemeinschaftlichen Bestrebungen der ursprünglichen Einwohner und der zu Indiern umgewandelten Neuankömmlinge. Es wurden Poeten, Gelehrte, Architekten, Maler und Musiker eingeladen, sich in Indien niederzulassen.

Überhaupt hat Persien einen unauslöschlichen Eindruck auf die Hindukultur hinterlassen. In den letzten drei Jahrhunderten sind die gesellschaftliche Etikette und die schönen Künste von Indien (Poesie, Malerei, Architektur und Musik), beide indisch und moslemisch, wissentlich oder unwissentlich durch die Regeln der persischen Meister beeinflußt worden. Andererseits wurde sanskritische Literatur und Philosophie ins Persische übersetzt. Es muß bemerkt werden, daß die lateinischen Versionen der persischen Übersetzungen der sanskritischen Originale auch einigen Einfluß auf europäische Geister gehabt haben, z. B. auf Herder und Schopenhauer.

Es war während dieser Periode der indo-persischen oder hindu-islamischen Renaissance, daß die europäischen Kaufleute in direkte Berührung mit Indien kamen. Die Kaufleute und seefahrenden Schiffe von Indien setzten dann die Überlieferung ihrer besten Periode fort. Die indische Handelsbarke war größer, dauerhafter und eleganter als die portugiesischen, französischen und englischen Schiffe, gemäß der Schätzung der europäischen Kenner. Indien war noch immer eine Industriemacht und sein Markt Europa.

Das Jahr der ersten französischen Revolution (1789) war auch das Jahr des Erscheinens des ersten Sanskritwerkes „Shakuntalâ“, ein Drama von Kalidas, dem Hindu-Shakespeare (5. Jahrhundert n. Chr.) in einer modernen europäischen Sprache. Goethe spricht sein Entzücken darüber aus mit den Worten wie folgt:

Willt du die Blüten des frühen, die Früchte des späteren Jahres,
Willt du was reizt und entzückt, willt du was sättigt und nährt,
Willt du den Himmel, die Erde mit Einem Namen begreifen —
Nenn ich Sakontala dich, und so ist alles gesagt.

Indiens Beitrag zur industriellen Revolution des 19. Jahrhunderts war 1. ein ausgedehnter Markt für die industriellen Mächte der westlichen Welt und 2. ein Land des Rohmaterials. Indien war dadurch mit den modernen Weltkräften, nämlich Dampf und Demokratie, in Berührung, wenn auch hauptsächlich als ein passiver Agent.

Dies ist das einzige Jahrhundert während sechstausend Jahren, in welchem die Hindus unterließen, den Fortschritt der Menschheit tätig mitzuentwickeln. Dies ist das erstemal in der Geschichte Indiens, daß es unterließ, der Welt ebenso viele erstklassige Männer und Frauen von internationalem Ruf in Wissenschaft, Handel, Industrie und Kunst zu geben, wie die Welt von seinem 350 Millionenvolk erwarten darf. Dies ist der einzige Zeitabschnitt, in welchem die Indier ihrer historischen Rolle, der Förderung der Weltzivilisation, treulos wurden — treulos ihrer traditionellen Naturgabe, nationale Industrien und internationalen Handel

zu pflegen, treulos ihrer Jahrhunderte alten natürlichen Fähigkeit, mit den anderen Rassen beim Aufbau der Weltwissenschaften, Künste und Philosophien mitzuwirken. Der hellste Zeitabschnitt der Weltgeschichte fällt dadurch mit der dunkelsten Periode in Indien zusammen.

Dank den Ideen von 1905 hat Indien nun glücklicherweise eine schöpferische Epoche angefangen, einen Zeitabschnitt der Empörung und des Wiederaufbaues. Die „swadeschi“ (nationale) Industrie und Handelsbewegung des indischen Volkes sowohl als auch die ursprünglichen Beiträge seiner Gelehrten und Künstler zu den modernen Wissenschaften, theoretisch und angewandt, sowie zu den schönen Künsten scheinen wichtige Faktoren in der Weltwirtschaft und Weltkultur der Mitte des 20. Jahrhunderts zu sein. Man wird vielleicht finden, daß ein ökonomisches und intellektuelles Zusammenarbeiten mit diesem neuen Indien — zum Industriestaat geworden, wirksam in Geschäftstechnik und Organisation, wie auch erzogen in den Gebräuchen und Einrichtungen der Demokratie — eine sehr nützliche Hilfe jeder energischen, jugendlichen und in die Zukunft schauenden Nation der Welt bei der Ausbreitung ihrer eigenen Industrie, ihres eigenen Handels und ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit sein wird.

LITERATURBERICHTE.

FRÜHGERMANENTUM III.

Der alte Gegensatz zwischen den Vertretern eines starken Einflusses der Kelten auf die Germanen und den Vorkämpfern der Eigenwüchsigkeit und Selbständigkeit der germanischen Kultur ist noch nicht überwunden. Das hat bereits die Betrachtung des Werkes von Gudmund Schütte im vorigen Heft gezeigt.

Ganz neue Wege ist Sigmund Feist gegangen.[1] Seine Grundthese ist: Germanen als ein besonderes Volk hat es nie gegeben, sie sind eine Mischung von Kelten und vorindogermanischer Bevölkerung. Unter „Germanen" verstanden die Römer rechtsrheinische Keltenstämme. Diese „Kelto-Germanen" haben das mitteldeutsche Gebiet bis an die Elbe bewohnt. Ihre Sprache ist eine keltische Mundart mit Annäherungen an das Germanische. Gegen diese kühnen Behauptungen Feists ist von germanistischer wie keltistischer Seite Einspruch erhoben worden. Rudolf Much[2] hat die rein germanische Herkunft der von Feist als Kelto-Germanen bezeichneten Stämme nachgewiesen. Die angeblich keltische Mundart dieser Völkerschaften hat lauter für das Germanische bezeichnende Eigentümlichkeiten, keine einzige keltische. Feists „These entbehrt so sehr jedes Haltes, daß es unverständlich ist, wie sie ernst gemeint und aus sachlichen Beweggründen überhaupt aufgestellt werden konnte." Mit kaum weniger scharfen Ausdrücken hat der Keltist Julius Pokorny[4] die Mangelhaftigkeit von Feists keltischen Kenntnissen nachgewiesen.

Sigmund Feist hat sich durch diese vernichtenden Kritiken nicht hindern lassen, seine Theorie noch weiter und abenteuerlicher auszubauen.[3] Auch vor der Beherrschung durch die Kelten sind

---

[1]) Germanen = Reallexikon der Vorgeschichte, hrsg. von Max Ebert, Band 4, 1, Berlin 1926: Walter de Gruyter & Co., 273—289. — Neuere Germanenforschung = Acta Philologica Scandinavica 1 (1926), 156—169. — Germanen und Kelten in der antiken Überlieferung. Halle 1927: Max Niemeyer.

[2]) Sigmund Feist und das germanische Altertum = Wiener Prähistorische Zeitschrift 15 (1928), 1—19, 72—81. — Waren die Germanen des Caesar und Tacitus Kelten? = Zeitschrift für Deutsches Altertum 65 (1928), 1—50. [4]) Zeitschrift für deutsche Philologie 53 (1928), 383—385.

[3]) Die Ausbreitung des indogermanischen Sprachstammes über Nord-Europa in vorgeschichtlicher Zeit = Wörter und Sachen 11 (1928), 29—53.

die Germanen nicht frei gewesen, sondern haben unter dem Einfluß der Veneter-Illyrier gestanden, die ,,der nordeuropäischen Rasse, deren Ursprache im Wortschatz des Germanischen noch durchschimmert, ihr indogermanisches Idiom gebracht" haben. Die Germanen sind also ursprünglich überhaupt keine Indogermanen: eine nordeuropäische altansässige Rasse ist durch die Illyro-Veneter indogermanisiert worden und hat sich dann mit den Kelten vermischt. Die neuen, von Feist vorgebrachten illyrischen sprachlichen Indizien sind nicht minder haltlos wie die keltischen.[1])

Durch die Auseinandersetzung mit Feist angeregt, hat Gustav Neckel in einem geistreichen Buch[2]) mit der ,,Keltomanie", der ,,Neigung, bei Abwägung von Germanischem und Keltischem ohne weiteres dem Keltischen zeitlich und kulturell von vornherein mehr zuzutrauen"[3]), abgerechnet. Er verficht Eigenwert und Selbständigkeit der altgermanischen Kultur. Die keltische Kultur ist ,,stärker mit Wertevernichtung belastet" als die germanische. Die altererbte Kultur beider Völker ist ,,viel bedeutender . . . als alles, was nach ihrer Trennung . . . herüber- und hinübergewandert ist". ,,Kelten und Germanen tauchen gleichzeitig auf." Es ist ein unbegründetes Vorurteil, wenn es bei dem ersten Vorkommen des Namens Germani heißt, das müßten Kelten gewesen sein. Neckel verficht die germanische Abkunft der Belgae und der Oretani Germani in Andalusien; auch in den in der Schlacht bei Clastidium 222 v. Chr. erwähnten Germani sieht er einen Splitter desselben Stammes, ja sogar in den von Herodot unter den Perserstämmen genannten *Γερμάνιοι*. Weiter handelt Neckel über Entstehung und Alter des Germanennamens, der germanischen Ursprungs ist und ,,Brüder" oder ,,Blutsverwandte" bedeutet. Im Gegensatz zu Feist sieht er im Norden den Ausgangspunkt der Indogermanisierung. ,,Das leibliche und willensmäßige Übergewicht der Nordrasse war die eigentliche und dauernde Ursache der Indogermanisierung des Südens und des Orients." Wertvoll sind die auf eingehender Kenntnis des nordischen Schrifttums aufbauenden Ausführungen über germanische Wesensart und nordisches Denken, vor allem den nordischen Ehrbegriff. Der Aufbau des Buches ist infolge der Entstehung aus einem Vortrag recht locker, es zeigt aber überall offenes Bekennen zum Germanentum und Liebe und Verstehen für den germanischen Menschen, ,,wenn auch manchmal das Herz über den Kopf zu siegen scheint". Sein bleibendes Ver-

---

[1]) Hans Krahe: Illyrisch und Germanisch = Indogermanische Forschungen 47 (1929), 321—328.

[2]) Germanen und Kelten. Historisch-linguistisch-rassenkundliche Forschungen und Gedanken zur Geisteskrisis. Heidelberg 1929: C. Winter = Kultur und Sprache 6.

[3]) Wolfgang Krause: Deutsche Literaturzeitung 50 (1930), 2367—2374.

dienst ist, einmal die Frage in ihrer ganzen Tragweite und frei von bisher unausrottbaren Vorurteilen aufgerollt zu haben.

Am reinsten fassen wir die germanische Kultur im Norden. Die Vor- und Frühgeschichte Norwegens behandelt A. W. Brøgger in einem bahnbrechenden Buch[1]), das die alten Wege typologischer Fundbetrachtung zugunsten einer kulturgeschichtlichen Betrachtungsweise verläßt, überall hinter dem toten Gegenstand das lebendige Leben suchend. Wirtschaftsformen werden in ihrer Naturbedingtheit aufgefaßt, nicht als Kulturstufen. Brøgger scheidet drei große Abschnitte: Die älteste Periode einer „reinen Jagdkultur" wird von der Jungsteinzeit abgelöst, die auf der von Dänemark her erfolgenden Einführung von Ackerbau und Viehzucht beruht. Den zweiten einschneidenden Wandel bringt die Verwendung des Eisens. Mit dem vierten Abschnitt, der Wikingerzeit, tritt Norwegen in das geschichtliche Zeitalter. Leider werden gesellschaftliches und geistiges Leben in dem sonst vorzüglichen Werk nur flüchtig berührt.

Der Norden ist auch der Mutterboden einer Bewegung, deren einschneidende Bedeutung für das frühe Mittelalter immer deutlicher herausgearbeitet worden ist: der Kriegs-, Handels- und Siedlungszüge der Wikinger und Normannen. Neben dem früher stärker betonten kulturvernichtenden Erfolg dieser Jahrhunderte durchdauernden Fahrten erkennt man heute die kulturvermittelnde und -verbreitende Bedeutung dieser Nordgermanen.

Die neuen Ergebnisse der Normannenforschung will Karl Theodor Strasser einem größeren Leserkreise nahebringen.[2]) Anschaulich erstehen Lebensweise und Züge dieser Nordmänner. Die ersten Abschnitte geben die geschichtlichen Tatsachen von den ersten Fahrten der Sachsen bis zum Versiegen der nordischen Ausbreitungskraft. In den Einzelheiten ließe sich einiges berichtigen, das Bild im großen ist richtig gezeichnet. Stärker tritt im zweiten Teil des Werkes, der die Kultur der Wikinger zu zeichnen sucht (Religion, bildende Kunst, Dichtung, Sittlichkeit), der Grundfehler Strassers hervor. Obgleich er hier und da von dem Charakter der Wikingerzeit als einer Periode der Übergangskultur spricht, faßt er im wesentlichen den Norden dieses Zeitabschnitts als eine Einheit, erkennt nicht den Bruch, der durch die ganze Kultur geht. Man kann nicht Sagamenschen und „Eddaglauben" (der nie wirklicher Glauben gewesen ist) auf eine Stufe stellen. Das Kapitel über „Götter und Gewalten" ist das schwächste des ganzen Buches. Man muß scheiden zwischen dem Menschen festgewurzelter heidnisch-germanischer Kultur und Sittlichkeit und dem Germanen

---

[1]) Kulturgeschichte des norwegischen Altertums. Oslo 1926: H. Aschehoug & Co. = Instituttet for sammenlignende Kulturforskning 6.

[2]) Wikinger und Normannen. Hamburg 1928: Hanseatische Verlagsanstalt.

einer Wander- und Austauschzeit, in der von allen Seiten Fremdes auf das Germanentum eindringt, es auflöst und alte Bindungen zerstört. Die Kultur der Wikingerzeit ist voll kompliziertester Schichtungen und geistiger Auseinandersetzungen, die sie deutlich von dem ursprünglichen, stärker in sich selbst ruhenden Germanentum abheben. Es ist der Fehler, unter dem ein großer Teil unserer germanischen Altertumsforschung leidet: daß sie Festes sieht, wo alles in Fluß und Entwicklung ist, zeitlich Auseinanderliegendes zusammennimmt und dann leicht vor unerklärlichen Widersprüchen im Leben dieser Menschen steht, die sich sofort auflösen, wenn man an die Stelle des Nebeneinander das Nacheinander setzt. Mit diesen Einschränkungen ist das auch mit guten Abbildungen ausgestattete Buch von Strasser ein wertvoller Versuch einer ersten Zusammenfassung von deutscher Seite. Aus nordischer Feder besitzen wir schon länger die Überblicke von Alexander Bugge[1]) und Rolf Nordenstreng.[2])

Eine knappere volkstümliche Darstellung des gleichen Stoffes gibt das Bändchen der Sammlung „Deutsche Volkheit" von Johann Otto Plaßmann.[3]) Die Schilderung der Kultur tritt hinter der der äußeren geschichtlichen Ereignisse zurück. Besonders eingehend schildert Plaßmann die Schicksale der Normannen in Unteritalien bis zu Heinrich VI. Das Büchlein gibt eine gute Zusammenfassung des mächtigen Stoffes. Man vermißt einige weiterführende Literaturangaben.

Dänemark ist die eine der drei Wiegen dieser Nordmänner. Mehrere wichtige Arbeiten auf dem Gebiet der dänischen Frühgeschichte bietet die Runenforscherin Lis Jacobsen. In dem Buche „Dansk Sprog"[4]) interessieren hier die beiden ersten Aufsätze. „Wimmers Landmandsstene" weist nach, daß einige nach Wimmers Vorgang als Lob des guten Ackerbauers erklärte dänische Runeninschriften anders zu lesen und deuten sind. Damit fällt ein widerspruchsvoller Zug in dem Bild dieser durch und durch kriegerischen dänischen Wikingerzeit, die ein anderes Ideal hat als das des friedlichen Ackerbauers. Die bedeutungsgeschichtliche Untersuchung „Kvinde og Mand" wächst sich aus einer sprachlichen Untersuchung der Bezeichnungen für Mann und Frau im Dänischen und ihres Wandels im Lauf des Mittelalters zu einem wertvollen Beitrag zur Kulturgeschichte der Geschlechter aus. Leider geht Lis Jacobsen von den verbreiteten voreingenommenen Anschauungen von der untergeordneten Stellung der Frau im

---

[1]) Die Wikinger. Übersetzt von Heinz Hungerland. Halle 1906.

[2]) Die Züge der Wikinger. Aus dem Schwedischen übersetzt von Ludwig Meyn. Leipzig 1925: Quelle & Meyer.

[3]) Wikingerfahrten und Normannenreiche. Jena 1929: Eugen Diederichs = Deutsche Volkheit 67. [4]) Dansk Sprog. København 1927: Gyldendal.

germanischen Altertum aus, wodurch manche Tatsache der älteren Zeit in schiefem Licht erscheint.

Wichtige Teile Dänemarks sind in der ersten Hälfte des 10. Jahrh. von fremden Eroberern besetzt. Gegen Mitte des Jahrhunderts glückt es jedoch Jüten und Inselbewohnern, sich zu befreien, wie Lis Jacobsens Buch „Svenskevældets fald"[1]) nachweist. Gorm und Hardegunni besiegen Gnupa und seinen Sohn Sigtrygg, und der Seekönig Krog schlägt die Schweden auf Lolland, wie der Sædingestein berichtet. Nach diesen Siegen beginnen erfolgreiche Handels- und Kriegsfahrten, und zugleich entfaltet sich ein geistiges Leben, „das den festlichen Glanz der Dichtung über die Sprache wirft". Lis Jacobsens Ausführungen sind nicht ohne scharfen Widerspruch geblieben.

Die schwedischen Wikinger schlagen eine andere Richtung ein als die dem Westen zugewandten Dänen. Die Ausbreitung der Normannen nach dem Osten wird meist wenig beachtet. Gerhard Laehr hat die den meisten Forschern nicht zugängliche neuere Literatur zu einem Überblick über die Entstehung des russischen Reiches von den Anfängen bis zur Einführung des Christentums durch Wladimir (989) verarbeitet.[2]) Die überragende Bedeutung der Warjager für die Anfänge des russischen Staates steht fest, nachdem der Kampf um diese Frage jahrzehntelang in der russischen Forschung getobt hat und auch heute nicht ganz verstummt ist. Als Kaufleute und Krieger, Eroberer und Kulturvermittler verbreiten sich die Schweden längs Wolga und Dnjepr durch Rußland. Viele kleine Züge beleuchten die unverkennbar germanische Art dieser Herrenschicht, nicht minder aber ihr langsames Aufgehen im Slawentum, das in dem Mischling Wladimir zum erstenmal deutlich wird. Die Kritik hat nur Kleinigkeiten an Gerhard Laehrs gewissenhafter Arbeit auszusetzen gefunden. Ergänzungen aus nordischen Quellen auch über die späteren Beziehungen zwischen Skandinavien und Rußland gibt Friedrich Braun.[3])

Ein Beitrag zu dem gleichen Thema ist die Untersuchung der Spuren von Wikingersiedlungen im Ladogagebiet durch W. J. Raudonikas[4]), „der Versuch einer speziellen, . . . rein archäologischen,

---

[1]) Svenskevældets fald. Studier til Danmarks oldhistorie i filologisk og runologisk lys. København 1929: Levin & Munksgaard.

[2]) Die Anfänge des russischen Reiches. Politische Geschichte im 9. und 10. Jahrh. Berlin 1930: Ebering = Historische Studien 189.

[3]) Das historische Rußland im nordischen Schrifttum des 10. bis 14. Jahrhunderts = Festschrift Eugen Mogk zum 70. Geburtstag, Halle 1924: Max Niemeyer, 150—196.

[4]) Die Normannen der Wikingerzeit und das Ladogagebiet. Stockholm 1930: Akademiens Förlag = Kungl. Vitterhets, Historie och Antikvitets Akademiens Handlingar 40, 3.

Untersuchung über die Tätigkeit der Normannen in dem südlich und östlich vom Ladogasee liegenden Gebiet während der Wikingerperiode. Sie enthält mehr Fragen als Lösungen; das einzige, was man als endgültig klargestellt betrachten möchte, sind die Beziehungen der Normannen zu einem von den längs den Flüssen, welche in den Ladogasee von Südosten her münden, wohnenden finnischen Stämmen." Altladoga, das nordische Aldeigjuborg, ist im 9. bis 11. Jahrh. in schwedischem Besitz. Von diesem Mittelpunkt aus verbreitet sich skandinavische Kultur. Raudonikas gibt eine eingehende Beschreibung der östlich von Altladoga gemachten Funde finnischer, slawischer und schwedischer Herkunft. „Es liegt ... kein Anlaß vor, eine bedeutende schwedische Kolonisation während der Wikingerperiode im Ladogagebiet anzunehmen."

Während die Dänen sich in erster Linie nach dem Westen, die Schweden nach dem Osten ausbreiten, bleibt den norwegischen Wikingern der Norden vorbehalten. Die Geschichte der Einigung Norwegens und seiner ersten Könige gibt Snorri Sturluson in seiner berühmten „Heimskringla", die bereits 1922/23 in deutscher Übertragung erschienen ist.[1]) Zwei neue Bände der Sammlung „Thule" ergänzen dieses Werk und setzen es fort. Der erste[2]) enthält 40 þættir, novellenartige Erzählungen, die sich um die großen Könige bis Anfang des 12. Jahrh. und ihr Verhältnis zu einzelnen Männern ihrer Umgebung drehen, während die großen Staatshandlungen zurücktreten. Die selbstbewußten, in der Skaldenkunst unerreichten, bewunderten und beneideten Isländer nehmen einen bevorzugten Platz am norwegischen Hofe ein. Ihre Fahrten führen nach Schweden, Dänemark, England, Nowgorod und Byzanz.

Der zweite Band enthält die Fortsetzung der Heimskringla, die Sverris- und die Hakonssaga.[3]) Sverrir, der geborene Herrscher, macht sich mit Hilfe der Birkebeiner zum Alleinherrscher in Norwegen und setzt sich im Kampf mit der Kirche durch. Künstlerisch höher steht die wichtigere Geschichte seines Enkels Hakon Hakonsson (1217—1263), verfaßt von dem Isländer Sturla Thordarson, der die königliche Familienchronik zu einem geschichtlichen Drama zu gestalten weiß. „Unter Hakon Hakonsson ist Norwegen wie nie früher oder später ein Machtfaktor innerhalb der europäischen Verhältnisse gewesen." Ihm gelingt die Angliederung Grönlands und Islands. Das Wikingertum ist fast verschwunden, die westliche Ritterkultur dringt in breitem Strom in den Norden.

[1]) Snorris Königsbuch (Heimskringla). Übertragen von Felix Niedner. Jena 1922/23: Eugen Diederichs. 3 Bände = Thule 14—16.

[2]) Norwegische Königsgeschichten. 1. Novellenartige Erzählungen (þættir). Übertragen von Felix Niedner. Jena 1928: Eugen Diederichs = Thule 17.

[3]) Norwegische Königsgeschichten. 2. Sverris- und Hakonssaga. Übertragen von Felix Niedner. Jena 1925: Eugen Diederichs = Thule 18.

Von Norwegen aus erfolgen Entdeckung und Besiedlung Islands. Die ältesten Berichte über die Geschichte dieser Insel, die wir außer den Familiensagas besitzen, sind gesammelt und übersetzt von Walter Baetke.[1]) An der Spitze steht das berühmte Isländerbuch des Ari Thorgilsson († 1148); es folgen eine Auswahl aus dem Landnamabok, der Geschichte der Besiedlung Islands, die Kristnisaga, das Buch von der Einführung des Christentums im Jahre 1000 und die Geschichten der ersten Bischöfe der Insel, von denen besonders die älteren wesentlich von den mittelalterlichen Heiligenleben abstechen.

Eine spätere Zeit, die Kämpfe, die zum Untergang der isländischen Selbständigkeit im Jahre 1263 führen, umfaßt die Sturlungasaga.[2]) Hier zeigt sich die Auswirkung der Christianisierung und des Eindringens fremder Kultur in der Lösung aller alten Bindungen der Sitte. Es ist eine Zeit der Treulosigkeit und Entsittlichung, die scharf von den heidnischen Jahrhunderten absticht. Mit diesem Band ist die Sammlung „Thule" abgeschlossen.

Entscheidend für die Kultur eines Volkes ist die Stellung, die die Frau in ihm einnimmt. Daß die Germanen die Frauen geehrt haben, weiß man aus Tacitus. Ein lebendiges Bild von ihrer Rolle im germanischen Leben gibt aber erst die isländische Familiensaga. Gustav Neckel[3]) hat in einem kleinen Aufsatz die germanische Auffassung von Ehe und Liebe skizziert.

Die Stellung der Frau in der altisländischen Welt untersucht Wolfgang Krause vom Standpunkt des Sprachforschers[4]), bei dieser sprachstilistischen Untersuchung liefert er aber reiches Material zu einer kulturgeschichtlichen Darstellung. Klar tritt die Selbständigkeit und hervorragende Stellung der Frau im germanischen Norden hervor. Die einfache Nebeneinanderstellung der Quellenworte beseitigt manches durch Geschlechter fortgeerbte Vorurteil. Allerdings gelingt es Krause nicht immer, sich von dem Bann überlieferter Anschauungen freizumachen, bisweilen fehlt das notwendige psychologische Verständnis. Wer dazu fähig ist, den Menschen der Sagazeit gerecht zu werden, wird aus dem überreichen Material Krauses wertvolle Erkenntnis schöpfen.

---

[1]) Islands Besiedlung und älteste Geschichte. Übertragen von Walter Baetke. Jena 1928: Eugen Diederichs = Thule 23.

[2]) Geschichten vom Sturlungengeschlecht. Übertragen von Walter Baetke. Jena 1930: Eugen Diederichs = Thule 24.

[3]) Germanisches Ehe- und Liebesleben nach den altnordischen Quellen = Zeitschrift für deutsche Bildung 6 (1930), 1—8.

[4]) Die Frau in der Sprache der altisländischen Familiengeschichten. Göttingen 1926: Vandenhoeck & Ruprecht = Ergänzungshefte zur Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung 4.

„Keine bildende Kunst hätte uns ein lebensvolleres, sinnfälligeres Bild von den Isländerinnen zur Wikingerzeit geben können."

Einen entschiedeneren Schritt vorwärts macht Olaf Klose in seiner Darstellung der Familienverhältnisse auf Island in heidnischer Zeit.[1]) Auf Vilhelm Grønbechs geistvollen Forschungen aufbauend, zeichnet er die grundlegende Bedeutung der Familie für das germanische Leben. Sippengefühl und Ehre sind die beiden Grundlagen der germanischen Kultur. Die Stellung der Frau kann nur dann richtig gewürdigt werden, wenn man das Vorurteil aufgibt, daß höhere Sittlichkeit erst durch das Christentum zu den Heiden gebracht wird. Im Norden zerstört das Christentum die Sippenbindungen und führt damit erst einmal eine Zeit der Entsittlichung herbei. Damit sinkt auch die Stellung der Frau, die wir uns innerhalb der ungebrochenen heidnischen Kultur kaum hoch genug vorstellen können. Die Frau ist unverletzlich und trägt keine Verantwortung für ihr Tun. Sie lebt stärker als der Mann im Sippengefühl, ist nicht selten die schärfste Treiberin zur Blutrache. Von einer Raub- oder Kaufehe kann nicht die Rede sein, im Norden handelt es sich um eine Vertragsehe, die mit Einverständnis der Frau geschlossen wird. In der Ehe steht sie dem Mann als ebenbürtiger Kamerad zur Seite und wird von ihm mit höchster Achtung behandelt. Es liegt in der kühlen Art des nordischen Menschen, daß von Liebe kaum je die Rede ist. Liebe vor der Ehe verlangt man nicht, denn die Heirat ist eine politische Angelegenheit, die Macht und Ehre der Sippe vergrößern soll. Ist eine passende Wahl erfolgt, dann stellt sich die Liebe bestimmt ein. Das Verhältnis von Eltern und Kindern ist in der Regel sehr gut; den Kindern läßt man alle Freiheit, man weiß, daß das gesunde Blut den rechten Weg zur Sippenehre findet. Man muß wünschen, daß diese und andere Nachweise Kloses bald Allgemeingut aller werden, die über die germanische Familie schreiben.

Das konnte leider noch nicht der Fall sein bei der Auswahl von Sagastellen, die Ida Naumann unter dem Titel „Altgermanisches Frauenleben" herausgegeben hat.[2]) Schon die Auswahl läßt den Blick für eine geschichtliche Entwicklung und die Unterscheidung von Ausnahmefall und Regel vermissen. Die Einleitung zeigt, daß die Herausgeberin, trotz ihrer Kenntnis der Isländersaga, über manch altes Vorurteil nicht hinausgelangt ist. Bisweilen läßt sie auch psychologisches Verständnis vermissen.

Einen Einblick in Leben und Sachkultur eines nordischen

---

[1]) Die Familienverhältnisse auf Island vor der Bekehrung zum Christentum auf Grund der Islendingasǫgur. Braunschweig 1929: Georg Westermann = Nordische Studien 10.

[2]) Altgermanisches Frauenleben. Hrsg. von Ida Naumann. Jena 1929: Eugen Diederichs = Deutsche Volkheit 1.

Volkes von den ältesten Zeiten bis ins 19. Jahrh. gibt das zur isländischen Jahrtausendfeier von Sigfús Blöndal und Sigurđur Sigtryggsson herausgegebene Werk „Alt-Island im Bilde".[1]) Die Gräberfunde aus der Heidenzeit sind nicht so reich wie die norwegischen der Wikingerzeit. Wichtige Änderungen auch in der äußeren Kultur bringt die Einführung des Christentums. In der Kunst zeigt sich ein starker Konservativismus in dem langsamen und schwachen Durchdringen der Gotik. Seit dem Verlust der Selbständigkeit Ende des 13. Jahrh. wird die Verbindung mit Europa dürftiger. Das 17. und 18. Jahrh. sind die unglücklichste Zeit der Insel, aber Armut und Not haben die isländische Volkskunst nicht vernichtet. Verderblich für die künstlerische Tätigkeit des Volkes wurde dagegen der wirtschaftliche Aufschwung des 19. Jahrh.

Dem Hamburger Bibliothekar Fritz Burg ist die Entdeckung einer lange für verloren gehaltenen erdkundlichen Schrift über Island gelungen, die er in einer sorgfältigen Ausgabe der Allgemeinheit zugänglich gemacht hat.[2]) Es handelt sich um eine Schilderung der Natur Islands, der Geschichte seiner Bewohner und ihrer Lebensweise aus der Feder des isländischen Humanisten Sigurđur Stefánsson oder Stephanius, beendet im Jahre 1593.

Aus der Geschichte einiger anderen germanischen Stämme in der Völkerwanderungszeit geben ein paar Bändchen der Sammlung „Deutsche Volkheit" Quellenauswahlen in deutscher Übersetzung.

Die Geschichte des Frankenreichs unter den Merowingern behandelt Heinrich Timerding.[3]) Die Auswahl der Quellen ist gut, doch kann man auch hier den Einwand einer allzu großen Glättung der Übersetzung erheben. Mißlungen ist der Versuch, Chlodovech als gläubigen Christen hinzustellen. Dieser Mann kennt keine Religion, ist weder Heide noch Christ, sondern allein erfüllt von dem Streben nach Macht, zu deren Erlangung ihm jedes Mittel recht ist. Es liegt gar kein Grund vor, Gregor von Tours der Voreingenommenheit Chlodovech gegenüber zu beschuldigen.

Siege und Untergang der Goten in Italien erzählt Robert Kohlrausch nach den Quellen.[4])

---

[1]) Alt-Island im Bilde, hrsg. von Sigfús Blöndal und Sigurđur Sigtryggsson. Jena 1930: Eugen Diederichs.

[2]) Qualiscunque Descriptio Islandiae. Nach der Handschrift der Staats- und Universitäts-Bibliothek hrsg. von Fritz Burg. Hamburg 1928: Staats- und Universitäts-Bibliothek = Veröffentlichungen aus der Hamburger Staats- und Universitäts-Bibliothek 1.

[3]) Chlodovech und seine Söhne. Fränkische Königsgeschichten 1. Jena 1929: Eugen Diederichs = Deutsche Volkheit 65. — Brunhilde und Fredegunde. Fränkische Königsgeschichten. Jena 1926: Eugen Diederichs = Deutsche Volkheit 32.

[4]) Herrschaft und Untergang der Goten in Italien. Jena 1928: Eugen Diederichs = Deutsche Volkheit 55.

Theoderich, der große Gotenkönig, der Dietrich von Bern der deutschen Heldensage, ist, wie Wolfgang Stammler zeigt[1]), das Ideal des germanischen Führers. Tapferkeit, Treue, Selbstbeherrschung, Freigebigkeit, eine volle Persönlichkeit fordert der Germane von seinem Führer. Stammlers Ausführungen über die Rolle des Schicksalsglaubens als Grundlage der germanischen Kriegerethik sind in dieser Form nicht haltbar. Was über die Einstellung zum Tode gesagt wird, ist einseitig. Auch Stammler betont die Notwendigkeit des gemeingermanischen Gesichtspunkts.

Die Heldendichtung, aus der Stammler schöpft, ist eine der wertvollsten Quellen, um Denken und Fühlen des Germanen der Völkerwanderungszeit kennenzulernen. Doch muß die uns fast nur in jüngeren Fassungen überlieferte Heldensage erst von allen Zutaten und Änderungen späterer Zeiten gereinigt werden, ehe sie ein wahres Bild germanischen Wesens geben kann. Ludwig Wolff unternimmt es[2]), Entstehung und Werden der altgermanischen Heldensage aus einem geschichtlichen Kern darzustellen, wie die Forschung der letzten Jahrzehnte, geführt von Andreas Heusler, sie wahrscheinlich gemacht hat. Trotz der großen, noch bestehenden Meinungsverschiedenheiten sind wir heute weit genug, daß dieser Wurf gewagt werden konnte. Wolff hat ein sicheres Gefühl für das, was dem Denken und Handeln des Germanen heidnischer und christlicher Zeit gemäß ist. Die starke sittliche Persönlichkeit, die dem Gebot der Ehre ohne Rücksicht auf die selbstischen Triebe und den Zug des Herzens folgt, ist das germanische Heldenideal. Durch die Selbstbestimmung seiner sittlichen Persönlichkeit geht der Mensch als Sieger aus dem äußeren Untergang hervor. Es gibt wenig Bücher, die so wie dieses eine lebendige Anschauung germanischer Geistesart geben.

Eine Erkenntnis gibt dieser Überblick: richtig auffassen werden wir Kultur und Geschichte der alten Germanen nur, wenn wir uns unvoreingenommen in Denken und Leben des germanischen Menschen hineinversetzen. Den Blick in die Seele dieses Menschen gewährt nur das nordische Schrifttum. Darum ist Vorbedingung jeder Arbeit auf dem Gebiet der germanischen Altertumskunde: gleichmäßige Berücksichtigung nördlicher und südlicher Berichte im ganzen Umkreis des Frühgermanentums.

Leipzig. Harald Spehr.

---

[1]) Germanisches Führerideal. Rede bei der 60. Reichs-Gründungsfeier der Universität Greifswald. Greifswald 1931: Bamberg = Greifswalder Universitätsreden 28.

[2]) Die Helden der Völkerwanderungszeit. Jena 1928: Eugen Diederichs = Frühgermanentum 2.

ERWIDERUNGEN UND ERKLÄRUNGEN.

FORSCHUNGEN ÜBER LEONARDO BRUNI ARETINO.

EINE ERWIDERUNG.

VON HANS BARON.

Unter diesem Titel erschien vor kurzem von Dr. Ludwig Bertalot im „Archivum Romanicum" (XV, 2, 1931, S. 284 bis 323) ein Aufsatz, dessen Inhalt in der Hauptsache eine schroffe Verurteilung meiner 1928 erschienenen Edition der „Humanistisch-philosophischen Schriften" Leonardo Brunis (= Quellen zur Geistesgeschichte des Mittelalters und der Renaissance, 1. Bd.) darstellt. Der Eindruck, den diese Besprechung von meinem Buch erweckt, ist durchweg falsch, manche Angaben grenzen an direkte Verleumdung meiner Person und Arbeitsweise.

Trotzdem wird dieser Aufsatz seines sonstigen Inhalts wegen nicht unbeachtet bleiben können. Die geradezu fanatische Hartnäckigkeit eines Einzelnen hat hier in wenigen Jahren eine Arbeit der Kontrolle und Ergänzung geleistet, wie sie mein Buch unter normalen Verhältnissen erst ganz allmählich im Laufe der Zeit erfahren hätte. Unter Drohbriefen an mich und andere an meiner Arbeit interessierte Gelehrte hat B. nicht nur einen beträchtlichen Teil der von mir in Italien benutzten Mss. noch einmal an Ort und Stelle nachkontrolliert, sondern, zum Beweis der Unzulänglichkeit meiner Grundlagen, vielfach noch weiteres Quellenmaterial aus italienischen, deutschen und französischen Bibliotheken und manche mir unbekannt gebliebene Erscheinung der Spezialliteratur herangezogen. Eine derart umfassend bis auf die benutzten und unbenutzten handschriftlichen Quellen zurückgehende Nacharbeit fördert naturgemäß wertvolle Ergänzungen zutage, um so mehr, als meinen eigenen Nachforschungen von vornherein feste Schranken gezogen waren. Mein Ziel war, wie ich im Vorwort begründete, nicht eine abschließende philologische Bearbeitung des vollständigen Hss.-Materials unter systematischer Durchforschung der Bibliotheken und Archive, die Grundlage bildeten nicht Reisen, die eigens zum Zweck der Edition ausgeführt wurden, sondern mein Buch macht den bescheideneren Versuch, allein auf Grund der Bestände florentinischer und römischer Bibliotheken, mit denen mich andere Arbeiten eineinhalb

Jahre hindurch in ständiger Berührung hielten, einen bis zum Erscheinen einer abschließenden Gesamtausgabe hinlänglichen kritischen Text der wichtigsten Schriften zu gewinnen, unter Beigabe einer systematischen Chronologie für Brunis sämtliche Werke. Daß ein dringendes Bedürfnis nach einer solchen Ausgabe, auch auf einer vorerst beschränkten handschriftlichen Basis, bestand, beweist die Tatsache, daß vorher für Bruni nicht einmal die sonst bei Humanisten des Quattrocento gewohnte mangelhafte Sammelausgabe des 16. Jahrh. zur Verfügung stand. Daß meine Edition trotz ihrer Beschränkung auf florentinisches und römisches Hss.-Gut diese Lücke für „die meisten Bedürfnisse der Forschung einwandfrei" geschlossen hat, wie ich im Vorwort als Hoffnung aussprach, beweist für jeden, der hinter die irreführende Außenseite zu sehen vermag, gerade das Ergebnis von B.s Nachprüfung und Ergänzungsarbeit. Freilich bedarf es zuvor der Beseitigung zahlloser Entstellungen und Verdrehungen, durch die B. überall, wo er Ergänzungen oder Berichtigungen anzubringen hat, meine Ergebnisse in falsches Licht setzt. Dem Leser diese oft schwierige Arbeit zu erleichtern und zu zeigen, daß der nach Sonderung der Spreu vom Weizen verbleibende Rest wirklicher Irrtümer und Lücken an Umfang und Bedeutung dem entspricht, was man bei einer Erstausgabe mit vielfach beschränkten Mitteln erhoffen durfte, ist die Aufgabe der folgenden Zeilen.

Ich fasse statt vieler Einzelheiten sogleich einen Punkt ins Auge, in dem alle Verdächtigungen meiner Arbeitsweise durch B. ihre scheinbar festeste Stütze finden: mein Verhältnis zu früheren Bruni-Forschern, besonders F. P. Luiso in Lucca, dem Verfasser einer unvollendeten Neubearbeitung von Brunis Epistolar.

Folgendermaßen faßt B. (S. 316) seine angeblichen Enthüllungen zusammen: „Mit Betrübnis mußte ich feststellen, daß Baron gegenüber dem hochverdienten Gelehrten in Lucca, in dessen Schuld wir alle stehen, nicht mit . . . Loyalität verfahren ist . . . Er hatte die Studi su l'Epistolario zu ‚Studien über die Staatsauffassung im Quattrocento und vornehmlich Leonardo Brunis' erbeten und zu diesem Zweck zweimal erhalten. Der uneigennützige Spender der wertvollen Gabe indessen empfing statt des in Aussicht gestellten und erwarteten lavoro sulle opinioni dello Stato nel Quattrocento Bs. Druckbogen S. 189ff. . . . Wer wird diesen für unsere deutsche Wissenschaft beschämenden Sachverhalt aus S. XL erraten?"

Folgendes ist der wirkliche „Sachverhalt": Ich habe mir Luisos „Epistolario" — grundlegende Studien über eine chronologische Neuordnung von Brunis Epistolar, die in den Druckbogen fast vollständig ausgedruckt seit Jahrzehnten bei ihrem Verfasser liegen, aber nicht veröffentlicht worden sind — zum ersten Male

im Mai 1925, im Anfang meiner Reise, als ich eine spezielle Arbeit über Bruni, geschweige denn eine Bruni-Ausgabe, noch nicht plante, mit der von B. wiedergegebenen Begründung zur Einsichtnahme erbeten und damals dementsprechend nur zur Vervollständigung meiner Daten und Hss. für Brunis historisch-politische Schriften benutzt. Über ein Jahr danach am Ende meiner Reise wandte ich mich, nachdem inzwischen der Plan der Bruni-Edition gereift war, von neuem an Luiso und gab im August 1926 meinen gewandelten Arbeitszielen entsprechend nunmehr als Absicht an: „Avendo l'intenzione di pubblicare qualche libretto del Bruni (l'Isagogicon moralis disciplinae, qualche sua prefazione alle sue traduzioni, poche lettere sconosciute trovate da me etc.), avrò il bisogno, come si comprende, di parlare in una introduzione dalla cronologia delle opere e lettere del Bruni" (zitiert nach dem von mir aufbewahrten Konzept). Luiso hat demnach schon bei der zweiten Übersendung seiner Arbeit genau gewußt, daß er mir die Bogen diesmal zur Hilfe bei einer „cronologia delle opere e lettere" in einer Bruni-Edition sandte! Demgemäß sprach er selber später im Briefwechsel mit mir geradezu von meinem Bruni-Buch. So sagte er mir seine Bereitschaft, in die Korrektur der Bogen S. 189ff. meines Buches Einblick zu nehmen, als ich ihm diese zwecks eventueller Änderungen frühzeitig zugehen ließ, am 12. September 1927 mit den Worten zu: „Sono ben lieto e lusingato di poter leggere in bozze il suo lavoro sul Bruni!" Sein Urteil über meine Anlage der Briefchronologie, so wie sie noch jetzt dem Leser im Druck vorliegt, war schließlich die Erklärung: „Mi sembra che la via da Lei seguita sia stata la migliore" (Brief Luisos vom 12. Oktober 1927).

Auf Grund dieser Tatsachen, die keiner weiteren Erläuterung bedürfen, stelle ich fest: Entweder hat B. von dem hier angeführten Sachverhalt volle Kenntnis gehabt, dann sind seine Behauptungen eine an bewußte Unwahrheit streifende Verleumdung. Oder er hat, wofür es ebenfalls kaum eine ehrenvolle Entschuldigung gibt, sich in Teile meines privaten Briefwechsels mit Luiso Einblick zu verschaffen gewußt und auf Grund einer hastig aufgelesenen Notiz die Ehre eines deutschen Kollegen in einer ausländischen Zeitschrift in unentschuldbarer Übereilung öffentlich bloßgestellt. In beiden Fällen richtet sich seine Handlungsweise von selbst.

Der Leser tut gut, nach dieser Probe auch alle übrigen Angaben B.s über mein Verhältnis zu Luiso und anderen Forschern mit äußerster Vorsicht aufzunehmen.

Ich kann hier nur noch auf einige besonders krasse Fälle eingehen. S. 299 liest man bei B., daß ich in meiner „Chronologie von Brunis Schriften" das Epistolario Luisos ohne Nennung dieser Quelle „flott ausge-

schrieben" hätte. Von den dazu gegebenen vier scheinbaren Belegen betreffen zwei Fälle, in denen es sich allein um Übernahme einer einzigen (!) Hss.-Signatur bzw. Schreiberdatierungszeile handeln würde. Doch ist jedenfalls die eine dieser Angaben, die Notiz aus Vat. 3001, trotz B.s Behauptung, nach Ausweis meiner Arbeitspapiere direkt nach der Hs. zitiert; der Zettel, auf dem ich mir das Schriftbild kopierte — ... *Anno millimo CCCCXVI stante concilio generali constancieñ* — ist noch vorhanden. Ernster zu nehmen wären die beiden anderen Fälle, in denen ich von je vier aufgeführten Hss. drei stillschweigend von Luiso übernommen haben soll. Glücklicherweise läßt sich ein Alibibeweis erbringen. Von den S. 162 meiner Ausgabe wiedergegebenen vier Hss.-Datierungen sind drei in den regelmäßig von mir benutzten Katalogen der Laurentiana und Urbinatischen Bibliothek zu finden. Luiso als Quelle war also gar nicht nötig. Von den vier S. 166 für „De militia" zusammengestellten Codd. ist einer wieder im gedruckten Katalog der Laurentiana genannt, die eigene Kenntnis der Schlußdatierungen von zwei anderen wird B. mir schon deshalb lassen müssen, weil — ihr ganzer Text sich vollständig kollationiert im Ms. des 2. Bandes meiner Edition befindet! (Darin auch die Ziffer XVIII. statt XVIIII. kal. im Ottobon. 1592, die ich als scheinbares Versehen der Hs. ebenso wenig angab wie Urbin. 1125 als Abschrift des Ottobon.) Was also als wirkliches Ergebnis von B.s Detektivarbeit übrig bleibt, ist der vollkommen unantastbare Sachverhalt, daß ich in drei (!) der von B. genannten vier Fälle — wie überall in meiner Chronologie, wo es sich allein um Übernahme einzelner Hss.-Vermerke, nicht um Zusammenstellungen von Funden oder um kritische Darlegungen anderer Verfasser handelte — wahrscheinlich je einen einzelnen (!) Hss.-Vermerk auf Grund der Angaben Luisos in mein eigenes Material mit aufgenommen habe!

Einen Parallelfall bildet die irreführende Andeutung S. 319 von den „vier oder fünf der Forschung längst bekannten, aber Luiso (und folglich Baron [!]) entgangenen Bruni-Episteln". Kein Leser kann darunter anderes vermuten, als daß ich in dem sonst von mir herangezogenen Quellenkreise auffälligerweise Stücke übergehe, die auch Luiso übersehen hatte. Tatsächlich habe ich zwei der inkriminierten Briefe nach eigenem (nicht von Luiso angezeigtem) florentinischen und römischen Hss.-Material selber ediert, und „entgangen" sind mir nur etwas abweichende Parallelfassungen in mir unbekannten älteren Drucken, in einem alten englischen Katalog von Aristotelesübersetzungen und in den Wiener Sitzungsberichten von 1869. Einen anderen Brief habe ich im Anschluß an Ruhmors „Italienische Forschungen" (Ausgabe 1920), also nach einer Quelle abgedruckt, die von Luiso ebensowenig gewiesen war wie der Abdruck in den mir von B. entgegengehaltenen „Vite di Vasari", ed. Frey 1911. Die übrigen drei oder vier von B. neu mitgeteilten Briefe schließlich entstammen sämtlich deutschen und schweizerischen Hss., also ebenfalls einem nicht in den Kreis meiner Nachforschungen getretenen Quellenmaterial. B.s Verdächtigung ist also frei aus der Luft gegriffen.

Danach ist man über weitere Interpretationsproben weniger erstaunt. Hört man z. B. S. 296, ich hätte mir in der Benutzung fremder Arbeiten „Erleichterungen über das Maß des wissenschaftlich Erlaubten hinaus gestattet" und sei nicht einmal mit dem „landläufigen wissenschaftlichen Handwerkszeug des Historikers vertraut", so soll das nur heißen, ich habe die Identifizierung einer Persönlichkeit, die ich bei Luiso schon vorfand,

nach der Verifizierung des Zitats aus Loyalitätsgründen doch als „nach Luisos Hinweis auf Gams, Series, S. 820" angeführt und bei der Belegung einer Reihe von Kirchenliederversen, die sämtlich in Wackernagels „Deutschem Kirchenlied" zu finden sind, durchgängig auf diese Quelle verwiesen, auch für einen dort unter dem Namen des Paulus Diaconus gehenden Vers, der nach MGH Poetae I nur unter seine „carmina dubia" gerechnet werden kann. Wenn man liest, ich „fabele" von Originalen, die Luiso benutzt hätte (S. 314), und meine „Abhängigkeit von Luiso steigere sich bis zum Verzicht auf eigenes Nachdenken" (315), so hat der Leser zu verstehen, ich habe, da Luisos unvollständiges Druckbogenexemplar noch keine Angaben über die benutzten Hss. enthielt, in zwei Fällen, wo Luiso eine a-tergo-Adresse mitteilt, irrtümlich geschlossen, daß Luiso hier das Original vorgelegen habe (auch da, wo das Tagesdatum fehlte, da dieses ja durch ein zurückbehaltenes Konzept überliefert sein konnte). Ich „dichtete Luiso Kopiefehler und Irrtümer an" (295), bedeutet in Alltagssprache, ich habe mich bei der Herstellung meiner Exzerpte aus Luisos einleitungs- und registerlosem Exemplar, ohne die Möglichkeit, diese Auszüge wie bei einem veröffentlichten Buch später nochmals zu verifizieren, gelegentlich in Einzelheiten der Lesart von geringem Belang geirrt. Und hinter der Behauptung, ich hätte eine „restlose Kenntnis des Hss.-Materials" für mich „in Anspruch genommen" (317), also schwadroniert, suche man, so unglaublich es klingt, genau das Gegenteil, die Erklärung, ich wolle aus Loyalitätsgründen die „Ergebnisse der mühevollen Arbeit Luisos auf Grund eines mir selber z. T. erst durch die Einsicht in sein Werk restlos bekannt gewordenen Hss.-Materials [in meiner Chronologie] nicht nochmals mitteilen"!!

Was hier an B.s Behandlung meines Verhältnisses zu Luiso zu zeigen war, ist charakteristisch für seine gesamte Kritik, am meisten dort, wo dem äußeren Anschein nach die konkretesten Angaben über Fehler meiner Arbeit erfolgen. Da der Raum äußerste Kürze von mir verlangt, so greife ich statt Einzelheiten noch einmal einen zusammenhängenden Textteil heraus, in dem B.s Angriffe gegen meine Arbeit auf den ersten Blick als geradezu vernichtend erscheinen müssen: die umfangreiche, absprechende Polemik, die B. (S. 306—309) gegen meine Versuche richtet, für die Verfasserrechte des Buonaccorso da Montemagno an der sog. „Disputatio de nobilitate" gegen die in den Hss. ebenfalls häufige Zuweisung an Bruni sichere Kriterien aufzufinden.

Meine Darlegungen in dieser Sache, erklärt B., seien „charakteristisch" „für das ganze Buch und die Arbeitsweise des Verfassers", die ganze Bemühung um den Autor dieses Dialogs ein „wahres Windmühlengefecht", „ein müßiges Spiel, das mit Forschung nichts gemein hat". „Die Verfasserschaft Brunis, die eine kleine Minderheit minderwertiger Hss. [!] bezeugt, und die Baron siegreich widerlegt, ist gar nicht diskutabel und von niemand [!] ernst genommen worden", wenigstens nicht von solchen, die wie B. „bei ihren Lesern ein Mindestmaß von Sachkenntnis und wissen-

schaftlicher Denkfähigkeit voraussetzen"! Dagegen höre man die Tatsachen: Im 18. Jahrh. hielten Mehus und Casotti den Dialog für eine Arbeit Buonaccorsos, Mazzuchelli und Fossi schrieben ihn Bruni zu, während Manni sich zwar zuletzt für Buonaccorso entschied, aber nicht ohne auf das Vorhandensein von gedanklichen Übereinstimmungen des Dialogs mit Brunis Übersetzung von Boccaccios „Guiscardus et Sigismunda" hinzuweisen. Noch in den neueren Gesamtdarstellungen des italienischen Humanismus wird die Schrift verschieden beurteilt, in Rossis „Quattrocento" ebenso unbesehen für Buonaccorso wie in Korelins „Frühhumanismus" für Bruni in Anspruch genommen. Ein deutscher Autor, den B. selber nennt, Max Herrmann, erklärte noch 1893 mit Recht, daß „die Frage . . . noch einer eingehenden Untersuchung bedürfe"! In der Tat ist von keinem dieser Autoren eine wirkliche Beweisführung Pro oder Contra auch nur versucht worden. Mein eigener Versuch in der Bruni-Edition, der aus der Tatsache Schlüsse ziehen wollte, daß zwei wesentlich verschiedene lateinische Fassungen vorhanden sind, hat sich bei meiner späteren kritischen Textbearbeitung der Schrift auch nicht bewährt.

Und B.s eigene Argumente? Betreffs seines Hinweises, daß 1488—1490 (also ein halbes Jahrhundert nach der mutmaßlichen Zeit der Niederschrift des Dialogs und später als das ganze Heer der zwischen Buonaccorso und Bruni schwankenden Hss.!) der deutsche Humanist Paulus Niavis eine Inkunabel des Dialogs unter dem Namen des Buonaccorso in Leipzig drucken ließ und demnach „schon vor 440 Jahren" wußte, was ich unverzeihlicherweise heute noch nicht weiß, bedarf es wohl keiner Worte, höchstens des Zusatzes, daß es auch Inkunabeln mit dem Namen Brunis gibt und daß das Urteil auch in späteren Zeiten, trotz aller Behauptungen B.s, stets schwankend blieb, wie z. B. die Tatsache zeigt, daß die ohne Autorennamen geschriebene Hs. 7862 der Pariser Bibl. Nat. später (was B., der die Hs. anführt, verschweigt) noch die Zuweisung an Bruni *(Magnifici viri Leonardi Aretini opusculum ornatissimum, in qua re potissimum consistat nobilitas . . .)* erhielt (nach einem Zitat bei Korelin). Ebensowenig braucht man darüber zu streiten, daß es sinnlos ist, mit einer äußerlichen Auszählung der vorhandenen Mss. nach ihren Autorenzuweisungen ohne Ansehung des Alters und Wertes zu argumentieren. Nur möchte ich hinzufügen, daß selbst in diesem Falle das Ergebnis für Rom (nach B. acht Buonaccorso- gegen fünf Bruni-Zuweisungen) und andere Bibliotheken meiner (natürlich nicht auf zahlenmäßiger Auszählung beruhenden) Äußerung, „etwa die Hälfte" der Hss. nenne Bruni, gar nicht so fern steht, wie B. wahr haben will. Den einzigen Versuch einer wissenschaftlich ernst zu nehmenden Argumentation in B.s Polemik bildet die Behauptung, daß „gerade

sehr gute Hss. mit Brunitexten" als den Urheber des Dialogs Buonaccorso nennen. Aber einmal sind diese wohl sämtlich undatierbar, und dann könnte man mit noch größerem Rechte umgekehrt argumentieren: Hss., die der Urform des Textes offenbar nahe stehen, wie Vat. Ottobon. 1353 und Vat. lat. 4510, und dazu relativ früh, zu Brunis Lebzeiten, wie der genannte Cod. Ottobon. (a. 1442), geschrieben sind, werden nicht ohne Grund Bruni als Verfasser nennen! B. mag es wenden, wie er will, es bleibt als Ergebnis bestehen, daß in der Überlieferung dieser Schrift schon im frühesten bis jetzt erkennbaren Stadium die Zuweisung der Hss. in einem außergewöhnlichen Maße auseinanderläuft und daher jeder objektiv zu Werke gehende Bearbeiter gezwungen ist, das „müßige Spiel, das mit Forschung nichts gemein hat", fortzuspielen.

Sind aber etwa B.s starke Worte als Urteil über die Einzeldurchführung des Problems in meinem Buche mehr am Platze? B.s Leser wird es glauben und das Schlimmste von mir denken. Wenn ich z. B. zur Diskussion der Textformen und Verfasserzuweisungen aus den Beständen des Vatik. Bibliothek acht Hss. auswähle, unter der ausdrücklichen Erklärung: „Als typisches Beispiel ziehe ich die in der Vatik. Bibliothek von mir benutzten [!] acht Hss. heran", so stellt es B. der Wahrheit zuwider so dar, als ob ich den Gesamtbestand der römischen Hss. mit acht angegeben hätte. Denn damit ist Gelegenheit geboten, die „Dürftigkeit von Barons Mitteilungen" unentschuldbar, die „Verschweigung" und „Ignorierung" der über jene acht ausgewählten Stücke hinausgehenden römischen Bestände „unbegreiflich" zu schelten! Aber alles das verschwindet vor dem scheinbar bündigsten Zeugnis meiner Unzuverlässigkeit: „Baron beginnt," berichtet B., „mit den Autorennachrichten aus sechs Hss. in Florenz, Lyon, München. Davon erweisen sich drei als falsch und die letzte als durch drei Lesefehler entstellt." Es folgt die Angabe der Vermerke, wie B. sie selber bei der Nachprüfung in den Hss. fand. Ich habe also alles verlesen und auf den Kopf gestellt? Tatsächlich finden sich die von B. kurzerhand als „falsch" bezeichneten Autorenangaben der drei ersten Hss. wörtlich so, wie ich sie anführe, im Katalog von Bandini und im gedr. Verzeichnis der Münchner Staatsbibliothek. Daß ich die Kataloge hier wie überall in meiner „Chronologie" zugrunde lege, weiß B. im letzten Fall besonders gut, da er selber einmal vor Jahren den Vermerk der Münchener Hs. nach der Angabe des Katalogs gleichlautend mit mir zitiert hat! Sein kurzes „falsch" soll also besagen, daß er inzwischen durch Autopsie der Hss. feststellte, daß die Katalogangaben auf Irrtum beruhen. Dann aber wäre es eine selbstverständliche Anstandspflicht gewesen, diese Fehler, denen ich, wie früher z. T. er selber, unverschuldet zum Opfer fiel, als solche zu bezeichnen und nicht

einfach mit der schadenfrohen Feststellung, drei von meinen sechs Angaben seien „falsch", unbegründeten Verdacht gegen meine Zuverlässigkeit zu erwecken. Das einzige Verschulden, das mich trifft, ist eine unrichtige Angabe bzw. Vertauschung der Signaturen der aufgeführten beiden florentiner Mss., die, wie ich vermute, aber von Berlin aus nicht nachprüfen kann, durch einen alten Bibliothekskatalog verursacht ist. Was schließlich die angebliche „Entstellung" des Titels der sechsten Hs. durch „drei Lesefehler" anbelangt, so stammen diese — falls B. im Recht ist — nicht von mir, sondern von Remigio Sabbadini. Ich habe den Titel der Hs., die ich selber so wenig wie die übrigen in der Chronologie angeführten in der Hand hatte, nach Sabbadinis „Biografia doc. di Giov. Aurispa", 1891, S. 66, zitiert, wo sich der Titel mit einem *sic* als Zeichen, daß die Transskription zuverlässig sei, in der von mir angeführten Form findet. Ist also doch vielleicht B. selber, nicht mein Gewährsmann Sabbadini, der Irrende? Wenn B. dies abweist, so möge er bei dieser Gelegenheit einmal die „Lesefehler" zusammenzählen, die er im Laufe seiner Arbeit philologischen Autoritäten wie Sabbadini und Luiso nachweist oder nachzuweisen glaubt, — sie reichen hin, um auch diese beiden Gelehrten neben mich auf die Armesünderbank zu drücken!

Um wenigstens anzudeuten, wie die gleichen Methoden der „Berichterstattung", die bei diesem Beispiel aufgedeckt wurden, die Gutgläubigkeit des Lesers auch sonst auf Schritt und Tritt bedrohen, füge ich noch vier herausgegriffene kleinere Proben hinzu.

S. 301 stößt man bei B. auf die Behauptung: „Ein besonderes Pech des Bibliographen ist es, daß fast alle als ‚nur handschriftlich' bezeichneten Stücke mehrfach gedruckt sind." Falls dieses Urteil sich nicht auf geheime, von B. bisher nicht preisgegebene Literaturkenntnisse stützt, muß es wiederum als Irreführung gelten. Stellt man die Nachweise aus B.s Abhandlung zusammen, so findet man, daß B. in fünf Fällen[1]), für die ich die Formel „nur handschriftlich" verwende, von mir nicht aufgefundene Druckorte nachgewiesen hat, während ich die Formel wörtlich noch fast zehn weitere Male, dem Sinn nach noch öfter, verwende.

Als Fußangel erweist sich die Angabe S. 306: „Die alsdann verzeichneten 4 angeblichen Bruni-Briefe an einen Laurentius ... sind Plagiate nach Barzizza, wie ich schon vor 20 Jahren gewußt habe ..." In meiner Ausgabe werden nicht, wie jeder aus dieser Angabe entnehmen muß, vier Briefe eines fremden Verfassers Bruni zu Unrecht zugeschrieben, sondern der *Leonardus Brunus*, unter dessen Namen die Briefe bei mir gehen, ist

[1]) Für „Pro Ctesiphonte" (B. S. 301), die „Epistola Philippi" (S. 300), die „Epistola Aeschinis" (S. 304), Xenophons Apologie des Sokrates (S. 305) und für die vier kleinen zusammengehörigen Fiktionen bei B. S. 303, deren gemeinsamen Druckort ich nicht kannte und die ich daher, außer der gemeinschaftlichen Nennung S. 171, auch einzeln (S. 178 f.) als „nur handschriftlich" bezeichnete.

nicht „Bruni", sondern ein Zeitgenosse gleichen Namens. Was B. wirklich vorzubringen hat, ist nur die Korrektur, daß die Bruni richtig abgesprochenen Stücke als Plagiate nach Barzizza zu gelten haben.

An anderer Stelle muß der Leser an einen Täuschungsversuch in meinem Buche glauben. „Baron scheut sich nicht," liest er S. 295, „handschriftlich bezeugte Lesart als eigene Emendation auszugeben." Dahinter ist zu suchen: Eine von mir benutzte Hs. enthielt die Form *conviētiā*. Ich scheute mich, diese Schreibung ohne weiteres als *convenientiam* zu lesen, wofür ich ein zweites hs. Zeugnis nicht hatte, und setzte deshalb dies Wort im Text in spitze Klammern, das Zeichen für unsichere Lesung, dazu in einer Fußnote den Vermerk: *Konjektur; die Hs. convientiam.* Merkwürdig, sehr merkwürdig ist doch B.s Referentenstil!

Schließlich ein heiterer Abschluß! S. 316 macht B. die befremdliche Bemerkung: „Ich sehe im ganzen Buch nur eine Briefdatierung aus Barons eigener Kenntnis: S. 108,30, und diese ist S. IX mit Recht wieder aufgegeben." Mit der ersten Behauptung ist gemeint, daß der betreffende „Brief", der als Geleitschreiben zur Übersetzung von Demosthenes' Rede „Pro Ctesiphonte" bei den älteren Bearbeitern von Brunis Epistolar, darunter Beck und Luiso, unberücksichtigt geblieben war, deshalb bei der Datumsbestimmung auch in meiner Chronologie nicht, wie es bei den wirklichen „Briefen" die Regel ist, mit einer Diskussion der Ansätze Becks und Luisos — also in B.s Ausdrucksweise: nicht aus eigener Kenntnis! — beginnen konnte. Was aber hat es mit dem „Wieder-Aufgeben" meines Zeitansatzes für eine Bewandtnis? Die Tagesdatierung des Stückes (die B. einige Wochen über die Zeit der Übersetzung selber hinausschieben möchte) steht innerhalb der „Chronologie von Brunis Schriften" S. 162 und über dem Abdruck S. 108. Dagegen steht auf S. IX, wo B. den Ansatz „wieder aufgegeben" sieht, die — Inhaltsübersicht des Buches, in der alle Werke und Vorreden Brunis, die später innerhalb der „Chronologie der Schriften" mit Tagesdatum bestimmt werden, in verkürzter Form, wie das bei Inhaltsübersichten so zu sein pflegt, nur mit der Jahresziffer erscheinen!!

Und nun der sachliche Kern, der nach Abzug der entstellenden Außenseite als Ergebnis von B.s Kontrolltätigkeit übrig bleibt! Welche wirklichen Änderungen müssen künftig an meinem Buche vorgenommen werden? Wenigstens die beiden Haupt-Punkte, auf die B.s Ergänzungsarbeit gerichtet ist, müssen hier ausführlicher zur Sprache kommen.

Der erste ist B.s auf Grund der Hss., sogar mit Hilfe eines erweiterten Hss.-Materials, vorgenommene Kontrolle der abgedruckten Texte. Auch hier ist von vornherein festzuhalten: Jede ungeprüfte Hinnahme der erschreckend langen scheinbaren Fehlerlisten, die B. aus meinen Texten zusammenstellt, führt irre. Gewiß, ein dankbar anzuerkennender Kern echter Berichtigungen und Nachträge ist vorhanden, aber dieser umfaßt immer nur eine verschwindende Minderheit von B.s Ausstellungen. Diese enthalten trotz der apodiktischen Form, in der sie scheinbar unangreifbar einherschreiten, zu vier Fünfteln und mehr nichts anderes als subjektive Meinungsverschiedenheiten, wie solche bei der Text-

interpretation in Nebensachen leicht möglich sind, oder immer wieder neu vorgetragene Änderungswünsche des Referenten, deren Erfüllung durch die Editionsgrundsätze der Ausgabe ein für allemal ausgeschlossen war. In der großen Mehrzahl der Fälle steckt hinter der scheinbaren Fehlerangabe nichts anderes, als daß B. meine Fußnotenvariante gegen die Lesart des Textes austauschen will, daß er Emendationen, die als solche bezeichnet sind und darum vom Benutzer nicht angenommen zu werden brauchen, für seine Person ablehnt, die Interpunktion anders setzen möchte oder meine durchgängige Normalisierung der Schreibart und den Grundsatz, belanglose Wortstellungsvarianten und andere den Sinn gar nicht berührende Hss.-Differenzen, besonders aber, evident korrupte Lesarten in der Regel nicht zu vermerken, ebenso grundsätzlich nicht anerkennt.

An erster Stelle erhält man bei B. (S. 285 ff.) eine Fehlerliste zum „Liber de studiis et litteris" mit 40 Nummern, — also scheinbar 40 Fehler auf 15 Seiten! Wirklich zeigt die Textfassung dieses am frühesten in Arbeit genommenen Stücks der Sammlung, für das im Anfang noch Inkunabeln mit herangezogen wurden, die Unebenheit, daß sich aus diesen schlechteren später ausgeschiedenen Quellen drei Wortzusätze (9,28 *constat*, 9,30 *in mediis*, 15,7 *sunt*) und zwei Wortlücken (6,1 fehlendes *et*, 16,22 fehlender Zusatz *illa* zu *eadem*) irrtümlich im Text erhalten haben, — Versehen, die zwar den Sinn in keiner Weise berühren, deren Richtigstellung durch B. aber sehr willkommen ist. Hiervon abgesehen weist B.s Nachprüfung in höchstens drei Fällen wirkliche Mängel meiner Ausgabe nach: 7,17 muß richtig *nec tam* statt *ne tam*, 17 n. 1 V^5 statt V^2 *und* V^3, 19,18 im Text *ut potioribus* statt *potioribus*, in der Fußvariante (nach B.) V^1 *et potioribus* und (was B. verschweigt) *in mehreren Hss. nur potioribus* stehen. Alle übrigen von B. zusammengestellten 32 Nummern betreffen nicht Irrtümer der Ausgabe, sondern Auffassungen B.s, die ich nicht teile, oder Widersprüche gegen durchgehende, beabsichtigte Eigenheiten meiner Textwiedergabe.

Hinter den Angaben 6,26, 8,30, 15,28, 18,6, 18,14 verbergen sich Forderungen, die Lesarten von Text und Fußnote auszutauschen; hinter 8,6, 8,15, 15,10, 16,21, 16,23, 17,22 Fragen der Orthographie ohne inhaltliche Bedeutung. Da, wo die Verschiedenheit der Schreibart auf verschiedener Sinnauffassung beruht (8,1 nach B. *cum, quae] Cumque*, 8,5 *etsi] et si*), kann ich B.s Auffassung nicht als berechtigt anerkennen. 7,7, 9,22, 10,15, 11,16,17, 14,21, 14,31, 18,30 erheben nur Widerspruch gegen meine Normalisierung der Wortform, ebenso 15,14 und 15,27 gegen die in der Ausgabe befolgte Gewohnheit, Zitate antiker Autoren bei Divergenz der Hss. ohne Bedeutung für den Sinn stillschweigend nach der geläufigeren Lesart wiederzugeben; ähnlich 14,9 (nach B. *atque] ac*) und 19,26 (Variante *studiis*

litterisque neben *litteris studiisque*) gegen mein prinzipielles Übergehen inhaltlich unwesentlicher Wortdifferenzen und Stellungsvarianten. Das Übrige betrifft Meinungsverschiedenheiten, bei denen ich im Recht zu sein glaube: 9,24 ist *autem* allein sinnvoll, statt B.s *etiam*, der zudem verschweigt, daß autem in F[1] steht; 18,18 brauchte *ne* neben dem evident richtigen *nec* nicht erwähnt zu werden; 12,9 und 16,12 glaube ich in einzelnen Hss., wo B. das bei mir nur aus anderen Texten mitgeteilte *anquirat* und *cum* las, *inquirat* und *tum* lesen zu müssen; B.s *Davidis] David* 18,14 bringt eine unbegründete Textverschlechterung, in den Hss. findet sich beides; 9,3 scheint mir der Sinn deutlich *nec non*, nicht das wohl aus der folgenden Zeile herübergenommene *nunc* zu verlangen, in den Hss. kommt (was B. wiederum verschweigt) beides vor; die Berechtigung von B.s Forderung, 10, n. 1 *V*[2]*] F*[2] zu ändern, halte ich nach meinen Aufzeichnungen für ziemlich ausgeschlossen. Die Ersetzung 9,5 von *quicquid* im Text durch das von B. aus neu herangezogenen Hss. gewonnene *quidque* wird durch den Hss.-Befund nicht erfordert, als Variante darf man die Lesart begrüßen, ebenso *quicque*, das aber, im Widerspruch zu B.s Angaben, auch in F[1] sich findet.

In der folgenden Fehlerliste für das „Isagogicon moralis disciplinae" sind von 24 Nummern drei als wirkliche Richtigstellungen zu betrachten: die Verbesserung des Druckfehlers *meme] memet* 27,11, ferner die Hinzufügung der beachtenswerten Varianten 30,11 *sint* zu *sunt* und 37,12 *in vitiis* zu *invitus*. Die übrigen 21 Fälle betreffen wiederum nur Meinungsverschiedenheiten oder subjektive Auffassungen des Rezensenten.

26,31, 29,3, 36,23, 36,26, 39,2 tauschen die Lesart des Apparates gegen die des Textes aus; 21,19 und 27,20 verändern meine Normalisierung der Schreibart, 22,15 eine als solche bezeichnete Emendation. B.s Interpunktionsänderungen 22,25 und 39,1,2 sind keineswegs notwendig, 27,20 und 25,10 die Anführung der Interpunktion der Hss., die ich nie verzeichne, noch überflüssiger. 25,7 *quidem virtutes* neben *virtutes quidem* darf nach meinen Editionsgewohnheiten ungenannt bleiben. 36,23 bestätigt nur eine von mir gegebene Variante aus neu von B. herangezogenen Hss.; ebenso 37,30,31 *de moralibus dictum est, intellectivas virtutes breviter* meine Emendation *de moralibus ⟨virtutibus⟩ dictum est, intellectivas breviter*, da das Wesentliche die für den Sinn erforderliche Ergänzung des virtus-Begriffes ist, nicht der von untergeordneter Bedeutung bleibende Umstand, ob diese Ergänzung im 1. oder 2. Satzglied erfolgt, wobei noch fraglich ist, ob B.s nur späten Hss. entnommene Lesart mehr Glauben verdient als meine eigene Emendation. Um absichtlich von mir unterdrückte Varianten handelt es sich in den folgenden Fällen: 21,10 gibt *indignata* neben *dignata* m. E. keinen Sinn; 32,21 ist *uterque*, das sich in den besten Hss. findet, *utraque* syntaktisch vorzuziehen; 33,19 verlangt der Sinn *proprior* = eigentümlicher, nicht *propior* = näher; 25,10 (wo nach meinen Aufzeichnungen die Hss., im Widerspruch zu B., zwischen *cum* und *tum* schwanken) erfüllt allein *cum* die Bedingungen des Satzgefüges; 21,1 ließe sich über das Recht, das Fehlen von *nobis* in einigen Hss. unangemerkt zu lassen, vielleicht streiten, B.s eigene Angabe, nach der das Wort in allen benutzten Hss. fehlen würde, ist aber auf jeden Fall unrichtig. — Die Aufnahme der Kor-

rektur *communis] communius* 31,2 in B.s Fehlerliste, ohne Angabe, daß dieser Druckfehler schon von mir selber in der Berichtigungsliste am Ende des Buches (S. 243) verbessert ist, verdient besonders gebrandmarkt zu werden.

Für „De interpretatione recta" ist als Ergebnis von B.s Nachprüfung die Aufhellung eines ernstlicheren Fehlers anzuerkennen: Ricc. 1030 ist nicht, wie ich irrtümlich angab, die einzige Hs., in der sich eine Widmung *ad Bertum Senensem* findet, sondern diese kehrt auch im Ottobon. 1901 und im Cod. Campori 17 in Modena wieder; auch daß B. das erforderliche bibliographische Material über die mir damals noch unbekannte Persönlichkeit dieses Sienesen zusammenstellt, ist dankenswert. Die von mir geltend gemachten Zweifel an der Authentizität der Widmung werden freilich durch B.s Nachweise, trotz seiner Behauptung, nicht widerlegt, solange nicht über Wert und Filiation der die Widmung enthaltenden Hss. Klarheit gewonnen ist. Bis dahin müssen deren Fehlen in dem zu Brunis Lebzeiten geschriebenen Exemplar Manettis und der Umstand, daß Bertus' Name auch in die Einzelhs. Ricc. 1030 erst nachträglich eingetragen wurde, zusammen mit den übrigen S. 82 von mir vorgebrachten Gründen gegen die Annahme der Ursprünglichkeit der Widmung nach wie vor Bedenken erregen. — Von diesem bemerkenswerten Nachweis abgesehen beschränken sich die wirklichen Berichtigungen wiederum auf wenige Kleinigkeiten: Außer der Druckfehlerverbesserung 81,33 *per multos] permultos* nehme ich die philologische Richtigstellung meiner Emendation 86,10 an und lese nunmehr, meiner gewohnten Schreibart folgend, *aures earumque iudicium*. Weiter erkenne ich die Änderung der Emendation 88 n. 5 als überzeugend, die vorgeschlagene Interpunktion 89,4 (wiederholt 89,25) als wahrscheinlich richtig an. Die von B. 83,16 kurzerhand, ohne Zulassung einer Variante, vorgenommene Veränderung meines *cogita* zu *cogito* und 84,21 sein Einschub eines zweiten *aliud est* beweisen dagegen wiederum die Unzuverlässigkeit seiner Angaben. In beiden Fällen findet sich die von mir gebrachte Lesart, wie ich nach Photographien nochmals feststellen konnte, in den von mir benutzten Hss. F^1 und V^1. — Hinter den übrigen Ausstellungen B.s verbergen sich die üblichen subjektiven Änderungswünsche.

84,38, 88,41, 92,23 betreffen Änderungen der Interpunktion, z. B. das welterschütternde Problem, ob hinter rhetorischer Frage ein Fragezeichen stehen soll! 93,45 vertauscht die Lesart von Text und Apparat, 83,25 lehnt eine als solche bezeichnete Emendation ab. Daß 91,8 die Hss. zwischen *et* und *ac* schwanken, brauchte nach meinen Editionsgrundsätzen nicht bemerkt zu werden. Die 84,25 geforderte Auflösung von *etsi* in *et si* würde m. E. den Sinn unnötig verschlechtern.

In der 15 Nummern umfassenden Fehlerliste für die beiden Vorworte zur Nikomachischen Ethik sind drei Angaben als Richtigstellungen zu betrachten: außer den beiden Buchstabenberichtigungen 75,19 *(volebam] valebam)* und 77,9 *(Atque] atqui)* 77,4 die Verbesserung des aus schlechten Hss. mitgeschleppten *Latinitas* in *Latinitatis*, wodurch dann auch der folgende Passus *Quasi desperans . . . dimittit* als Nachsatz des voranstehenden obliquen Satzgefüges erwiesen wird. Dagegen gehören B.s mit Spott gegen meine Lesart *Praemissio* (76,8) gewürzte Angaben über das Vorkommen von *Praefatio* in den Hss. wieder zu den seltsam häufigen Fällen, in denen seine Nachrichten über den Hss.-befund falsch sind. V[1] von 1429, meine eine Hauptgrundlage, ist trotz B.s widersprechender Behauptung, wie ich es angab, ohne Überschrift; der Titel *Praefatio*, den B. der Hs. zu Unrecht zuteilt, wurde erst von anderer Hand am Blattrande hinzugefügt. Da also diese Autorität für die Fassung *Praefatio* ausscheidet, dagegen das Handexemplar Poggios von 1427, meine zweite Hauptgrundlage, und viele andere gute Hss. *Praemissio* schreiben, so wird man an dieser Lesart bis auf weiteres festhalten und *Praefatio* trotz B.s Protest nach wie vor in der Fußvariante belassen müssen. Nicht weniger falsch sind die Angaben, die B. über die von Bruni befehdete mittelalterliche Aristoteles-Übersetzung macht, um meinen Exkurs über diese als „irreführend" zu erweisen. Daß die von Bruni aus dem 2. Buch der Nikomachischen Ethik gebrachten Übersetzungsproben schon in der (vielleicht noch frühmittelalterlichen) „Ethica vetus" enthalten waren, ist freilich richtig. Aber Bruni hat sie, wie das von mir zitierte Buch von Marchesi (S. 49ff.) schon 1904 nachgewiesen hat, eben nicht als solche, sondern nach seinen eigenen Angaben allein als Teil der von Thomas v. Aquino angeregten Gesamtübersetzung der Eth. ad Nic. gekannt, gegen deren „dominikanischen" Bearbeiter (Wilhelm v. Moerbeke bzw. Robert v. Grosseteste) Bruni seine Polemik (vgl. 76,13) ausdrücklich richtete. Es braucht demnach an meinem erläuternden Exkurs über Wilhelm bzw. Robert als Verfasser, trotz B.s mißleitenden Behauptungen, kein Wort geändert zu werden. — Die übrigen Angaben in B.s Fehlerliste betreffen wieder subjektive Meinungsverschiedenheiten.

78,22, 79,15, 79,28, 79,29, 79,31, 79,33 richten sich gegen Interpunktion und Verteilung der Varianten auf Text und Apparat, 77,13,14 lehnt eine als solche bezeichnete Emendation, 75,19 und 77,11 überall in der Ausgabe befolgte Editionsgewohnheiten ab. 79,25 habe ich den Einschub des von B. vermißten zweiten *loquimur*, das sich nur in einzelnen Hss. findet, ausgeschlossen, weil es offenbar als spätere Ergänzung zu betrachten ist. Das 75,21 von B. kurzerhand eingesetzte *Cumque* steht, wie von ihm übergangen wird, nur in einzelnen Hss. und hätte deshalb höchstens als Variante angeführt werden können.

Von den im 2. Teile meines Buches vereinigten Vorreden zu Brunis Übersetzungen aus dem Griechischen greift B. zunächst ein aus besonderen Gründen schwach geratenes, kurzes Stück, die Widmung von Xenophons „De tyranno", heraus. Die trotz Fehlens des Titels beste Hs., F[1] von 1403, war mir anfangs entgangen und wurde später bei der inhaltlichen Bedeutungslosigkeit des Stücks nur noch zur Entscheidung bei Differenzen der beiden schon benutzten Hss. mit herangezogen, aber nicht mehr wörtlich nachkollationiert. Infolgedessen blieben einige bemerkenswerte Varianten von F[1] unberücksichtigt, die B. jetzt nachträgt: 100,32 gibt F[1] an Stelle von *unquam: inquam*, die wohl richtige Lesart, 101,21 statt *commemoratur: connumeratur*, 101,30 statt *quam* das offenbar richtige *quae*. Hierzu kommen dann wieder die üblichen Meinungsdifferenzen, durch die B. diesen richtigen und willkommenen Kern zur umfangreichen Fehlerliste aufbläht.

101,19 und 101,20 handelt es sich wieder nur — welch wichtiger Streitpunkt! — um den von B. gewünschten Ersatz des großen durch kleinen Anfangsbuchstaben nach Fragezeichen, 101,27 um Änderung der Interpunktion, 101,29 um Austausch der Lesarten von Fußnote und Text. 100,17 und 100,33 scheint es mir falsch, die Lesart von F[1], wie B. es tut, kritiklos anzunehmen: *Latinarum (litterarum)* ist weit wahrscheinlicher als *Latinorum*; *accepimus* als Perfektum praesens offenbar besser als *accipimus*. Nur als Variante kommt F[1] in diesen Fällen in Betracht.

Für die übrigen Übersetzungsvorreden des 2. Teils stellt B., obschon sein Urteil hier milder lautet, immerhin noch 28 angebliche Berichtigungen zusammen. In 21 dieser Fälle handelt es sich um die gewohnten subjektiven Auffassungen des Referenten, die abzulehnen ich meine Gründe hatte.

Hinter 102,25, 113,15, 113, 18, 122,5, 124,22, 125,23, 127,7, 146,2, 146,17 verbirgt sich nur der Wunsch nach Austausch der Lesarten von Text und Apparat, hinter 113,16, 116,13, 125,12, 130,29,30, 131,20, 136,2, 136,3 Widerspruch gegen als solche bezeichnete Emendationen, Interpunktion und regelmäßige Übergehung belangloser Wortstellungsvarianten. Ebenso ist die Variante 102,20 *percipimus* mit Absicht übergangen, da mir der Zusammenhang das Perfektum praesens *percepimus* zu verlangen scheint. 103,27 brauchte *vitare* neben *evitare* nicht aufgeführt zu werden, da das Exemplar Manettis *vitare* zu *evitare* berichtigt und der Sinn von der Änderung nicht berührt wird. Ebensowenig war 137,21 *libertatemque* neben *libertatem* nötig, da meine beiden besten Hss., darunter das Widmungsexemplar, *que* nicht enthalten; B.s einfache Angabe *libertatemque* führt also irre. Möglich, aber nicht besser als meine eigene Schreibung *quia* wäre 103,11 die von B. geforderte Teilung *qui a*. Ob 127,21 wirklich die Mehrheit der Hss. statt *immensus: immensius* überliefert, lasse ich, ohne die Möglichkeit einer Nachprüfung nach den Hss., dahingestellt; für den Sinn der Stelle wäre die Änderung ohne Belang.

Von den nach diesem Abzug verbleibenden sieben wirklichen Berichtigungen betreffen zwei Druckfehlerverbesserungen (124,32

nos metipsos] nosmet ipsos, 130,18 *voluptatum] voluntatum*), zwei weitere Fälle Nachträge bemerkenswerter Varianten (124,24 *excellere* neben *excedere*, 135,22 *animo* neben *anima*, das sich jedoch gerade im Widmungsexemplar findet); schließlich drei Angaben Berichtigungen der Textform selber: 104,11 ist das gestrichene *sunt* wieder einzufügen, 131,24 in dem Cicero-Zitat *quo* der schlechteren Lesart *quod* vorzuziehen, 136,25 *intermortua* statt *inter mortua* zu lesen. Damit ist die Reihe der anzuerkennenden Berichtigungen wiederum erschöpft.

Für die folgende Gruppe von Texten, die in meinem Buche abgedruckten Briefe, deckt B.s Nachprüfung (S. 312ff.) ein einziges wirkliches Versehen auf, den Druckfehler *quod* statt *quid* 105,29. Was sonst wie Fehlerberichtigung aussieht, verdankt seine Existenz B.s eigenen Irrtümern oder bewußter Irreführung: Die Variante 108,34 *eloquentia* statt *elegantia* haben, B.s scheinbar penibler Hss.-Zusammenstellung zum Trotz, nur die von ihm konsultierten fremden Hss., meine eigenen Vorlagen schreiben *elegantia*. In Brief 19 sei „ein wichtiger Satz durch Verlesung verdorben", bedeutet, daß B., gleich Sabbadini beim Erstdruck des Briefes 1891, an einer Stelle *quam* lesen möchte, wo mein Text im (ausgesprochenen) Anschluß an Luiso statt dieser unverständlichen Lesung *quia* gibt unter Hinzufügung der Emendation ⟨*non audeo*⟩. Nicht um „Verlesung" also handelt es sich, sondern darum, daß ich mich mit gutem Grunde Luiso, nicht — wie B. — Sabbadini anschließe.[1])

Wenn trotz dieses winzigen Ergebnisses an aufgedeckten Fehlern B.s Variantenliste für die Briefe das sonst gewohnte Maß noch übersteigt, so liegt dies einmal daran, daß B. auf diesem seinem Spezialgebiet aus dem von mir nicht benutzten Hss.-Material besonders wertvolle Mitteilungen zu machen hat (108,32, 108,34, 109,7/8, 109,10, alles zu S. 110—112 Angeführte, 140,20), dann aber daran, daß B. von einem durchgehenden Prinzip meiner Briefabdrücke keine Notiz nimmt, sondern bei dessen jedesmaliger Anwendung Fehler konstatiert. Die Beschränkung meiner Edition auf römisches und florentinisches Material nämlich erlaubte bei der Bearbeitung von Briefen, die lokal verstreut, meist überhaupt nur in wenigen Exemplaren überliefert sind, nicht wie sonst eine eigentlich kritische Textherstellung. Zwar reichten die römischen und florentinischen Bestände hin, mich mit ganz wenigen Ausnahmen auf alle noch unbekannten Stücke aufmerksam zu machen,

[1]) Daß ich Brief 18 „wieder Luiso nachdrucke", nur „nach einem guten Angelicus verbessert" (B. S. 313), hat man übrigens so zu verstehen, daß ich den Brief in Rom nach einer guten und einer schlechten Hs. kopierte und später in Florenz mit Luisos Abdruck verglich! Das nennt sich wissenschaftliches Referat!

aber meist nur in zufälligen und schlechten Fassungen, die um so weniger als endgültiger Text ausgegeben werden durften, als ich später sämtliche aufgefundenen Stücke in Luisos Druckbogen schon auf besserer Grundlage wiedergegeben fand. Da ich mir andererseits die noch unveröffentlichte Arbeit eines anderen durch Annexion der fremden Mss. nicht aneignen wollte, begnügte ich mich bei den Briefen — wie ich S. 193 ausdrücklich erklärte — „auch in den Fällen, in denen sich der von Luiso mitgeteilte Text als überwiegend besser erwies", aus Loyalitätsgründen in der Regel im Text selber mit „meinem eigenen handschriftlichen Material" und „verzeichnete Luisos Lesart" (gelegentlich auch die anderer Drucke nach mir nicht vorliegenden Mss.), „wo sie auf besseren als den von mir eingesehenen Hss. beruht" (also nur dann, nicht regelmäßig!), bloß zur Kenntnisnahme „fortlaufend in den Fußnoten". B., der diese Erklärung nur auf seine Weise wiedergibt, nämlich daß ich fordere, „Verschlechterungen" von Luisos Lesung „als Beweis der Originalität zu respektieren", und ruhmredig „mein Hss.-Material, meine eigenen Nachforschungen, meine eigenen Hss.-Funde" „künde" (B. S. 312 und 317), der aber den Sachverhalt selber, die Verweisung fremder Lesarten, auch wo sie besser sind, in den Apparat, sorgsam verschweigt, hat es unter diesen Umständen leicht, höhnisch festzustellen, daß es um mein „kritisches Vermögen . . . schwach bestellt" sein muß, da ich ja „evident richtige Lesungen . . . in den Variantenapparat verbanne" (S. 295), und die Fehlerliste der Briefe mit mehr als einem Dutzend Stellen aufzuschwellen, in denen ich nur meinem Grundsatz folge.

Hierhin rechnen folgende 14 Nummern der S. 312ff. gegebenen Fehlerliste: 104,27, 105,5, 105,10, 105,23, 105,24, 106,12, 106,13, 106,19, 106,20, 106,24, 107,4, 108,2, 108,8, 108,18,19, wozu man noch die Fälle 106,4, 106,11, 106,14, 106,28, 107,25, 108,1 und 108,14 hinzunehmen muß, in denen ich, ebenfalls mit meiner obigen Erklärung im Einklang, unwesentliche Abweichungen älterer Briefabdrucke nicht verzeichne. Die übrigen scheinbaren Korrekturen betreffen — mit Ausnahme der einen schon genannten Druckfehlerberichtigung — die üblichen Widersprüche gegen Interpunktion (106,12, 106,13, 106,22, 108,2), Orthographie (106,24) und Wortstellung (107,13).

Eine gewisse Entschuldigung für B.s Vorgehen liegt darin, daß er in der Methode, aus den prinzipiell in den Apparat verwiesenen besseren Lesarten und absichtlich übergangenen unwesentlichen Varianten „Fehlerlisten" zusammenzustellen, bereits einen Vorgänger gehabt hat in dem Amerikaner Bullock (im „Speculum" IV, 1929), auf dessen Vorbild er sich denn auch eifrig beruft. Um Mißverständnisse nicht aufkommen zu lassen, erkläre ich ausdrücklich, daß unter den von Bullock für die Briefe 4, 5, 8 und 20 gegebenen „Korrekturen" ausschließlich eine Zusammenstellung der von mir mit Absicht übergangenen Varianten zu verstehen ist;

keine einzige Irrtumsberichtigung befindet sich darunter. Fast dasselbe gilt für Bullocks Abänderungsliste zu den ähnlich wie die Briefe behandelten Volgare-Texten meines Buches, auf die B. (S. 288) kurzerhand verweist. Rechnet man auch hier die Fälle ab, in denen es sich nur um eine durch meine Editionsgrundsätze begründete Übergehung unwesentlicher Varianten, um verschiedene Bewertung der Lesarten von Text und Apparat, um Widersprüche gegen Emendationen, Interpunktion und Modernisierung der Schreibart handelt, so enthält die Korrekturliste zur „Canzone morale" (die von Bullock gerügten Akzentuierungen folgen dem Abdruck bei Crescimbeni) allein zwei Richtigstellungen von Worttrennungen (152,12 *dalle quali] dall' equali;* 154,17 *in vita] invita*); die Liste zu den „Vite di Dante e di Petrarca" außer einigen Druckfehlerberichtigungen (61,37 Streichung des sinnlosen *fehlt,* 69,6 Ergänzung von *si* aus der Fußnote, 61,2 *di] da* und 64,23 *a] e*) nur den Nachtrag einer Variante, die besser nicht übergangen worden wäre (67,28), und die Verbesserung einiger mißverstandener Akzentbezeichnungen *(se] sè, nè] ne, confessò e consentò] confesso e consento)*.

Alles zusammengenommen, bleibt das Ergebnis von Bertalots Textvergleichung, trotz mancher wertvollen Resultate im Einzelnen, als Ganzes, verglichen mit der fast unerhörten Mühe einer Wiederholung eines großen Teils der Editionsarbeit, recht bescheiden — wie wenigstens andere finden werden — und dazu merkwürdigerweise selber auffallend fehlerhaft. Ein fruchtbareres Feld bot B. dagegen der zweite Hauptgegenstand seiner nachprüfenden Arbeit: die bibliographische Ergänzung und Berichtigung der meinem Buche als Anlage beigegebenen Chronologie und Bibliographie. Das Schwergewicht meiner eigenen Arbeit lag hier durchaus in der Schaffung einer gesicherten Chronologie von Brunis Schrifttum, der ersten systematischen Grundlegung der geistigen und schriftstellerischen Entwicklungsgeschichte Brunis. In den beigefügten bibliographischen Angaben konnte ich an Vollständigkeit nicht denken, ich stellte einfach zusammen, was ich an Literatur und Hss. aus eigenem Augenschein oder fremden Angaben kannte. Unter diesen Umständen ist es warm zu begrüßen, daß B. auf Grund seiner ausgebreiteten, lokal nicht beschränkten Spezialkenntnisse diese Notizen sorgfältig nachprüft und manche Lücke schließt.[1]) Auf der anderen Seite hat B. es leider auch hier nicht unterlassen, die Mitteilungen, die er über meine Arbeit zu machen hatte, weitgehend zu entstellen. Um die verständlichen bibliographischen Mängel einseitig in den Vordergrund zu rücken, verwischt er nach Möglichkeit die Tatsache, daß das eigentliche Arbeitsziel und Ergebnis dieser Teile

[1]) Doch bliebe mancherlei auch jetzt noch nachzutragen, z. B. daß der Erstdruck der „Commentaria de primo bello Punico" (167,15) erst in das Jahr 1498 fällt, nicht 1490, wie ich irrtümlich nach Fueter, Geschichte der neueren Historiographie, 1911, S. 16, angenommen hatte.

meines Buches die Neugestaltung der Chronologie, und nicht die Bibliographie ist, ja er scheut nicht einmal vor direkter Fälschung zurück, um den Leser über diesen Sachverhalt zu täuschen. Den krassesten Fall bildet sein Bericht über meine Ausführungen betreffend Brunis „Praefatio" zur Sammlung der Demosthenes-Übersetzungen. B. beginnt ihn (S. 303) mit einem anscheinend vollständigen Zitat meiner Darstellung, aber der für mich wesentliche Punkt, die zum ersten Male gelieferte Zeitbestimmung des Stücks, wird dabei mitten im zitierten Texte ausgelassen, ohne daß diese Auslassung des Kernstücks auch nur durch Punkte (. . .) dem Leser angedeutet würde!! Statt dessen wird der von mir gegebene Zeitansatz späterhin stillschweigend übernommen, so daß der Leser die Datierung des Stückes für längst feststehend oder gar erst von B. nachgeliefert halten muß. Dagegen erfährt man in mehrfacher Ausführung (nochmals S. 300) die Irrtümer meiner angehängten (wirklich: angehängten, denn die Überschrift der Nummer heißt trotz B.s Umbenennung bei mir nicht „Corpus Demosthenicum", sondern „Praefatio in orationes Demosthenis") bibliographischen Notizen über die in der Sammlung vereinigten, sonst auch selbständig in der Chronologie aufgeführten Stücke.

Der scheinbare Rattenkönig von Falschangaben, den B. dabei aufdeckt, schrumpft übrigens bei näherer Prüfung darauf zusammen, daß ich bei nachträglicher Ergänzung der ursprünglich Cod. Laur. 82 c. 8 folgenden Inhaltsliste der Sammlung nach Cod. Angel. 1377 die erste Signatur zu ändern unterließ und aus der neuen Hs. in Übereinstimmung mit dem Katalog von Narducci irrtümlich vier angefügte Stücke, deren Veröffentlichung durch Sabbadini im N. Archivio Veneto als Fiktionen des Venetianers Pietro Marcello (ob mit Recht?) ich nicht kannte, als Teile der Sammlung betrachtete und im Zusammenhang damit z. T. falsch identifizierte.

Worauf es ankommt, ist, ob B. durch seine bibliographischen Ergänzungen Werke Brunis nachweisen kann, deren Kenntnis meinem Buche fehlt. Außer den quantitativ geringen, aber sachlich z. T. wichtigen Nachträgen zum Epistolar, die B. aus Vorarbeiten für eine Neubearbeitung von Brunis Briefwechsel nach außeritalienischen Hss., also einem Material, das nicht zu meinem Arbeitskreis gehörte, mitteilt und z. T. erstmalig wiedergibt, vermag er (S. 300—301) nur die folgenden Ergänzungen zu geben: ein Fragment einer Übersetzung von 270 Versen von Aristophanes' Plutus, nachweisbar nur eine Gelegenheitsarbeit für einen Freund; ein dreizeiliges Epitaph auf den Kondottiere Braccio da Montone; eine jugendliche Apostrophe von Rom bei der Ankunft des Kaisers (nach einer Reichenauer Hs. in Karlsruhe), die Bruni selber später als jugendlich-unreif verworfen hat; schließlich ein Scheltgedicht auf eine ungetreue Geliebte in

zwei Neapolitaner Codd., das Bruni möglicherweise zugehört. Ich glaube nicht, daß irgend jemand außer B. in der Abwesenheit dieser Quisquilien, die mit den eigentlichen Zwecken meines Buches wenig zu tun haben, einen „schwerwiegenden" Mangel sehen wird.

Wichtiger noch, ja entscheidend für diesen Teil meiner Arbeit ist die Frage, wie weit die von mir gegebene Chronologie der Schriften Brunis der Nachprüfung B.s standgehalten hat? Die Antwort lautet: In einer 58 datierte und eine Anzahl undatierter Stücke umfassenden Liste müssen künftig drei Berichtigungen und fünf Präzisierungen vorgenommen werden. Richtigstellungen durch geringe Verschiebung des angesetzten Datums werden nötig in folgenden drei Fällen: Die „Vita Ciceronis", von mir datiert *Oktober 1415 (?)*, muß unter Berücksichtigung eines von B. nachgewiesenen Lesefehlers bei der Datierung von Laur. 89 inf. 9 künftig vorsichtiger als *1413—1415, doch eher 1415 als 1413* bestimmt werden (B. S. 292); die „Commentaria de primo bello Punico", bei mir zu genau präzisiert *Dezember 1421*, dürfen nur auf *Januar 1422 oder kurz vorher* angesetzt werden (S. 298); die beiden Novellen „De duobus amantibus" und „Novella di Antioco" sind nach der überwiegenden Datumsfassung des Vorworts zur ersten *15. Januar 1436* statt *1438* zu datieren (S. 298). Präzisierung des von mir gegebenen Datums darf künftig bei folgenden Übersetzungen Brunis aus dem Griechischen erfolgen: Die bei mir als *Vor Ende Dezember 1406* bezeichnete Übertragung der Demosthenes-Rede „Pro Diopithe" läßt sich nach einer englischen Hs. genau datieren *6.—30. November 1406* (S. 297); diejenige der Rede „Pro Ctesiphonte", abgeschlossen, wie ich angab, 25. IV. 1407, hat die Widmung an Piccolpassi wohl erst in den folgenden Sommermonaten erhalten (S. 313); die von Aeschines' Rede „Contra Ctesiphontem", bisher bei mir nur als *Sommer 1412* bestimmt, läßt sich nach übereinstimmenden Datumsunterschriften in einer Neapolitaner und einer Wolfenbütteler Hs. auf *5. September* präzisieren (S. 297); der Ansatz der „Vita Sertorii", für den bisher als sicherer term. ante quem nur Anfang 1424 zur Verfügung stand, darf nach dem Datum einer Reimser Hs. bis 1416 oder früher hinaufgehen (S. 290); die Übersetzung von Xenophons „Apologia Socratis", in dem mir seinerzeit vorliegenden Material nur gelegentlich Bruni zugeschrieben, findet sich nach B.s Nachweisen (S. 305) so häufig unter Brunis Namen, daß sie aus der Gruppe der „zweifelhaften Schriften" herausgenommen werden darf (die Datierung der ältesten Hs. von 1434 bestimmt den term. ante quem).

Bieten diese acht Ergänzungen nur Nachrichten, die das Bild der geistigen Entwicklung Brunis, das meiner Chronologie zu

entnehmen war, nicht berühren, so käme mit der von B. (S. 290) behaupteten Verlegung der Übersetzung von Platons Crito — für die bisher nur 1427 als sicherer term. ante quem zur Verfügung stand, also ein Datum, das nichts Sicheres darüber aussagt, ob das Stück der früheren oder späteren Periode von Brunis Plato-Übersetzungstätigkeit angehört — in Brunis Frühzeit wenigstens ein für die Entwicklungsgeschichte Brunis bemerkenswertes Resultat hinzu. B. will auch den Crito bis mindestens in die Zeit des Konstanzer Konzils hinaufrücken, weil er den Cod. Karlsruhe Aug. CXXXI, der die Übersetzung enthält, offenbar auf diese Zeit datieren zu dürfen glaubt. Leider liegt hier ein Irrtum vor. Da in den gleichen Codex vom gleichen Schreiber vor dem Crito Brunis Übertragung von Platons Apologie des Sokrates eingetragen ist und diese nach brieflichen Mitteilungen Traversaris (S. 172 meiner Ausgabe)1423—1424 noch unter der Arbeit war, so kann die Karlsruher Hs. frühestens in der zweiten Hälfte der 20er Jahre entstanden sein (höchstwahrscheinlich erst in den 30er Jahren, da sie wegen der Mitteilung einer so persönlich gefärbten Notiz wie: *Haec carmina suae iuventutis tempore . . . composuit Leonardus Aretinus, quae ipse inde exprevit velud puerilia* . . . wohl von Bruni nahestehenden italienischen Humanisten in der Nähe der Reichenau, d. h. von Kurialen des Basler Konzils geschrieben oder doch verkauft worden sein wird). Damit entfällt der einzige chronologische Ansatz in B.s Liste, der für die Entwicklungsgeschichte Brunis bemerkenswert werden könnte.

Ich schließe, indem ich als Ergebnis meiner Nachprüfung von B.s Beschuldigungen nochmals zusammenfasse: Alle Angaben B.s erschüttern in keinem wesentlichen Punkte das sachliche Resultat meiner Arbeit, weder für die Gestalt der abgedruckten Texte noch für die Chronologie der Schriften; sie bringen im Gegenteil nur eine unverhofft rasche Bestätigung für die Richtigkeit dieser Resultate. Dagegen erweisen sich die von B. für viele Einzelheiten beigebrachten Ergänzungen bzw. Berichtigungen als entstellt durch eine solche Unzahl von erstaunlichen eigenen Irrtümern, Falschangaben und sogar Verleumdungen, daß kein Wort der Verurteilung für diese Art von „Berichterstattung“ als hart genug erscheint.

DIE RASSENFORSCHUNG.

BEMERKUNGEN ZU DEM GLEICHNAMIGEN AUFSATZ VON WALTER GOETZ.

VON OTTO AICHEL.

Der Aufsatz verlangt persönliche und sachliche Stellungnahme.

A. Persönliches.

Aus dem Aufsatz Goetz muß jeder Leser entnehmen, daß bei dem gerichtlichen Verfahren in der Angelegenheit Goetz gegen Günther von mir auf Wunsch des Herrn Günther ein (gerichtliches) Gutachten abgegeben wurde.

Zur Klarstellung des Tatbestandes möge folgendes dienen:

a) Brief des Herrn Lehmann, München, an mich:

München, den 2. Januar 1930.

Herrn Professor Dr. Aichel, Kiel, Rassenkundliches Institut.

Sehr geehrter Herr Professor!

Ich wäre Ihnen zu aufrichtigem Dank verpflichtet, wenn Sie mir angeben würden, welche Rasseneinschläge nach Ihrer Ansicht im Phänotypus des beifolgenden Bildes mit enthalten sind.

Ihr ganz ergebener
gez. J. F. Lehmann.

Beigeschlossen:
1 Widmungsstück von Passarge „Das Judentum als landschaftskundlich-ethnologisches Problem" gbd.
1 Bild, 1 Rückumschlag (postfrei).

b) Brief von mir an Herrn Lehmann:

Kiel, den 6. Januar 1930.

Sehr geehrter Herr Lehmann!

Ich bestätige bestens dankend den Empfang des Werkes von Passarge, Das Judentum als landschaftlich-ethnologisches Problem.

Das erwähnte Bild, über das Sie mich befragen, lag der Sendung nicht bei.

In vorzüglicher Hochachtung
Ihr sehr ergebener
gez. Aichel.

c) Brief von Herrn Lehmann an mich:

München, den 8. Januar 1930.

Sehr geehrter Herr Professor!

Zu meinem Bedauern ersehe ich aus Ihrer freundlichen Zuschrift, daß das fragliche Bild meinem Briefe nicht beilag oder verloren gegangen ist.

Ich gestatte mir, es Ihnen in der Anlage nochmals zu senden und darf Sie wohl bitten, mir Ihre Ansicht, aus welchen Rasseneinschlägen sich der Phänotypus dieses Mannes zusammensetzt, gütigst bald mitzuteilen.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Ihr ganz ergebener
gez. J. F. Lehmann.

d) Brief von mir an Herrn Lehmann:

Kiel, den 13. Januar 1930.

Sehr geehrter Herr Lehmann!

Im Besitze des Bildes, über das Sie ein Urteil wünschen, bedaure ich, daß keine Halbseiten- und keine Seitenaufnahme vorhanden ist. Die Nase erscheint vorderasiatisch, doch könnte sich das Urteil ändern, wenn seitlich eine Wellenlinie nachweisbar wäre, auch setzt das Septum tief an, und die Nase ist eigentlich zu wenig fleischig. Die Augen erscheinen durch das hohe Oberlid und den Mangel einer Deckfalte ebenfalls vorderasiatisch. Sehr schwer ist der Mund zu beurteilen, da ohne Seitenaufnahme nicht festzustellen ist, ob die Unterlippe hängt. Die Breite der Lippen spricht nicht gegen jüdisch. Auffallend ist die Niedrigkeit des Unterkiefers, die wohl überall gelegentlich vorkommt. Das allgemein Fleischige des Gesichtes, die hängenden Wangen sprechen für jüdisch.

Man muß aber mit der Diagnose nach einem Bild sehr vorsichtig sein, zudem wissen wir ganz allgemein gesagt über das Auftreten einzelner Merkmale und über Komplexion sehr wenig. Ich habe die Erfahrung, daß in Gebieten, wo dinarischer Einschlag vorkommt, plötzlich in Familien, die sicher nicht jüdisch sind, typisch jüdische Gesichter auftauchen, was anthropologisch nicht überraschend ist.

Mit freundlichen Grüßen
Ihr sehr ergebener
gez. Aichel.

Mitte Februar schrieb ich gelegentlich an Herrn Lehmann, interessieren würde mich zu erfahren, wer die Persönlichkeit sei, über die er mich befragt habe. Am 21. Februar 1930 teilte Herr Lehmann mir mit, „die fragliche Persönlichkeit ist der Historiker Professor Goetz in Leipzig."

Folgendes stelle ich fest:

1. Mit Herrn Günther habe ich also über Herrn Goetz niemals gesprochen oder korrespondiert.

2. Ich antwortete auf eine rein persönliche Anfrage von Seiten des Herrn Lehmann.

3. Mir war die Persönlichkeit, über die ich befragt wurde, unbekannt.

4. Noch weniger ahnte ich, daß diese Persönlichkeit in einen Prozeß mit Herrn Günther verwickelt sei. Dies erfuhr ich erst aus dem Aufsatz des Herrn Goetz im Archiv für Kulturgeschichte.

5. Ich war nicht darüber unterrichtet worden, daß, und war nicht befragt worden, ob meine Antwort in einem gerichtlichen Verfahren oder überhaupt öffentlich benutzt werden könnte.

6. Ich war also kein „Gutachter" im Sinne des Herrn Kollegen Goetz.

Befragt wurde ich lediglich nach der Beurteilung des Bildes, also nach körperlichen Merkmalen eines mir Unbekannten. Das Bild zeigte nur den Kopf. Vorderasiatisch und dinarisch sind in dem Falle lediglich Ausdrücke für einen Merkmalskomplex und, da nur der Kopf in Frage kommt, weitgehend gleichbedeutend. Psychische Merkmale schieden mithin aus. Daß für mich der Merkmalskomplex, ‚vorderasiatisch" oder „dinarisch" nicht mit „jüdisch" zusammenzufallen braucht, geht aus meiner Bemerkung hervor: „Ich habe die Erfahrung, daß in Gebieten, wo dinarischer Einschlag vorkommt, plötzlich in Familien, die sicher nicht jüdisch sind, typisch jüdische Gesichter auftauchen, was anthropologisch nicht überraschend ist", außerdem habe ich an anderer Stelle als Erster auf das Vorkommen des „Dinariers" bereits in der vormegalithischen Zeit Schleswig-Holsteins hingewiesen, also in einer Zeit, in der von Judentum nicht die Rede sein konnte. Die Erregung des Herrn Kollegen Goetz über Herrn Günther erscheint sehr begreiflich, rechtfertigt aber keineswegs seine ausfallende Stellungnahme gegen mich und mein „sogenanntes Gutachten, von dessen Sachlichkeit sich der unparteiische Leser überzeugen mag".

B. Sachliches.

Naturwissenschaftler und Geisteswissenschaftler reden in Rassenfragen häufig aneinander vorbei, weil letztere die naturwissenschaftlichen Grundlagen nicht genügend beachten, die die moderne Erbforschung der Naturwissenschaft gegeben hat.

Im Rahmen dieser Stellungnahme ist es nicht möglich, Sonderauffassungen einzelner Autoren zu berücksichtigen; ich gebe kurz meine Ansicht wieder, die von der Mehrzahl der Forscher geteilt wird.

Vererbt werden nicht Merkmale als solche, sondern Reaktionsfähigkeiten des Individuums.

Ein rezessives Merkmal tritt nur dann in Erscheinung, wenn es dem Individuum von beiden Eltern zufällt.

Merkmale, die durch mehr als ein Faktorenpaar bestimmt sind, zeigen eine (genotypisch bedingte) größere Variabilität als Merkmale, die durch ein Faktorenpaar bedingt sind.

Das Äußere und die Leistungen des Individuums hängen in erster Linie vom überkommenen Erbgut ab.

Die Umwelt kann ein Individuum nur in den Grenzen, die das Erbgut zuläßt, abändern, — so werden durch gute Erziehung Maximalleistungen, durch Erziehungsmangel Minimalleistungen erzielt, so weit die vorhandenen Anlagen es zulassen.

Die Leistungen einer Rasse sind gleich der Summe der Leistungen der die Rasse zusammensetzenden Individuen.

Auch die Rasse besitzt ihr Erbgut.

Verschiedene Rassen sind im Erbgut verschieden, also auch in ihren Leistungen.

„Reine Linien, ‚Klone' im Sinne der Vererbungsforschung bei Pflanzen und Tieren, hat es beim Menschen nie gegeben, diese Begriffe gelten nur für Lebewesen mit ungeschlechtlicher Fortpflanzung oder bei Selbstbefruchtung."

Trotzdem ist auch beim Menschen eine Variationsbreite vorhanden, die lediglich auf Umweltwirkung beruht (Paravariation).

Die unter dem Einfluß der Umwelt hervorgerufenen Unterschiede sind, soweit experimentelle Forschung ein Urteil gestattet und nach den Erfahrungen des täglichen Lebens, nicht erblich. Die Abänderung verschwindet, sobald das Individuum (oder seine Nachkommen) in die ursprüngliche Umwelt zurückversetzt wird. Der Nachweis der Erblichkeit ist für keinen einzigen dieser Fälle erbracht. Wenn ein „Berliner" (nur um eine der von Goetz genannten angeblich beweisenden Beobachtungen hervorzuheben) nach München verpflanzt wird und er und seine Nachkommen bayerischen Dialekt und bayerische Sitten annehmen, so hat sich nichts Erworbenes vererbt, nach Berlin zurückversetzt nehmen sie bald wieder Berliner Allüren an. Ein Schauspieler, der Götz v. Berlichingen darstellt, ist noch lange kein Götz.

Eine andere Variabilität beruht darauf, daß erbliche Abänderungen auftreten (Idiovariation, Mutation).

Ihre Kreuzung mit den vorhandenen Erbanlagen, sowie Kreuzung schon vorhandener untereinander ergibt Mixovariation.

Die ersten Menschen, aus denen die ersten Rassen[1]) unter dem Einfluß von Isolierung, Auslese, Auslese und Siebung hervorgingen, waren also schon nicht einheitlich.

Selbst eine allererste Rasse kann also nicht aus völlig gleichen Individuen bestanden haben.

Jede neu entstandene Rasse war wiederum von neuem sofort den Einwirkungen der Umwelt, der Idiovariation und Mixovariation unterworfen.

Sie erfuhr also dauernde, wenn auch zunächst langsam sich äußernde Wandlungen.

Solche primär entstandenen Rassen bezeichne ich als Rassen erster Ordnung.

Anders, wenn zwei oder mehrere Rassen sich mischen. Wir wissen, daß bei Rassenkreuzung die für jede Rasse charakteristische Merkmalsreihe zerrissen wird, daß kaleidoskopisch neue Merkmalsverbindungen entstehen.

Wir haben nun ein Rassengemisch vor uns, das um so komplizierter erscheinen wird, je mehr Rassen sich mischen.

Ein Rassengemisch an sich gibt aber noch keine neue Rasse.

An einem Rassengemisch kann wiederum Erbänderung, neuerdings Mixovariation, Isolierung, Auslese, Auslese und Siebung angreifen. Das Bild wird dadurch einheitlicher (selbstverständlich nie konstant). So kann aus einem Rassengemisch eine neue Rasse hervorgehen.

---

[1]) Über die Definition siehe unten.

Eine solche aus einem Rassengemisch entstandene neue Rasse nenne ich eine Rasse II. Ordnung.

Die Unterscheidung einer Rasse I. Ordnung von einem Rassengemisch einerseits und einer Rasse II. Ordnung andererseits ist nicht einfach. Nur Untersuchung der alteingesessenen Bevölkerung ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht in erbbiologischer Familienforschung unter Heranziehung der historischen Quellen und reiches prähistorisches Skelettmaterial kann zum Ziele führen.

Rasse ist eine Gruppe von Menschen (eine Fortpflanzungsgemeinschaft), die sich durch den Besitz gleicher Erbanlagen von anderen unterscheidet und zu einem Glied im phylogenetischen Geschehen geworden ist.

Nur für weit zurückliegende Zeiten, in denen auf weitem Raum wenige Menschen lebten, die ersten Rassen in Isolierung entstanden, war Rasse und Volk eins.

Dann folgte Rassendurchmischung.

Unter Volk verstehen wir heute eine Gruppe von Menschen, die gleiche Kulturgüter z. B. eine Sprache gemeinsam haben.

Die Leistung eines Volkes ist gleich der Summe der Leistungen der es zusammensetzenden Individuen.

Da die Leistungen des Individuums erbmäßig bedingt sind, das Erbgut der einzelnen rückblickend rassenmäßig verankert ist, sind auch die Leistungen eines Volkes von seiner rassenmäßigen Zusammensetzung abhängig. Das gleiche gilt für die Bevölkerung einzelner Landschaften in einem Volksgebiet.

Von den Rassen, die am Aufbau der Bevölkerung Deutschlands beteiligt sind, ist die dinarische Rasse am ehesten als Rasse I. Ordnung zu betrachten, jedenfalls kennen wir kein zweites Element, das in sie eingegangen wäre, wie in der nordischen Rasse die Cro-Magnon- und die Brünnrasse. Ich habe darauf hingewiesen, daß Vertreter derselben schon frühzeitig die Brücke nach Skandinavien (Schleswig-Holstein) betraten.

Auch die alpine Rasse dürfte den Rassen I. Ordnung zugehören.

Über die mediterrane Rasse sind unsere Kenntnisse noch nicht weit genug gediehen.

Die sogenannte nordische Rasse kann nur im Norden entstanden gedacht werden. In Schleswig-Holstein finden wir zur Zeit des Mesolithikums Vertreter der Brünnrasse und der Cro-Magnonrasse. Die dinarische Rasse und auch kurvoccipitale Schädel sind sicher vormegalithisch vorhanden.

Bei der Bildung der sogenannten nordischen Rasse spielt die Brünnrasse und die Cro-Magnonrasse die Hauptrolle. Diesen Rassen entsprechen die verschiedenen Anteile an der sogenannten nordischen Rasse, die von Kollmann, Bogdanow, Hausschild und dann von Paudler für historische Zeiten erkannt wurden.

Wenn wir dinarische Einschläge im Norden in wechselnder Häufigkeit in verschiedenen Gegenden finden, so sind wir heute nicht mehr gezwungen, zur

Erklärung auf historisch stattgehabte Wanderungen, Kolonisationen oder Militärbesetzungen zurückzugreifen, ein altes Rassenelement kann sich erhalten haben.

Wir dürfen heute die sogenannte nordische Rasse nicht mehr als Rasse I. Ordnung ansehen, wenngleich es die Mehrzahl der Anthropologen noch tut. Wir erkennen auch heute noch in der Bevölkerung des Nordens die alten Elemente. Zugleich haben sich aber neuerdings neue Merkmalskombinationen in einzelnen Landschaften gebildet, über die wir noch nicht mit Sicherheit aussagen können, ob sie durch Auslese oder Isolierung entstanden sind und dann als Rassen zweiter Ordnung zu betrachten wären oder ob sie eine einfache Mischänderung darstellen.

Die Bevölkerung Deutschlands ist nach Gegenden von altersher verschieden durch den prozentualen Anteil der Brünnrasse, der Cro-Magnonrasse, der dinarischen, alpinen und der mediterranen Rasse.

Verschiedenheiten im Körperlichen und Geistigen müssen daher in den verschiedenen Gegenden Deutschlands nachweisbar sein, rassenmäßig bedingte Unterschiede. In einer Gegend wird häufiger hier diese, dort jene Fähigkeit hervortreten. Die unendlichen Genkombinationsmöglichkeiten werden überall im Süden wie im Norden, im Osten wie im Westen günstige und ungünstige Individuen auftauchen lassen.

Rassenmischung an sich ist ebensowenig nachteilig wie „Heirat" an sich, es kommt darauf an, welche Rassen, welche Erbmerkmale sich dabei zusammenfinden.

Daß das Rassengemisch, aus dem das Deutsche Volk sich ursprünglich zusammensetzte und die aus ihm hervorgehenden Merkmalskombinationen hochwertig ist, beweisen die Leistungen des Deutschen Volkes, seine Geschichte.

Durch Bevorzugung einer Merkmalskombination künstlich die Sachlage zu ändern, wäre aus zwei Gründen ein gefährliches Experiment:

Erstens wird dabei der Untergang eines anderen Elementes angestrebt, das sich bewährt hat.

Zweitens beurteilen wir ein Individuum nach den sichtbaren Merkmalen; unbekannt ist uns aber, zu welchen Merkmalskombinationen es kraft seiner nicht sichtbaren Merkmale in seinen Nachkommen fähig sein wird.

Die Eugenik will und kann also gar nicht mit Erfolg an Rassen angreifen, sondern nur an Individuen. (Daher die Bestrebungen, den von manchen mißverstandenen Namen „Rassenhygiene" durch „Eugenik" zuersetzen!)

Schädlinge sind ohne Rücksicht auf Rassenmerkmale an der Fortpflanzung zu hindern.

Der Verarmung an wertvollem Erbgut ist entgegenzutreten.

Als Irrtum dürfte erwiesen sein, daß nach Auffassung der heutigen Rassenforschung Rasse etwas „konstantes" sei, wie Herr Kollege Goetz behauptet. Ein erbliches Merkmal braucht, wenn es rezessiv ist, nicht in jedem Individuum einer Rasse in Erscheinung zu treten, es kann durch Idiovariation verschwinden; neue Merkmale entstehen auf dem gleichen Wege.

Nur nach erblichen Merkmalen können wir Rassen erkennen.

Für die Behauptung der Geisteswissenschaft, „daß die völkisch-kulturelle Entwicklung stärker ist als jeder ursprüngliche Rasseneinschlag", ist der Nachweis nicht erbracht.

Die Ansicht, daß „Vermischung der Rassen nicht Degeneration bedeuten muß", ist auch die Auffassung naturwissenschaftlicher Rassenforschung.

Rassenmischung bietet die Möglichkeit zu neuen Genkombinationen, sie können günstig oder ungünstig ausfallen. Die Natur führt uns in Rassenkreuzungen Experimente vor, deren Ergebnis nicht vorausbestimmt werden kann.

Durch Versetzung einer Rasse in eine andere Umwelt hervorgerufene Modifizierung berechtigt nicht zu dem Satz: „Das geistige Element einer Rasse wird unter Umständen ein durchaus anderes." Daß die Bedingungen der Umwelt sich rasch ändern und in Abhängigkeit hiervon die von den Erbanlagen angeregten Reaktionen anders verlaufen, als unter den ursprünglichen Bedingungen, wodurch nicht erbliche Veränderungen des Phänotypus rasch sichtbar werden, berechtigt ebensowenig die Behauptung „die geschichtliche Entwicklung spielt gegenüber dem scheinbar für immer Angeborenen eine entscheidende Rolle".

Hier wird die Reaktionsfähigkeit auf Umwelteinflüsse mit Erbänderung verwechselt. Umwelt und rassenmäßig Bedingtes ist scharf zu trennen. Unhaltbar ist der Satz: „kein angebliches Erbteil einer Rasse hält Stand, wenn es sich dauernd um andere Einflüsse handelt" (gemeint sind Umwelteinflüsse).

Zu weiteren Ungenauigkeiten des Herrn Kollegen Goetz sei folgendes hervorgehoben.

Die einseitige Überschätzung der nordischen Rasse durch Günther hat durchaus nicht die Zustimmung der Rassenforscher gefunden.

Wenn die Schädelform unter gewisser Umweltwirkung beeinflußbar erscheint, so darf daraus nicht der Schluß gezogen werden, daß das Merkmal als unter Umständen wandelbar keine Bedeutung für die Rassenforschung besitze.

Die Tatsache, daß benachbarte Gebiete anthropologisch verschieden sind und auch Geschlechtsunterschiede nach Rassenmerkmalen sich nachweisen lassen, stellt der Anthropologie Aufgaben, berechtigt aber nicht zur Behauptung, „so bricht doch im Grunde jede Rassenbestimmung nach körperlichen Merkmalen zusammen".

Nur auf Unkenntnis beruhende Nichtachtung der Ergebnisse der Vererbungsforschung kann einen Forscher von den Anthropologen sagen lassen, „alles, was sie über die Erblichkeit der Rassenmerkmale aussagen und weiter daraus folgern, ist nichts anderes als Phantasie".

NACHWORT.

VON W. GOETZ.

Die vorangehenden Feststellungen des Herrn Kollegen Aichel ergeben folgende Tatsachen: Unter Verschweigung des wahren Sachverhaltes hat der Verleger Lehmann in München in scheinbar völlig harmloser Weise Herrn Aichel um eine Äußerung über ein Bild ersucht. Diese private Äußerung ist dem Gericht in Leipzig als Gutachten vorgelegt worden, ohne daß Herr Aichel davon etwas erfahren hat! Ich höre, daß auch das Institut der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft auf die gleiche Weise befragt worden ist. Ich vermute, daß auch die Institute in Breslau und München in gleicher Lage waren. Daß der Verleger diese Fragen gestellt hat und nicht Herr Günther in Jena, sei zur Entlastung des letzteren in dieser einen Hinsicht festgestellt. Dieser Verleger, der an der „Erneuerung" Deutschlands und des Deutschtums arbeitet, ist jedenfalls ein ausgezeichneter Vorkämpfer deutscher Tugend und Wahrhaftigkeit. Entlastet sind auch die vier Anthropologen, die eine rein private und unverbindliche Mitteilung zu machen glaubten; die Herren werden mir wohl zugeben, daß Urteile nach Bildern — und nach was für einem! — überhaupt nicht gegeben werden sollten. Irrtümern wird jeder ausgesetzt sein, der nicht zum mindesten mehrere Aufnahmen vor sich hat. Über das Verhalten des Verlegers, der seine Gutachter über den Zweck seiner Anfrage doch wohl mit voller Absicht täuschte, um ihr Verantwortungsbewußtsein nicht wachzurufen, sei kein weiteres Wort verloren. Ich zweifle nicht, daß Herr Lehmann als Vorkämpfer für die „Erneuerung Deutschlands" nicht schwanken würde, ein solches Vorgehen als „echt jüdisch" zu bezeichnen, wenn ein jüdischer Verleger derartiges getan hätte.

Was die Äußerungen Aichels zur Rassenfrage betrifft, so begrüße ich sie lebhaft, denn auch ich halte eine Auseinandersetzung zwischen Anthropologen und Historikern über das Rassenproblem für fruchtbar und für notwendig. Und ich sehe zwischen dieser wissenschaftlichen Rassenforschung und den Anschauungen des Historikers keine wirklich tiefen Gegensätze. Was nicht nur ein Historiker, sondern jeder nach Erkenntnis Strebende wünschen muß, ist nur dies, daß endlich der Kampf gegen einen Dilettantismus tatkräftig aufgenommen wird, der vom gesinnungstüchtigen Verleger unterstützt unser Volk in unhaltbare Gedankengänge der Selbstbespiegelung und des Größenwahns treibt. Was Aichel über die nordische Rasse schreibt, sollte doch wohl den Wahnvorstellungen über sie ein Ende setzen und die sog. Aufnordung denen überlassen, deren beschränkter Horizont derartiger Hoffnungen bedarf. Man sagte mir, Herr Günther habe auf dem Gebiet der Einzeluntersuchung von Rassenmerkmalen immerhin Verdienste. Aber was nützt uns das, wenn das gewonnene Material dann restlos — denn bei Herrn Günther geht alles auf — in den Dienst von Phantasien gestellt wird, die den Ergebnissen der wissenschaftlichen Rassenforschung Hohn sprechen? Man muß die Voraussetzungen aller Rassen-

forschung begriffen haben, ehe man aus Einzelbeobachtungen Systeme zimmert. Herr Günther und seine Leute glauben an reine Rassen und verwerfen die Rassenmischung und schreiben den lediglich vorausgesetzten Rassen konstante Eigenschaften zu. Alles, was Aichel mit Recht festzustellen vermag, widerstreitet solchem Glauben. Wäre es deshalb nicht richtig, die Grenze gegenüber denen, die unser Volk mit Irrtümern — ich möchte sagen: Zweckirrtümern — überschütten, so bestimmt aufzurichten, daß man draußen im großen Publikum endlich den Glauben an diese Irrtümer verliert? Das ist das einzige, was ich den wissenschaftlichen Rassenforschern vorzuwerfen habe, daß sie dem Treiben des Dilettantismus nicht kräftig genug entgegentreten.

Was zwischen Anthropologen und Historikern zu erörtern ist, betrifft in erster Linie die Frage nach dem Gewicht des Rasseneinschlags und der völkisch-kulturellen Entwicklung. Historiker und Anthropologen stimmen darin überein, daß es heute praktisch reine Rassen nicht gibt. Ohne diese Frage hier lösen zu wollen, sei doch an das Beispiel des Menschen angeknüpft (des Berliners), der in einer neuen Umgebung sich ändert. Aichel sagt, daß der Berliner zwar in München Münchener wird, daß er aber bei der Rückkehr nach Berlin sofort wieder die alten Eigenschaften hervorkehrt. Mir scheint an dieser Beweisführung zweierlei zu fehlen: erstens die Feststellung, ob ein vermünchnerter Berliner auch nach mehreren Generationen durch sein Erbgut wieder Berliner wird. Ich behaupte, er wandelt sich in gleicher Weise zum Berliner, wie sich der erste der Reihe, der nach München ging, zum Münchener gewandelt hat. Und zweitens die weitere Feststellung: ob das in München dauernd verbleibende Geschlecht eines Berliners durch den Einfluß der Umwelt nicht durchaus Mitglied des Münchener Volkstums („Rasse") wird — ich kenne so viele Beispiele einer absoluten Vermünchnerung oder — vom Elsaß her betrachtet — einer so absoluten Französierung schon in der zweiten Generation, noch mehr in der dritten, daß ich an das fortwirkende Erbteil nicht glauben kann. Neue Gebilde — etwa ein Münchnertum mit norddeutschem Einschlag oder ein Franzosentum mit deutsch-elsässischem Einschlag können wohl nur entstehen, wenn der fremde Zusatz zahlenmäßig stark ist; anderenfalls geht der Einzelne und die Minderheit in der neuen Umwelt völlig auf.

Aber ich gebe zu, daß hier mit schärferen Untersuchungen noch eingesetzt werden muß, und ich heiße im voraus jeden Beitrag dazu im Archiv für Kulturgeschichte willkommen.

